Inf. Bremer,
Johann Gottfried.

Die
symboliſche Weisheit der Aegypter
aus den verborgenſten Denkmälern des Alterthums.

Ein Theil der Aegyptiſchen Maurerey, der zu Rom nicht verbrannt worden.

Herausgegeben
von
Karl Philipp Moritz.

Berlin, 1793.
in Karl Mayborff's Buchhandlung.

6503124-7

Nondum flumineos Memphis contexere libros
Nouerat; in ſaxis tantum volucresque, feræque,
Sculptaque ſervabant magicas animantia linguas.

Lucanus.

Vorrede
des Herausgebers.

Diese ägyptische Maurerey ist zu unschuldig, als daß irgend ein Inquisitionsgericht sie verbrennen dürfte. —

Eine wohlgeordnete Nebeneinanderstellung von Erklärungen der vornehmsten Symbole oder Hieroglyphen der Aegypter ist der Inhalt dieses Werkchens, das zur Vermehrung nützlicher und schöner Begriffe seines Zwecks gewiß nicht verfehlen wird; da es auf eine eben so an-

genehme als lehrreiche Weiſe durch die Einbildungskraft zu dem Verſtande ſpricht. — Um ſo mehr hoffe ich, bey der Herausgabe dieſer Blätter, mir die Zufriedenheit und den unbekannten Verfaſſer den Dank des Publikums verſprechen zu dürfen. Berlin, den 2ten April 1793.

K. P. Moritz.

Vorbericht des Verfassers.

Ob die Weisheit der Aegypter überhaupt, in Vergleich mit der unsrigen, gleichsam nur die Vorerkenntnisse des menschlichen Wissens enthielt, oder ob mehr in ihr verborgen lag, als wir uns kaum träumen können — das wollen wir hier nicht weitläuftig erörtern. Wir werden doch itzt nach viertausend Jahren natürlicherweise wohl mehr wissen, als man damals wußte. Aber wie viele Künste, selbst jüngerer Völker, sind nicht verloren gegangen, von de-

nen wir auch nicht eine Spur mehr antreffen, die uns Hofnung geben könnte, sie irgend einmal wieder zu finden. Ueberdies muß jede folgende Generation gleichsam wie ein neues Volk immer erst von vorne anfangen und fast ihr halbes Daseyn hinbringen, um sich nur erst in die ungeheure Masse des menschlichen Wissens, das die vorhergehende ihr überließ, hinein zu studiren. Wie vieles vergessen und übergehen wir nicht; und was vergessen nicht ganze Generationen wieder? Ueberdies wachsen unsre Kenntnisse nicht so sehr und so schnell, wie wir es uns einbilden. Die Geschichte wächst zwar wider unsern Willen mit jedem Tage, aber Künste und Erfindungen nicht. Und eben daraus, daß die Aegypter schon so viele Künste und Erfindungen besaßen, läßt sich abnehmen, wie viele kultivirte Völker ihnen schon vorhergingen, deren Andenken sich verlor. Jzt, da

die Geſchichte leider! nicht weiter reicht, müſſen wir bey den Aegyptern, als dem erſten kultivirten Volk des Erdbodens ſtehen bleiben. Wir können es nicht einmal wagen, daſſelbe von den Chineſen, oder dieſe von jenem, oder von welchem Volk ſonſt, abzuleiten. Alles was wir über den Urſprung der Völker oder des Menſchengeſchlechts vorbringen, verliert ſich in Muthmaßungen und Nebel, und vielleicht iſt, nach allem was Philoſophen und Geſchichtſchreiber oder Alterthumsforſcher hierüber geträumt haben, noch das wichtigſte, was Horaz ſich dachte:

Vt prorepſerunt primis animantia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Vnguibus et pugnis, dein fuſtibus, atque ita perro
Pugnabant armis, quæ poſt fabricaverat vſus;
Donec, verba quibus voces ſenſusque notarent,
Nominaque inuenere: dehinc abſiſtere bello,

Oppida ceperunt munire et ponere leges;
Ne quis fur esset, neu latro, neu quis adulter.

Sat. Lib. 1. Sat. 3.

Nur Jahrtausende waren die langsamen Stufen, auf welchen die Menschengeschlechter zu der Masse von Kenntnissen gelangten, die sich bisher mit ihnen fortgewälzt hat; bey welcher Fortwälzung natürlicherweise durch allerley Conjuncturen vieles erdrückt, verdrängt, vergessen und verkannt worden. Viele Völker haben, ihrer Lage und Verfassung nach, von dem allen wenig oder gar nichts gewußt, so wie tausende von Menschen gebohren werden und sterben, ohne das geringste weiter, als dies zu wissen. Man betrachte alle unsre heutigen Wilden. Wie weit sind nicht die meisten asiatischen Völker zurück! Wie tief sind nicht viele Völker von ihrer ehmaligen Höhe des Wissens gesunken. Alles dies zeigt, daß die

Stufenfolge des Wachsthums menſchlicher Kenntniſſe, weder für ſo regelmäßig, noch ſo entſcheidend vollkommen, nach Verhältniß des größeren oder geringeren Alterthums zu achten iſt.

Das wenige, was hier in folgenden Blättern von der ſymboliſchen Weisheit der Aegypter dargeſtellt wird, enthält nun freylich keine große Myſterien oder beſondere Spuren geheimer Künſte — und inſofern möchten einige Neugierige dieſer Art eben nicht ihre Rechnung dabey finden; denn man ſieht hier nur, durch welche Symbole jene Weiſen des Alterthums einige Züge der Moral und Menſchenkenntniß ausgedrückt haben, und was alſo, wenigſtens von dieſem Theil der ſogenannten ägyptiſchen Maurerey, die eine Zeitlang wieder in Ruf gekommen, zu halten ſey.

Will man nun aber sogleich nach demjenigen Vorurtheil davon urtheilen, das man von dem berüchtigten Cagliostro gefaßt hat, von welchem sie herrühren soll, so geht man wieder zu weit; denn man muß jede Sache nehmen, wie sie ist, und was man wirklich erhebliches oder unerhebliches daran findet. Moral ist freylich fast zu unsern Zeiten vielleicht das unerheblichste geworden, was sich denken läßt, und was nützt uns die Menschenkenntniß jenes Zeitalters? Auch haben wir gewiß das Studium der Moral aufs höchste getrieben und es hat nur noch Zeit, bis wir zur Ausübung schreiten; denn wir haben noch genug zu thun, daß wie nur gerecht sind. Und da sich überhaupt das ganze System, so herrlich und wortreich es auch vorgetragen seyn mag, doch nur auf den einzigen Säz: Was du nicht willst, das dir geschicht ꝛc. als welches

unter dem Monde doch einmal gar nicht praktikabel ist, zurückführen läßt, so ist leicht zu begreifen, wie überflüßig das Ganze ist.

Diesem allen ungeachtet, wird der Inhalt folgender Blätter keine so ganz unangenehme noch unnütze Lektüre allen denen seyn, die wenigstens einigen Trieb bey sich fühlen, über den menschlichen Geist und über sich selbst nachzudenken; zu sehen, wie jener von Jahrtausenden her, im Ganzen sich immer gleich, und doch so mannigfach in seinen Modifikationen ist. Es ist sogar ein praktisches Werk für Künstler, welche allegorische Gegenstände zu bearbeiten haben.

Symbole? — Wie weit sind wir denn von Symbolen entfernt? Ist nicht alles symbol unter uns? Ist nicht unsre ganze Sprache voll Symbole? Man hat so gut Religions- als

Reichs-Insignien oder Symbole — Insignien durch alle Stände; die größere oder geringere Heiligkeit benimmt darum nichts von dem allgemeinen Karakter derselben.

Maurerey? Aegyptische? Was ist denn diese? Man lese diese Blätter: so sieht man wenigstens, worin ein Theil derselben besteht. Aber — der Beweis, daß das wirklich ein Theil derselben ist, der noch existirt? — Hm! Weil er nicht verbrannt worden ist. — Hat man den Plunder bey der Verhaftnehmung des Joseph Balsamo nicht bemerkt — lag er etwa von den übrigen Papieren glücklicherweise in einem Winkel oder sonst auf der untersten Stufe getrennt, oder war er verliehen, oder ist es irgend eine Abschrift von mehreren Abschriften? Alle diese Umstände mögen so oder anders seyn; so ist darum die Schrift im geringsten nicht anders da, als sie

da ist; und sie wäre gewiß zu unschuldig, um verbrannt zu werden. Doch was ist zu Rom nicht von jeher alles verbrannt worden?—

Worin das übrige der ägyptischen Maurerey bestehe, erhellet so wenig aus diesen Blättern, als uns das Geheimniß der Maurerey selbst bekannt ist. Schon lange hat man gesagt, das Geheimniß der Maurer bestehe gerade darin, daß sie keines haben. Allein, wer von einem andern nichts weiß, wie kann der sagen, was dieser andere hat oder nicht hat? Und wenn selbst ein Maurer von keinem Geheimniß weiß: so folgt daraus noch nicht, daß die Maurerey keines hat. Vielleicht ist ihr Geheimniß so groß, so umfassend, daß sie es nur in corpore wissen, und keiner allein für sich wissen kann. Denn die Maurerey ist angeblich eine Verbrüderung, zur Beförderung des Guten und Verminderung des Uebels überall,

und wo es nur seyn kann, und zur praktischen Bearbeitung alles nur möglichen menschlichen Wissens und Forschens, was je war und ist. Wäre dies, so läßt sich urtheilen, in wiefern ein einzelnes Mitglied um alles wissen kann; nemlich jeder nur nach Maaßgabe dessen, was er ist und zu leisten vermag. Alles übrige sind Abwege, sind Menschl[illegible]eiten, und der Weise sieht, auch ohne Verbrüderung, die Fehlenden als irrende Brüder an, die so gut wie er, die Wahrheit zum Zweck haben, und daß ihn selbst so gut wie jene das allgemeine Loos des Irrthums drückt.

J. G. B.

Einleitung.

Wißbegierde und Forſchungsgeiſt iſt gleichſam ein Inſtinct der mit dem Menſchen gehohren wird, und der nur nach Verhältniß der größeren oder geringeren Feinheit der Organiſation und Gelegenheit der Cultur ſich mehr oder weniger entwikkelt, ſchärft und verſtärkt. Daher gab es zu allen Zeiten Genies in allerley Arten von Kenntniſſen und Künſten, die uns unter den berühmten Namen des Alterthums von Göttern, Helden und Weiſen bekannt ſind.

Wir kennen nur die Aegypter als das älteſte Volk, das uns, aus dem Umfange ihrer Einſichten in die Meßkunſt, Sternkunde, Baukunſt, Tonkunſt, Bildhauerkunſt, Chemie, Bergwerkswiſſenſchaft, Ackerbau, Staatskunde und Landwirthſchaft, urtheilen läßt, welche Vorgänger ſie gehabt und welche Genies unter ihnen ſelbſt gelebt haben müſſen.

Ueber alles aber ſchätzte man bey ihnen die Wiſſenſchaft der Hieroglyphen, oder die Kennt-

niß der heiligen Bilderschrift, die nur wenigen, und zwar den vornehmsten Priestern bekannt war. Hätte sie indessen nichts weiter als das Wenige, oder im Ganzen nur demselben ähnliche enthalten, was wir in folgenden Blättern finden: so würde dies freylich von sehr geringer Erheblichkeit und fast nur als unnütze Speculation müßiger Köpfe, dergleichen gerade die vornehmsten Priester wohl gewesen seyn möchten, anzusehen seyn; denn die erstbenannten Künste sind allerdings nur die practischen und wesentlichsten der menschlichen Gesellschaft; allein man weiß, auch diese waren in den Händen der Priester, und in ihre heilige Schrift gehüllet, und der Umfang aller dieser Kenntnisse war nach den damaligen Zeiten gewiß nicht geringe. Daher heißet es auch, Moses ward erzogen in aller Weisheit der Aegypter. Ap. Gesch. 7. 22., wohin Philo in dem Leben Mosis, außer obbenannten Kenntnissen, vorzüglich auch jene verborgene Philosophie rechnet, die in den sogenannten Hieroglyphen oder Figuren von allerley Thieren enthalten war, die man als Gottheiten verehrte.

Wie alt war also nicht die Weisheit, die Mosen zum Schüler hatte. Plato schreibt die Erfindung der ägyptischen Hieroglyphen dem Theut oder Taaut zu, und es ist bekannt, daß die Griechen anfänglich durch die Aegypter cultivirt wor-

den. Auch Philobiblius, der nach des Euſebius Zeugniß, den Sanchuniaton ſehr ſorgfältig ins Griechiſche überſetzt hat, nennt Taaut als den erſten Lehrer der Aegypter.

Die älteſten wißbegierigen Griechen durchwanderten Aegypten, wie Orpheus, Solon, Pythagoras, und ſuchten ſich bey dieſem Volk zu unterrichten. Proclus erzählt uns, Solon habe zu Sais in Aegypten den Prieſter Partanit, zu Heliopolis den Oclapis, zu Sebemiton den Ethimon gehört und von ihnen ohne Zweifel dieſe ſymboliſche Weisheit empfangen, von welcher auch Pythagoras in ſeinen Sentenzen Spuren hinterlaſſen hat, indem er ebenfalls zu Heliopolis den Aenopheus gehört hatte.

Der jüdiſche Geſchichtſchreiber Alexander, den uns Euſebius anführt, ſagt, auch Abraham habe in Heliopolis unter Aegyptiſchen Prieſtern gelebt, und ſie die Sternkunde gelehrt, die ihm von Henochs Zeiten her überliefert worden, und es ſey höchſt wahrſcheinlich, daß er von daher auch ſchon ſymboliſche Kenntniſſe gehabt habe. Denn überhaupt ſahen die erſten Menſchen alle erſchaffene Dinge als ſo viele Bilder an, aus welchen die Strahlen der Gottheit hervorleuchten, von welcher ſie ihr Daſeyn hatten. Und Epictet

hält dafür, dem menschlichen Wesen seyen gewisse ewige Symbole der Gottheit eingeprägt, die unverkennlich wären. Kein Wunder also, daß die feurige Einbildungskraft der ersten Menschen sich und die Geschöpfe umher als so viele göttlich glänzende Buchstaben ansahen, durch welche der Ewige ihnen seinen unaussprechlichen über alles zu verehrenden Namen habe andeuten wollen.

Die ägyptischen Sacerdoten behaupteten auch, daß das Studium ihrer heiligen Bilderschrift die Seele erleuchte und durch das dickste Dunkel zur Kenntniß der verborgensten Dinge führe. Sie glaubten auch ihre prächtigen Obeliske und Pyramiden, so wie das Innere und selbst die Thüren der Tempel, mit keinen besseren Verzierungen zu schmücken, als mit ihrer heiligen Bilderschrift, wodurch sie zugleich ihre Weisheit zu verewigen hofften. So erwehnt Clemens Alexandrinus der Symbole eines Knaben, eines Greisen, eines Adlers, eines Fisches und eines Krokodills, als einer Innschrift in dem Tempel Pylon zu Diospolis in Aegypten und erklärt sie so: Hört Junge und Alte, Gott hasset die Unverschämten! Nemlich: der Adler, das Bild der Gottheit; der Fisch, des Hasses, und der Krokodill, das Bild der Unverschämtheit.

Daß aber symbolische Vorstellungen auch sogar den Scythen nicht unbekannt und unge-

wöhnlich waren, lernt man aus den Pherecides Syrius, der uns erzählt, daß, als Darius über die Donau gegangen, Idanthura, König der Scythen, ihn mit Krieg bedrohet, und ſtatt einer ſchriftlichen Kriegserklärung ihm eine Maus, einen Froſch, einen Vogel, einen Wurfſpieß und einen Pflug geſchickt habe. Die Perſer verſtanden nun zwar ſogleich die Deutung dieſer Symbole; allein die Anwendung war doch zweifelhaft, wie ein Orakel. Denn der Kriegs-Oberſte Orontopagas erklärte es ſo; als wollten die Scythen ſich mit ihrem ganzen Lande ergeben, und deutete die Maus auf ihre Wohnungen, den Froſch auf ihre Gewäſſer, den Vogel auf ihr Klima, den Spieß auf ihre Waffen, und den Pflug überhaupt auf Land und Leute. Xiphodres aber erklärte das Ding ganz anders und ſagte: Wenn wir nicht wie die Vögel davon fliegen, oder uns wie Mäuſe und Fröſche verkriechen, ſo werden ihre Pfeile uns verderben. Auch Anacharſis beſchreibt uns die Scythen als ein ſehr ſymboliſches Volk, indem, wie er ſagt, ein Scythe ſogar, wenn er ſchläft, dadurch, daß er mit der Linken die Schamtheile und mit der Rechten den Mund deckt, das Symbol zu erkennen giebt, daß man zwar beydes, doch aber mehr die Zunge als die Wolluſt im Zaum halten müſſe.

Bey so einer Ausdehnung des symbolischen Hanges des menschlichen Geistes, die wir bey den Alten überhaupt antreffen, würden wir von unsern lieben Urvorfahren den Deutschen auch vieles anführen können: so wie wir noch heut zu Tage bey den Wilden in allen Welttheilen dergleichen bemerken. Allein eine ganz andere Bewandniß hat es mit der symbolischen Weisheit der Aegypter, die ein förmliches Studium und zu einer gewissen scientivischen Höhe gestiegen war, wovon wir noch etwas ähnliches bey den Indiern und vorzüglich den Chinesen antreffen, und etwas weniges in folgenden Blättern lesen.

Erklärung

einiger der vornehmsten Symbole oder Hieroglyphen der Aegypter.

Univ. Bibl. München

Die Gottheit.

Ein Auge über einem Scepter ist das Symbol der Gottheit, die über alles erhaben, alles siehet und regiert. Man findet auch zuweilen das Bild eines Stabes, als ein Zeichen der unwandelbaren, immer fest stehenden göttlichen Natur, die alles gründet und erhält.

Die Ewigkeit.

Sonne und Mond sind das Bild der Ewigkeit, weil man sie als ewige Elemente ansah. Man bezeichnete auch die Ewigkeit durch eine Schlange, die sich in einen Kreis zusammenschlingt; wiewohl fast auf eben die Art die Welt angedeutet wird, doch mit dem Unterschiede, daß die Schlange alsdenn mit vielen Schuppen zur Bezeichnung der Sterne dargestellet wird.

Die Zeit.

Eine Schlange, die in vielen Krümmungen langsam fortkriecht. Dies Bild scheint nach unsern Begriffen nicht passend, da demselben die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit fehlt, die wir vielmehr der Zeit beylegen. Allein die Aegypter hatten mehrere Symbole, um auch dieses auszudrükken, wie in folgenden vorkommen wird.

Ueberhaupt erzeigte man den Schlangen und Drachen eine besondere göttliche Verehrung; sie waren auch Symbole der königlichen Würde und der höchsten unumschränkten Gewalt, und machten einen besonderen Schmuck des Diadems aus, welches jedoch auch zum Zeichen der Milde, mit Kornähren durchflochten war; welche Idee ein gewisser Schottischer König Hungus zum Zeichen seiner despotischen Strenge, mit dem Unterschiede nachgeahmt zu haben schien, daß er eine mit Disteln durchflochtene Krone truz, mit der Inschrift; *Nemo me impune lacessit.*

Das Jahr.

Dies bezeichnete man durch einen Palmbaum, weil derselbe mit jedem Monat einen Zweig bekömmt und also mit zwölf Zweigen ein Jahr vollendet. — Die Göttin Isis war auch das Bild des Jahrs. Eigentlich war Isis ein

Gestirn, das man auch Sothis nannte, und den Griechen unter dem Namen Astrokûon, Hundsgestirn, bekannt war, an welchem vornemlich zwey Sterne zu merken: die Isis am Kopfe, und der Sirius auf der Zunge dieses Sternbildes. Die Aegypter stellten in diesem Gestirn das Prognostikon des ganzen Jahrs; auch hielten sie es für den Zeugungspunct des ganzen Weltgebäudes. Es ist noch itzt die Meinung der Astronomen, daß unser Sonnensystem nebst mehrern anderen sich um den Sirius drehen.

Die Aegypter setzten auch den Anfang des Jahrs nicht im Wassermann, wie die Römer, sondern im Krebs oder dem Hundsstern.

Das zweyfache Jahr der Aegypter.

Sie hatten ein gemeines Jahr von 365 Tagen, und ein großes, das einen Zeitraum von 4 Jahren enthielt; daher sie jenes durch den vierten Theil eines Ackers bezeichneten, als den vierten Theil des großen Jahrs, welches allein die Sonne anging, und wobey der Mond gar nicht in Betracht kam; ungeachtet beyde ihre vornehmsten Gottheiten, jene Osiris, diese Isis, waren. Das große Jahr nannten sie das Sonnenjahr oder das Jahr Gottes, und die Einschaltung war ein Priestergeheimniß; denn erst nach Verlauf von 1460 Jahren, war ein Schaltjahr vollendet.

Der Monat.

Den Monat bezeichnete man mit einem Palmenzweige, welches sich aus dem kurz vorher benannten Palmbaume, als dem Bilde des Jahrs, erklären läßt. Auch bezeichnete man den Anfang eines Monats durch einen halben Mond, mit aufwärts gerichteten Spitzen; niederwärts gerichtete zeigten den vollendeten Monat.

Der Adler.

Dies ist ein hohes Symbol der Aegypter. Einen König, der die Einsamkeit liebt und auf Gerechtigkeit hält, bezeichnete man durch einen Adler; weil dieser Vogel sein Nest auf hohen Einöden bauet und sich weit über alles Geflügel schwingt. Der Adler war auch das Bild der Sonne, der Gottheit, der Seelengröße, des Sieges, und überhaupt aller Erhabenheit und großen edlen Handlungen, welches alles man durch die damit verbundenen Nebensymbole leicht unterschied. Ein Mann, der stets hohe, edle Zwecke vor Augen hat, gleicht dem Adler, der mit unverwandten Blick zur Sonne hinanfliegt. Die Strahlen blenden seine Augen nicht, sondern stärken sie vielmehr; und wenn das Alter sie trübt, sagt Plinius, so reibt er sie mit Habichtskraut (hieracium) und sie bohren der Sonne entgegen wie vor-

her. Er ist gleichsam der ewige Vogel, denn er erreicht ein ungeheures Alter, und ist darum das Bild der Gottheit.

Der Adler hieß bey den Aegyptern Bajeth von Baj, Seele, Aether und eth, Herz; bezeichnete also ein beherztes, schnelles und feuriges Wesen; daher man ihn für das Bild der menschlichen Seele überhaupt und für jede Seelengröße insbesondere nahm. Nach der uralten Meinung der Weisen ist unsere Seele, unser denkendes Wesen, ein Theil des allgemeinen Aethers, der nie vergeht und durch nichts aufgelöset werden kann, der in den Kreisen der Gestirne zusammengedrängt unsern Augen, den ätherischen Vehikeln, sichtbar wird, der die erste und größte Masse des Ganzen ist, wohin unser ätherisches denkende Wesen zurückkehrt, sobald es von der organisirten Hülle getrennt wird.

Daher die Nebenideen, die sich unter allen Völkern so mannigfach modificirten, von den Aus- und Einflüssen der Gestirne auf die Sterblichen: Ein Stof, den neuerlich der Magnetismus zu läutern gesucht hat. Daher die glänzende dichterische Idee der Alten, bey denen es ein beglaubtes Dogma war, daß große Seelen unter die Sterne versetzt und selbst Gestirne würden Hohe Tugend und ein reiner Geist strahlen weit umher, sie strahlen gewöhnlich aus den bemoosten Hütten der Ar-

men, die ſie gleichſam mit einem heiligen Nimbus umgeben; indeß die Palläſte des Laſters von geraubtem Golde ſchimmern.

Aelianus und Porphyrius erwehnen eines weltberühmten Adlersorakels in Aegypten, deren Prieſter Adlersblut tranken, um dadurch Vorherſehungskraft zu erlangen. Man hielt auch dafür, daß der Adler kein Waſſer, ſondern nur Blut trinke.

Im Kiranides ſteht auch ein ägyptiſches Recept zu einem myſtiſchen Ringe: Man laſſe in einen xiphiſchen Stein (Sapphir) einen Adler ſtechen, der einen Xiphias, (Schwerdtfiſch) in ſeinen Klauen hat. Unter den Stein verſchließe man etwas von der Wurzel des Krauts Xiphon (Schwertel, blaue Lilien): ſo hat man einen heiligen Ring, der in allen Fällen zum Orakel dient, auch wird jedes Bildniß, auf welches man dieſen Ring legt, von dem, was man zu wiſſen verlangt, Kennzeichen und Auskunft geben. Probatum erat — — —

Die Verbindung der Seele mit dem Herzen, in der ägyptiſchen Benennung des Adlers, bezeichnet die Idee der Alten, die das Gehirn für den Sitz des Verſtandes, das Genick für den hartnäckig-

gen Schlupfwinkel der Meynung, das Herz für den Sitz des Muths und der Vernunft, Milz und Leber für die Behälter der Begierden hielten. Dies hat etwas ähnliches mit dem Inhalt eines alten Distichons:

Cor sapit et *pulmo* loquitur, *Fel* commuet iras,
Splen ridere facit, cogit amare *iecur*;

Diesemnach wäre das Herz das Principium der Weisheit; die Lunge das Principium der Sprache; die Galle das Principium des Zorns; die Milz das Principium des Lachens, und die Leber das Principium der Liebe. Die ungläubigen neuern Weisen bleiben nun freylich blos dabey stehen, daß das Herz die Quelle und der Sitz der natürlichen Wärme sey; daß die Lunge Luft schöpfe; die Galle ein Excrement (Secretion) des Bluts und der Leber sey; daß die Milz die melancholische Feuchtigkeit an sich ziehe und die Leber das Blut bilde ꝛc. ꝛc.

Das Herz war übrigens bey den Alten der leichtigste Theil des Menschen, daher die Sitte, den Weisen die Brust zu küssen, die heiligen Symbole der Weisheit am Herzen zu tragen; so wie der ägyptische Oberpriester den Sapphir der Wahrheit auf der Brust trug; desgleichen auch der jüdische Hohepriester das Urim und Tumim, wie Moses dasselbe, wie andere Ritualien mehr, nach verbesserten ägyptischen und phönicischen Ideen

ordnete. — Das Herz war der vornehmſte Gegenſtand, auf welchen auch die böſen Magier ihre Beſchwörungen richteten, worin vorzüglich ein gewiſſer Nectanabanus ſehr ſinnreich geweſen, der zuerſt auf die Spur gekommen, das Herz eines Menſchen in Wachs zu formen, und es unter tauſend Beſchwörungen mit einer Menge Nadeln zu durchſtechen, um demſelben dadurch allen Muth und Beſonnenheit zu nehmen; welcher löbliche Gebrauch auch in Abſicht der Leber, worunter man auch das Herz verſtehen kann, aus einem Verſe des Ovids erhellet:

Sagáque punicea definxit numina cera,
Et medium tenues in iecur egit acus.

Ibis, der Storch.

War bey den Aegyptern das Bild der höchſten Vernunft, deren Sitz, wie geſagt, nur im Herzen des Menſchen ſey. Der Grundſatz mag gelten, daß wir mehr oder weniger vernünftig ſind, nachdem unſer Herz mehr oder weniger böſe iſt; das heißet, nachdem wir mehr oder weniger guten oder böſen Willen haben; oder, nachdem wir mehr oder weniger geneigt ſind, nach Laune und Leidenſchaft, größeren oder kleinen Kaprizen zu handeln. Aber eine üble Wahrheit wäre es, wenn dies würklich

würklich so alles nun von dem dermaligen Mechanismus unsrer Organisation abhinge. Dies muß doch nicht so ganz wahr seyn, weil wir sehen, daß viele Menschen doch das Vermögen haben, manches Böse, selbst bey der heftigsten Leidenschaft, aus politischen und andern Gründen, die ihnen stärkeren Zwang anlegen, an sich zu halten und zu unterlassen. Dahingegen Religion und Gewissen nicht das geringste bey ihnen vermögen, weil es bey manchem noch eine Frage ist, ob das alles nicht leere Vorurtheile sind. Die Vernunft und der wahre beständige Gebrauch derselben erfordert daher eine hohe Cultur des Verstandes und des edlen Ehrgefühls, dahin zu streben, um in allen Handlungen, in jedem Betragen für einen vernünftigen ehrliebenden Mann zu gelten; wie schon die Weisen des Alterthums das Sola bona quæ honesta annahmen. Man spielt alsdenn freylich wohl in den Augen der meisten Menschen keine glänzende Rolle, und daher behagt diese Lehre so wenige, die wohl gar unser gemäßigtes Betragen, das uns viel Studium, viele Mühe und viele Ueberwindung unsrer selbst kostet, unserm glücklichen Temperament, wo nicht gar unsrer Einfalt zuschreiben. Aber der Werth und Unwerth eines Dinges besteht nie in dem Beyfall oder Tadel der Menge.

Die Ehe.

Das Bild des ehelichen und häuslichen Lebens, nebst den Pflichten der Eltern und Kinder gegen einander bezeichnete man durch ein Storchennest. Da die Störche überhaupt das Symbol der höchsten Vernunft sind: so sagte man auch, daß sie sich zur ehelichen Pflicht weder durch üppige Reitze, noch durch Ungestüm wider den Willen des andern vermögen. Die Jungen trennen sich nie von den Alten, sondern bezeigen ihnen ihre Hülfe und Anhänglichkeit, so lange sie leben; auf weitem Fluge nehmen sie die Alten auf dem Rükken und tragen sie so ganze Strecken mit fort.

Die Verehelichung eines Brautpaars bezeichnete man durch zwo Krähen, welches Symbol auch die Griechen beybehalten haben. Die Krähen sollen vorzüglich die Tugend der Eintracht und Treue besitzen, und sich nie zu andern halten, auch selbst durch den Tod oder andre Umstände getrennt, sich nie mit andern wieder paaren. Daher hielt man es auch für eine Vorbedeutung des Wittwenstandes, wenn jemanden eine Krähe allein begegnete. Bey einer bevorstehenden Hochzeit war es Sitte, der Braut zuzurufen: Εκκορει κορη κορωνην; „Sättige fleißig, junge Braut, die Krähe!“ Denn sie

mußte, um sich einer um so bessern Ehe zu versichern, der heiligen Krähe einen fetten Schmauß geben, wozu sich allerley Leute vor der Wohnung der Braut einfanden, die denn herauskam und ihnen Feigen zum Krähenfutter austheilte, wogegen sie ihr einen schönen angesehenen und reichen Mann wünschten, weil sie die heilige Krähe, das Bild der ehelichen Liebe, so gut bedächte. Athenäus führt hierüber folgende Stelle aus dem Colophonius an:

Ωπαι θυραν αγκλινε, πλουτος ηκουσε;
Και τη κορωνη παρθενος φερει σοκα
Θεοι γενοιτο μεταπεμπτος ἡ κορη,
Καφνειον ανδρα κ' ωνομαστον εξουρον;
Και τω γεροντι πατρι κυρον εις χειρας,
Και μητρι κυρην εις ταγουνα κατθειη-

Oefne, Mädchen, die Thür. Plutus hat es gehört.
Bringe Feigen der heiligen Krähe!
O, von vielen Freyern gesuchtes Mädchen,
Die Götter schenken dir den reichsten, den beßten;
Gieb in die Arme des alten Vaters ein Söhnlein,
Und ein Töchterchen auf den Schooß der Mutter.

Der Löwe.

Muth und Zorn bezeichnete man durch das Bild des Löwen; die Stärke durch die Vordertheile desselben. Der große runde Kopf des Lö-

wen, mit zerſtreueten, ſtrahlenden Mähnen umher, war auch das Bild der Sonne und des großen Gottes, als mit welchem man eine vorzügliche Aehnlichkeit darin zu finden glaubte. Man ließ auch den Stundenthron der Sonne auf Löwen ruhen, und ſtellte ſie als Schirm und Wächter an die Eingänge der Tempel; ſo wie man überhaupt einen wachſamen fleißigen Mann durch einen Löwenkopf bezeichnete. Der Löwe, ſagt man, ſoll mit geſchloſſenen Augen wachen und mit offnen Augen ſchlafen, und daher das beſte Symbol der Huth und Wachſamkeit abgeben.

Das Uebermaaß aller Gewalt und Stärke, einen ſchrecklichen und fürchterlichen Krieger, einen verheerenden Feind, bezeichnete man durch das Symbol eines wüthenden Löwen. Auch die Ueberſchwemmung des Nils wurde durch das Bild des Löwen dargeſtellt, weil, wenn die Sonne in dies Geſtirn tritt und ſo lange ſie darin verweilt, der Nil oft noch einmal ſo hoch anſchwillt; daher man auch an die Eingänge der Kanäle und Quellen das Bild des Löwen ſtellte.

Den unmäßigen Zorn und das daraus erfolgende hitzige Fieber, bezeichnete man durch einen Löwen, der ſeine eigne Jungen mit dem Schwanz peitſcht, daß die Funken umher fliegen. — Man ſagt wenigſtens, daß bey dieſer Operation eine Menge elektriſche Funken ſprühen.

Einen Menschen aber der sich selbst das Fieber vertreibt, bezeichnete man durch einen Löwen, der einen Affen frißt, um sich von einer ähnlichen Krankheit zu heilen; welches auch würklich bald nach dieser Mahlzeit erfolgen soll.

Uebrigens ist der Löwe überall das Symbol der Majestät, und wird noch immer zu allerley Insignien, Sinnbildern und Verzierungen gebraucht. Das Bild des Löwen war nicht nur bey den Aegyptern, Griechen und Römern im Gebrauch, sondern auch bey den Juden, in deren Tempel sogar der Opfer-Altar das Bild desselben enthielt, welches aus der hebräischen Benennung אריאל Ariel erhellet, von ארי Ari ein Löwe, und אל El Gott, das heißt, der Löwe Gottes; theils zum Symbol der göttlichen Majestät, wie die jüdischen Ausleger sagen, theils, weil der Altar, gleich dem Löwen, das Fleisch des Schlachtviehes verzehre. Auch sey der Löwe das Bild der Gnade und Barmherzigkeit gegen Demüthige und Schwache. In mehrern Stellen des Alten und Neuen Testaments wird der Löwe auch als ein Bild der Macht, des Heldenmuths und selbst der willkührlichen Strafgewalt dargestellt, z. B. „Es hat überwunden der Löwe aus dem Stamm Juda.“ Und wenn Paulus sagt: „In meiner Verantwortung stand niemand bey mir; aber der Herr stand mir bey, und ich bin er-

löset von des Löwen Rachen." Ueber welchen Text in die Berliner Monatschrift vom May 1792 eine sehr durchdachte Predigt eingerückt worden.

Vierzehn Löwen umgaben Salomons Thron, den der Antiquarius Josephus ἐξέδραν διαπρεπῆ ἐν ᾗ καθεζόμενος ὁ βασιλεὺς ἔκρινεν, nennt. Diese Verzierung sowohl, als jene der Aegypter an Kandeln und Teichen, war auch bey den Griechen gewöhnlich; und Sidonius Apollinaris beschreibt einen prächtigen Teich, der ringsumher mit Löwenköpfen mit aufgesperrten Rachen umgeben war, die ganze Ströhme Wassers in den Badekreis umher gespieen, daß vielen Badenden davor gegrauet; so fürchterlich und so treffend hätte der Künstler den grimmigen Blick, die zerfleischenden Zähne und wilden Mähnen der Löwen ausgedrückt.

Auch fand man häufig Löwen auf den Gräbern der Helden. So beschreibt Pausanias das gemeinschaftliche Grab der in der Schlacht gegen Philippus gebliebenen Thebaner. Es war ohne alle Inschrift, sagte er, aber ein mächtiger Löwe streckte sich über dasselbe: Eine Gewohnheit, die, nach dem Hephästion, sich vom Herkules herschreibt. Dieser Held habe nemlich in dem Zweykampf mit dem Nemäischen Löwen einen Finger verloren, und daher nur neune

gehabt. Den Finger habe man begraben und zum Andenken einen Löwen zum Grabstein errichtet.

Der Krokodill.

Das Symbol aller Falschheit und Bösartigkeit, der Raubgier und Tollwuth, auch der Fruchtbarkeit, weil dies eyerlegende Thier viele Jungen auf einmal zeugt. Wenn es vergebens einem Raube nachjagt, so wüthet es vor Bosheit wider sich selbst. — Ein Krokodill mit einer Storchfeder auf dem Kopf, ist das Bild der Faulheit und Unthätigkeit; denn mit einer Storchfeder berührt, soll dies Thier unbeweglich bleiben. — Es bezeichnet auch den Aufgang und Niedergang. Jenen, wenn es mit dem Kopf aus dem Wasser hervorragt, diesen, in umgekehrter Stellung. — Der Schwanz des Krokodills bezeichnet Finsterniß und Verderben, denn in diesem Theil des Körpers ist seine größte Stärke, womit er alles zu Boden schlägt. Der Krokodill ist auch das Bild der Unverschämtheit. In einem Tempel zu Diospolis in Aegypten, standen folgende Hieroglyphen: Ein Knabe und ein Greis, ein Adler, ein Fisch und ein Krokodill, und die Deutung war: O ihr Sterblichen! Gott hasset die Unverschämtheit.

Der Elephant.

Das Symbol vorzüglicher Stärke des Geistes und des Körpers. Der Elephant soll indessen vor einem Widder und einem Stier die Flucht nehmen, sobald er eines dieser Thiere nur erblickt oder riecht; ein Beweis, daß er es seiner unwürdig hält, sich mit diesen Kreaturen zu besudeln und sie zu vertilgen; auch zu gerecht und großmüthig ist, sie zu verfolgeu und ihnen das Leben zu nehmen, da sie ihm doch nicht schaden können. Er geht ihnen daher lieber selbst aus dem Wege, und läßt ihnen, was ihnen die Natur einmal gab. Die Megarenser bedienten sich einst dieses Abscheues der Elephanten gegen die Schweine, zu einer sinnreichen Kriegslist. Sie beschmierten eine ganze Heerde mit Pech, zündeten sie an, und jagten sie als stinkende Feuerbrände unter die Elephanten des Antipaters, die deshalb von allen Seiten die Flucht nahmen, wodurch alles in die schrecklichste Unordnung gerieth.

Wenn dem Elephanten die Zähne ausfallen, so soll er sie in die Erde verscharren; wollte man daher einen Menschen anzeigen, der sein eignes Begräbniß anordnet: so zeichnete man einen Elephanten, der seine eignen Zähne begräbt.

Der Elephant ist auch ein Bild der Klugheit und Verschlagenheit, wovon Aelianus ein ar-

tiges Beyspiel anführt. Ein Elephant war durch seinen Wärter um einen Theil des Futters vervortheilt worden, indem dieser, um doch das Maaß voll zu machen, einige Steine auf den Grund gelegt hatte. Der Elephant wartete daher seine Zeit ab, als der Wärter sich Grütze kochen wollte, nahm mit seinem Rüssel einen Theil davon und schüttete dagegen Sand in den Topf.

Der Elephant soll in geheim sehr über seine Knechtschaft seufzen und stöhnen, sobald er aber seinen Wärter oder sonst einen Menschen gewahr wird, plötzlich damit einhalten; er ist daher das Bild eines Unglücklichen, der seinen geheimen Kummer in sich selbst vergräbt.

Ein Elephant soll nur durch Musik zu zähmen und zu bändigen seyn, und ist daher das Bild solcher Gemüther, die nur durch Güte zu lenken sind.

Man pflegte auch ein hohes rühmliches Alter durch das Bild eines Elephanten anzuzeigen. Alexander eroberte in dem Treffen mit dem König Porus in Indien, unter mehreren Elephanten, einen vorzüglich schönen und starken, Namens Ajax, der noch zu Tibers Zeiten gelebt, mithin einige hundert Jahr alt geworden seyn soll.

Der Elephant ist endlich auch das Symbol der Geschicklichkeit und eitlen Ruhmbegierde. Mutianus erwehnt eines Elephanten, der sogar mit dem Rüssel schreiben gelernt, und nachdem er al-

lerley Ruhmrediges von sich angeführt, jedesmal mit den Worten geschlossen: „Das habe ich alles selbst geschrieben.“ Mithin träfe man diese weibische Eitelkeit nicht nur bey Menschen, sondern sogar bey Thieren an: ein Zug, der in folgenden des Martials naiv ausgedrückt ist:

Bella es, nouimus, et puella, verum est,
Et diues: quis enim potest negare?
Sed dum te nimium, *Fabulla* laudas,
Nec diues, nec bella, nec puella es.

Bist schön, ja wohl; bist Jungfer, das ist wahr;
Und reich bist du: Wer zweifelt nur ein Haar?
Doch rühmst du dich, Fabulla, gar zu sehr;
Bist du nicht reich, nicht schön, nicht Jungfer mehr.

Das Roß.

Das Symbol der Freyheit und Kühnheit, des Stolzes und der Hartnäckigkeit, des Krieges und der Streitbarkeit, der Gelehrigkeit und Mäßigkeit, ꝛc. Als der Athlet Phidolas im Wettrennen den Sieg davon getragen, ließ er den folgenden Tag sein Pferd allein auf den Platz, und es machte von selbst alle Künste unberitten, und eben so gut, als wenn sein Herr aufgesessen und es angeführt und regiert hätte; das Volk errichtete daher auch dem Roß eine besondere Ehrensäule. —

Kaligula ließ seinen Circensischen Sieger einen marmormen Pferdestall, eine elfenbeinerne Krippe, purpurne Decken, Geschirr mit kostbarem Geschmeide, und sogar die consularische Würde, mit einem Pallast und Hofstaat ertheilen, wo im Namen des hocherhabnen Kayserlichen Rosses Feste gegeben, wozu die vornemsten Römer eingeladen und auf das herrlichste bewirthet wurden.

Ein Roß, das mit Wölfen kämpft, ist das Bild der Standhaftigkeit und des hohen Muthes in Widerwärtigkeiten. Auch die Grlechen richteten die Pferde dadurch ab, und nannten sie λυκοτάδας, indem sie dadurch ungleich gewandter, muthiger und pfeilschneller wurden.

Ein Roß mit dem Anthos, einem geringen bunten Vogel auf dem Rücken, ist das Bild des Schwachen, der den Starken zähmt. Der kleine Vogel soll wegen seines blöden Gesichts das Futter nicht gut finden können und daher beständig in Gesellschaft des Rosses weiden, dem es auf den Hals springt, und durch sein Hüpfen und Zupfen zwischen den Ohren dieses Thiers, dasselbe stets im Schmause stöhrt.

Parua necat morsu spatiosum vipera taurum
Acane non magno sæpe tenetur aper, sagt Ovid.

Die kleine Otter erlegt den weitumspannenden Ochsen;
Wie ein geringer Hund den borstigen Eber ertappt.

Ein Roß in vollem Rennen ist das Symbol der flüchtigen Zeit. Ein Roß, das sich im Staube wälzt, das Bild eines mächtigen Wollüstlings. — Beym Maler Pausones bestellte jemand ein Gemälde eines im Staube sich wälzenden Pferdes; der Künstler aber, dem das Sujet zu schwer fallen mochte, oder von spöttischer Laune dagegen eingenommen war, malte das Pferd in vollem Rennen, und bewarf es über und über mit einer tüchtigen Staubwolke. Als nun der Liebhaber das Stück nicht haben wollte, weil es gegen alle Verabredung verfertigt war, und vorzüglich das Pferd sich nicht wälzte, sondern rannt; so sagte der Künstler: Wälzen Sie das ganze Stück nach Herzenslust und so viel Sie wollen in den Staub, so wird sich auch das Pferd wälzen und nicht rennen.

Theon malte einen siegreichen Helden, der mit verhängtem Zügel mit seiner Reuterey in den stürzenden Feind drang. Bey der Ausstellung hieng er einen Vorhang darüber, und stellte einen Trompeter dabey, und ließ den neugierigen Anwesenden vorher das Carmen Orthium, ein berühmtes Schlachtlied, das in einem sehr hohen Ton gesungen wurde, anstimmen. Bey dem Verse nun, wo zum Angriff geblasen wird, stieß der Mann in die Trompete, der Vorhang flog auf, und die Zuschauer, ganz von kriegrischen Ideen

erfüllt, glaubten alles in Lärm und Getümmel vor sich zu sehen.

Ein andrer Maler hatte lange vergebens ein schäumendes Roß zu malen gesucht; das Roß war fertig und wohl gerathen; allein der Schaum hatte bereits ungleich mehr Zeit und vergebliche Mühe gemacht. Zuletzt warf der Künstler aus Unwillen und Verdruß den farbevollen Pinsel auf das Gemälde, und der Schaum flog umher, wie man ihn nur wünschen konnte.

Das Nilpferd.

Das Bild des Frühlings, weil es, sobald nur das erste Gras und Kraut hervorkeimt, aus dem Nil wieder hervorkömmt. Es ist auch das Bild vorzüglicher Größe und Stärke, indem es, außer dem ungeheuren Pferdekopf, die Gestalt eines Ochsen hat, größer als ein Kameel ist, und oft 6000 Pfund wiegt. Es ist auch das Bild des unüberwindlichen, weil sein eisenhartes Fell einem Panzer gleicht, von welchem alle Pfeile (auch sogar Flintenkugeln) abspringen. Daher viele dies Ungeheuer für den Behemot halten, den Hiob beschreibt. Man bezeichnete auch eine höchst abscheuliche That durch das Bild dieser Bestie; weil man angab, daß es seinen Vater umbrächte und seine Mutter bespränge. Auch war es das Bild

eines Gefräßigen, der Tag und Nacht ſchwelgt; weil dies Thier weder Tag noch Nacht ruht; ſondern am Tage unterm Waſſer die Fiſche verſchlingt, und des Nachts die Saaten und Gewächſe des Landmanns frißt.

Der Ochs.

Das Symbol der Großmuth und Mäßigkeit, der Arbeitſamkeit und des Ackerbaues, der Gutmüthigkeit und des verliebten Blickes, auch der Abgeſchmacktheit. Unter den fünf Sinnen iſt ein Ochſenohr das Bild des Gehörs, weil er wirklich ſehr weit hören ſoll. — Ein am rechten Bein gebundener Ochſe iſt das Bild des Zweifelmuths und der Unbeſtändigkeit. — Einen Mann, der durch Schaden klug, oder durch Widerwärtigkeit gebeſſert worden, bezeichnete man durch einen mit wildem Feigenlaub umwundenen Ochſen; denn dies Laub ſoll würklich wilde Ochſen wieder zahm und ruhig machen. Ein Ochs mit einer Mücke auf dem Rücken, war das Bild der Schonung eines Mächtigen gegen Ohnmächtige und Geringe. Daher folgende Fabel beym Gabrios:

Tauri ſedebat vilis in cornu culex:
Volare num ſe vellet ipſum interrogat,
Reſpondet ille: nec ſedentem noueram
Nec coulantem te profecto ſentiam.

Auf einem Ochsen saß die Mücke
Und sträubte sich mit ihrem Glücke
Des Fluges. Willst du mit? frägt sie:
Bleib oder flieh, sprach er, ich kannt' dich nie.

Ein Gegenstück hievon ist das, was Suetonius vom Caligula erzählt, der im Fechtspiel einen alten Kämpfer, der sich freywillig vor ihm hinwarf, mit dem Dolch durchbohrte, und darauf in großem Jubel mit der Siegespalme umherlief. Es ist das scheußlichste Bild eines jeden Mächtigen, der sich glücklich fühlt, wenn er einen Geringen, der ihn beleidigt hat, oder von welchem er wohl gar nur beleidigt zu seyn glaubt, seinem Zorn und Unwillen aufopfern kann.

Das Kameel.

Das Kameel ist das Bild eines langsamen Menschen. Es ist das einzige unter allen Thieren, das die Hüfte im Gehen biegt; daher es auch im Griechischen καμηλος heißet. — Es bezeichnet auch einen Mann, der bey schwerer Arbeit Hunger und Durst und alles Ungemach ertragen kann; denn diese Eigenschaften hat das Kameel, und wenn es ja unter der Last und von der weiten Reise in ungeheuern brennenden Sandwüsten ermüdet, so wird es nicht durch Geißel und Schläge, sondern durch Musik und Gesang ange-

spornt, denn durch jenes würde man gar nichts ausrichten. Letzteres ist das Bild der lernbegierigen gutartigen Jugend, bey welcher man mit Güte mehr als mit Zwang gewinnt.

Der Parder.

Durch dies schöne Ungeheuer bezeichnete man einen Scheinheiligen, der seine bösen Unternehmungen verheelet, weil der Parder auf die Art seinem Raube nachstellet. Er verbirgt sich in tiefes Laub, und da er von Natur einen besonders lieblichen Geruch hat, so spührt das wehrlose Waldvieh demselben nach und wird zerrissen. Der Parder hat einen solchen Haß gegen den Menschen, daß er das bloße Bild desselben zerreißt, aber den Mist begierig verschlingt. Aus diesem Grunde bezeichnete man durch dies Symbol einen Menschen, der alle Tugend hasset und nur die Laster liebt. Der Parder ist auch das Bild eines jeden, von welchem sich wenig Gutes, wohl aber viel Böses sagen läßt, und von welchem man daher lieber nichts erwehnt.

Der Tyger.

Ein hungriger Tyger ist das Bild eines grausamen Tyrannen; ein gesättigter, das Bild der Faulheit;

Faulheit; denn er soll sich nicht einmal gegen die gewöhnlichsten Schäferhunde wehren, sondern lieber davon laufen. Der Tyger ist auch das Bild des Selbstmordes; eine Trommel soll ihn so rasend machen, daß er sich selbst zerreißt. Eine Tygerin, die nach Glaskugeln haſcht, ist das Bild eines Menschen, der sich von Meinungen leiten und verführen läßt. Wenn die Jäger ihr die Jungen rauben, so werffen sie ihr dagegen Spiegelkugeln vor, in welchen sie ihr verkleinertes Bild für die Jungen ansieht und auf die Art derselben beraubt wird; indeß die Jäger mit dem Raube glücklich entkommen.

Der Bär.

Das Bild der väterlichen Liebe und Fürsorge. Der Bär leckt seine unförmlichen Jungen und bildet sie gleichsam erst zu dem was sie seyn sollen. Wird er von den Jägern verfolgt, so treibt er seine Jungen so lange voran, als sie nur fortkommen können: sobald sie aber zu müde werden, nimmt er eines auf den Rücken, welches sich vestklammert, und eines ins Maul, eilt damit einen Baum hinan und sucht auf alle Weise dem Verderben mit den Seinigen zu entgehen.

Der Bär iſt auch das Bild der theuer erkauften Wolluſt, indem man ihn häufig beym Honigſange mit der Käule erſchlägt. Auch iſt er das Bild eines Menſchen, der Genügſamkeit und Verborgenheit liebt; denn er ſoll gegen den Winter ſich in ſeine Höhle verbergen und zwar ſo, daß er auf dem Rücken hineinrutſcht, damit man keine Fußſtapfen von ihm finde. Hier ſoll er den ganzen Winter in Ruhe und ohne alle andre Nahrungsmittel zubringen, als daß er blos an ſeinen eignen Pfoten ſaugt. Seneca ſagt im Thyeſtes:

Stet quicunque volet potens
Aulae culmine lubrico:
Me dulcis ſaturet quies,
Obſcuro poſitus loco,
Leni perfruar otio.

Es ſteh mächtig der da wolle
Auf des Hofes ſchlüpfrigen Zinne.
Mir genügt bey ſanfter Ruhe
In der niedern dunkeln Hütte
Freyer Wonnegenuß des Lebens.

Dieſe Vergleichung des Genügſamen und Verborgenheit liebenden mit dem Bären, werden ſich nun die Hofleute und ungenügſamen Reichen wohl gerne gefallen laſſen: allein es giebt noch ärgere Thiere, womit die heilige Bilderſprache dieſe Menſchen vergleicht; und wenn der Bär nicht,

wie diese, außer sich mächtig ist, so hat er um so mehr innere eigenthümliche Stärke.

Außer den Schlangen, Scorpionen und anderen giftigen und bösartigen Thieren, die zu den Symbolen des Hofes gehören, wird die vermeinte glückliche Lage und Lebensart der Hofleute durch ein Wasserrad vorgestellt, woran sie gebunden sind, und auf die Art bald in die Höhe, bald in den Abgrund geschleudert werden. Man nannte sie daher auch Ixions Freunde, oder Rechenfinger, die bald zehntausend, bald eins bedeuten.

Der Wolf.

Das Bild eines Räubers, eines Hungrigen; eine Vorbedeutung des Todes. Ein Wolf mit einem Stein neben sich, bedeutet Beängstigung und böse Ahndung. Denn der Wolf gehet beherzt allen Waffen entgegen, nur dem Steinwurf nicht; weil sich in solche Wunden Würmer bey ihm einfinden. — Er ist aber auch das Bild eines Menschen, der sich vor leeren Dingen fürchtet, weil er vor dem Lärm einer Trommel, wie ein Haase fliehet. — Ein Wolf ohne Schwanz bezeichnet einen Menschen, der aufs äußerste gebracht ist und sich nur noch durch den geringsten Verlust zu retten sucht. Dies Thier soll sich würklich das Haar mit

dem größten Theil des Schwanzes abbeißen, wenn es vor seinen Feinden nicht mehr weder aus noch ein weiß.

Der Hirsch.

Das Bild der Uebereilung und Flüchtigkeit, der heftigen Begierde, des eitlen Pompes und der Verführung. Ein Hirsch mit einer Otter deutet auf einen raschen ohne Urtheilskraft verfahrenden Menschen; denn beym Anblick einer Otter stürzt der Hirsch blindlings durchs Gebüsch, der äußersten Gefahr entgegen. Ein Hirsch mit einem Flötenspieler ist das Bild eines Menschen, der sich durch die lieblichen Töne der Schmeicheley einnehmen läßt; denn er fällt den Jägern leicht ins Garn, wenn sie irgend ein muntres Lied anstimmen. Ein Hirsch mit einer Schlange ist das Bild verfehlter List; indem die Schlange durch den Hauch eines Hirsches den Schwindel bekommen soll.

Der Hund.

Das Symbol der Wachsamkeit, Treue, Dankbarkeit, Freundschaft, der Schmeicheley und des Neides. Ein Hund neben einem königlichen Schmuck bedeutete einen Richter, oder irgend eine andere Magistratsperson, die in Entscheidung des Rechts und Unrechts auf das Gesetz oder den Wil-

len des Königs aufmerksam seyn soll, damit seine dabey habende Absicht gehörig erreicht werde. —

Bey den Tempeln und Heiligthümern hielte man auch Hunde zu Wächtern, und als einst zu Athen ein Tempelräuber dem wachsamen Hunde entwischte, so wurde derselbe doch in der Folge durch das unaufhörliche Anbellen und Verfolgen dieses Hundes, so oft er ihm nur zu Gesicht kam, entdeckt und bestraft. —

Ein Hund, der im Lauf aus dem Nil trinkt, bedeutet die Vorsicht im menschlichen Leben, selbst bey der nöthigsten Wollust; denn die ägyptischen Hunde sollen im Trinken nicht an einer Stelle stehen bleiben, bis sie satt sind, sondern im Fortlaufen ihren Durst löschen, weil sie nicht sicher sind, daß nicht irgend ein auflaurender Krokodill hervorschießt und sie verschlingt. Daher die Stelle beym Phädrus in der Fabel: der Krokodill und der Hund:

— — — Quamlibet lambe ocyus
Accede, pota leniter, et noli dolos
Vereri: At ille: facerem mehercule
Ni esse scirem carnis te cupidum meae.

— — — Höre mich!
Trink nicht so hastig, Lieber, komm herbey,
Und fürchte nichts! — Wie gern, bey meiner Treu,
Thät' ich's. Doch, nur nach meinem Fleisch gelüstet dich.

Ein graßfreſſender Hund bedeutet die Sorge für die Geſundheit. Man fand einſt dies Symbol in Rom mit folgender Inſchrift aus dem Ovid:

Principiis obſta, ſero medicina paratur
Cum mala per longas inualuere moras:
Sed propera, nec te venturas differ in horas:
Majus opus mores compoſuiſſe ſuos.

Dem Anfang beuge vor; dem eingewurzelten Uebel
Kommen die Mittel zu ſpät.
Eile vielmehr und verſchiebe ja nichts auf künftige Zeiten.
Sich beſſern, iſt das wichtigſte Werk.

Der Affe.

Das Bild eines Falſchen und Nichtswürdigen; der Verſtellung, der Unverſchämtheit, des Eigendünkels und der Nachahmungsſucht; auch der Liſt und Ränke, andern zu ſchaden, um Vortheile daraus zu ziehen. Hieher gehört die Vorſtellung eines Affen, der mit den Pfoten einer Katze Kaſtanien aus heißer Aſche hervorſcharrt. Ein Affe, der ſeine Jungen durch heftiges Umarmen erſtickt, iſt das Bild verkehrter Affenliebe der Eltern gegen ihre Kinder, zu ihrem größten Verderben. Affen, die auf einem ſchlafenden Leopard tanzen, iſt das Bild des größten Uebermuths, dem ein naher Untergang droht. Der Parder ſoll,

um dieſe Thiere zu fangen, ſich völlig todt ſtellen, ſo, daß nach und nach mehrere ſich ihm nahen und endlich ſo dreiſt werden, daß ſie auf und um ihn her ſpringen, bis er plötzlich auffährt und ſich reiche Beute macht.

Der Eſel.

Das Bild der Sclaverey, Faulheit und Unwiſſenheit, auch der Unverdroſſenheit. Die Ambraſier weiheten zum Andenken des nächtlichen Sieges über die Moloſſer, einen Eſel im Tempel des Delphiſchen Apolls. — Ein Eſel mit Waſchzeug und Kohlen auf dem Rücken, iſt das Bild eines Menſchen, der wohl andere, aber nie ſich ſelbſt zu lehren und zu beſſern bemüht iſt. — — Ein rennender Eſel iſt das Bild eines anhebenden Fleißes, der bald nachläßt; einer eilfertigen Unternehmung, daraus nichts wird. —

Die Nauplier im Peloponnes verehrten beym Wein das Bild des Eſels, weil ſie ihm, der Sage nach, die Erfindung deſſelben zu danken hätten, und zeigten dadurch, daß man auch dem Geringſten ſeinen Dank nicht verweigern, noch von ihm zu lernen ſich ſchämen dürfe! —

Ein ſchreiender Eſel iſt das Bild eines einſeitig entſcheidenden Richters. Es iſt ſonderbar, daß dies uralte Symbol der Aegypter jemanden,

der es noch nicht kannte, sogar im Traum, worüber er erwachte, eine solche Entscheidung vorher andeutete. Ohne übrigens hier den Träumen das Wort zu reden, oder ihnen ein neues unbegränztes Feld zu öfnen, so ist so viel gewiß, daß unsere Träume, die sogenannten merkwürdigen nemlich, größtentheils Symbole oder figürlich sind, mithin fast immer erst einer Erklärung oder Auslegung bedürfen; daher der gesunde Verstand nie einen Grund finden kann, darauf zu achten: Allein die Sache selbst ist darum noch nicht so ganz ausgemacht. Symbolische Vorstellungen liegen in dem Wesen und der Natur der Seele; die Sprache ist Kunst und überall verschieden; jene hingegen sind überall dieselben und allgemein verständlich.

Ein Esel, der einen verhüllten Schatz trägt, ist das Bild eines langsamen Menschen, dessen Fähigkeiten und Eigenschaften man ihm von aussen nicht ansiehet. Man rühmte den strahlenden Esel des Tibers; er sprühete Funken zur Vorbedeutung der Kaiserwürde seines Herrn.

Weisse Esel mit purpurnen Köpfen, deren Aelianus erwehnt, sind das Bild unwissender und ungeschickter Reichen, die man auch die goldnen Kälber zu nennen pflegt. — Ein Mensch an einem Esel gebunden bedeutete die Strafe der Ungelehrigkeit. —

Der Epeische Esel des Simonides war zum Sprüchwort des Despotismus geworden. Dieser Esel mußte dem Simonides Speise und Trank zuführen, wofür er weiter nichts als einen geringen Theil der Strafgelder der Schüler bekam. Denn wer zu spät im Hörsaal erschien, mußte ein halbes Määß Gerste für den Helden Epeus erlegen; dieß war der Spottname des Esels; weil der Held Epeus ebenfalls der Wasserträger der Atriden, der beyden Söhne des Atreus, Menelaus und Agamemnon, gewesen war. Daher das Epigramm:

Φημι᾽ τον ουκ εθελοντα φερειν τεττιγος αεθλον
Τω πανοπηιαδη δωσειν μεγα δειπνον Επειω.

Wer hier nicht kämpfen will, der geh,
Und gebe dem Epäus ein stattliches Souper.

Welches aber nicht dem Packesel Epeus, sondern eigentlich dem Simonides zu Theil wurde.

Der Fuchs.

Das Symbol der Verschlagenheit, böser Ränke und Anschläge, des Betruges und der Hinterlist. Er wirft sich wie todt auf freiem Felde hin, und hascht auf die Art plötzlich das herannahende Geflügel, das sich seiner nicht versiehet. — Wenn Hunde ihn umgeben und er weder aus noch ein

weiß, so fängt er selbst an wie ein Hund zu bellen, um die übrigen irre zu machen und entgeht nicht selten auf die Art dem Untergange. An die Stachelschweine macht er sich mit vieler Vorsicht, schmeichelt ihnen, als wenn er nur mit ihnen spielen wolle und streichelt sie, bis er durch wiederholtes Umwälzen derselben plötzlich ihre weichen Theile ergreift, sie zerreisset und verzehrt. Mit eben solcher List fängt er die Wasserendten; indem er seinen Kopf verbirgt und den Schwanz wie einen Endtenhals in die Höhe hält, bis das Thierchen sich ihm nähert; da er es denn schnell erhascht und verzehrt. Ferner steckt er auch seinen ausgebreiteten Schwanz ins Wasser so lange, bis er voll kleiner Fische ist; dann ziehet er ihn wieder nach sich, schüttelt die Fischlein aus und speiset sich damit.

Das Schwein.

Das Bild des Schmutzes und der Sittenlosigkeit, der Völlerey und Trunkenheit, eines Taugenichts, eines verdorbenen und verlohrnen Menschen. Auch die Schwelgerey wurde durch das Bild dieses Thieres angedeutet, so wie alles übertriebene Geschrey und alle Muthlosigkeit.

Der Igel.

Das Symbol der Vorsicht, der steten Bewafnung gegen Gefahren; dieses, weil er überall mit Stacheln bewaffnet ist und beym Angriff sich rund zusammen krümmet; jenes, weil er seine Höhle mit zwo Oefnungen versiehet, nemlich, eine gegen Norden und eine gegen Süden; und da er jederzeit ein Vorgefühl von der Veränderung des Windes hat, so verschließt er allemal diejenige, wo der Wind herkommen wird. Das Weibchen soll, wenn es trächtig ist, die Zeit des Werfens immer verschieben, aus Furcht vor den Schmerzen wegen der kleinen Stacheln der Jungen, und dadurch dieses Geschäft nur um so mehr erschweren; daher es das Bild des feigen Aufschubes einer Sache ist, die doch am Ende einmal geschehen muß, und deren Mühe man sich dadurch nur beschwerlicher macht.

Die Schlange.

Das Bild der Verläumdung, weil dies Thier kein anderes Glied hat, womit es schadet, als die Zunge: der Verjüngung durch Enthaltsamkeit, weil die Schlange um die Zeit da sie die alte Haut abwirft, vorher vierzig Tage fastet; sodann durch eine enge Felsenritze dringt, auf die Art die alte Haut abstreift und fröhlich mit der neuen glänzen-

den umherschießt. Die Aegypter und nach ihnen mehrere Völker des Alterthums, waren große Verehrer der Schlangen und Drachen, denen man Tempel und Altäre bauete, und noch herrscht überall beym gemeinen Mann viel Aberglaube in Absicht der Schlangen.

Der Scorpion.

Das Bild des tödtenden Hasses. Der Scorpion entstand, nach der Meynung der Alten, aus dem Schwanz des Krokodills, den er mit seinem giftigen Stachel tödte. Beyde Thiere hätten einen so brennenden Haß gegen einander, daß sie sich gemeiniglich beyde im Kampf aufrieben; und beyde sind daher das Bild der höchsten Rache. Der Scorpion ist auch das Bild des Selbstmordes in der Verzweiflung; denn wenn man rund um ihn her Feuer anlegt, daß er nirgends entkommen kann: so ersticht er sich selbst mit seinem Stachel. Auch der Scorpion ist, wie die Schlange das Bild der Verläumdung, weil er mit seinem Stachel stets zu schaden bereit ist. Von diesem Gift der Verläumdung sagt Martial:

Quid non audebis perfida lingua loqui:
Te fingente nefas Pyladen odisset Oreſtes
Theſea Pirithoi deſtituiſſet amor;

Tu Siculos fratres et maias nomen Atridis
Et Laedæ poteras dissociare genus.

Was wagt die böse Zunge nicht,
Wenn sie boshafte Lügen spricht,
Und so die besten Freunde trennet,
Die Tugend selbst mit bösem Namen nennet.

Der Salamander.

Das Bild der Standhaftigkeit im größten Leiden; weil der Salamander nicht nur im Feuer leben, sondern es sogar auslöschen soll. König Franz I. hatte zum Wahlspruch:

Ursus atrox, aquilæve truces et tortilis anguis
Cesserunt flammæ jam Salamandra tuæ.

Dem Bär, dem Adler und der Schlange
Ward vor dem Feu'r des Salamanders bange.

Der Salamander ist überall das Bild der erhabensten Tugend, der Geduld und Gelassenheit, die Horaz in folgender Strophe rühmt:

Sic gens cremato fortis ab Ilio
Jactata Tuscis æquoribus, sacra
Gnatosque, maturosque patres
Pertulit Ausonias ad urbes.

So trug beherzt von Ilions Flammen ab
Das tapfre Volk durch Tuscische Stürme fort
Die Kinder, Väter und die Götter
Ihrer Heimath nach Ausoniens Städten.

Die Alten hielten dafür, der Salamander zeige sich am meisten bey heftigen Stürmen und Ungewittern und wenn unaufhörliche Regengüsse alles überschwemmen.

Andere haben dies Bild auch umgekehrt auf Rebellen und Räuber angewendet, die sich bey allgemeinen Feuersbrünsten und bürgerlichen Kriegen am häufigsten sehen lassen.

Der Kranich.

Ein fliegender Kranich ist das Symbol des Erhabnen, hoher Kenntnisse, der Sternkunde; weil er sich mit seinem Fluge über die Wolken erhebt. Er scheuet kein Ungewitter und ist daher das Bild der Unerschrockenheit, auch der Wachsamkeit und Klugheit, indem er schlafend nur auf einem Fuß stehet. Er ist standhaft und beständig, welche Eigenschaft sich bis auf seine Federn erstreckt, deren Farbe durch keine Zeit und Witterung verändert wird; daher ist er das Symbol eines gesetzten Gemüths, das, wie Seneca sagt, in sich selbst gehüllt, an sich selbst genug hat. Bene compositæ mentis, secum consistere, secum morari.

Der Geyer.

Das Symbol der Scharfsichtigkeit und der Haabsucht, auch das Bild eines lachenden Erben. Die Aegypter bezeichneten mancherley Hieroglyphen durch diesen Vogel. Es war das Bild einer Mutter, weil man dafür hielt, daß es keine männliche Geyer, sondern lauter weibliche gäbe, die zu gewissen Zeiten vom Winde beschwängert würden. Der Geyer war daher auch das Bild des Jahrs, weil man annahm, daß er dasselbe mit seinen Geschäften in drey Theile theile; indem er 120 Tage trächtig sey, 120 zur Erziehung der Jungen brauche, hienächst 120 zur Sorge für sich selbst; die fünf noch übrigen Tage hingegen zur neuen Empfängniß vom Winde anwende. Man bezeichnete auch den Krieg durch diesen Vogel, hielt ihn auch für eine würkliche Vorbedeutung desselben, auch daß er selbst im Felde schon sieben Tage vorher den Ort anzeige, wo eine Schlacht vorfallen und wo es die meisten Leichen für ihn geben würde. Daher die alten Feldherren stets Kundschafter ausschickten, die genau acht geben und berichten mußten, wo die meisten Geyer sich versammelten; woraus sie den Verlust an Menschen, sowohl bey ihrem als dem feindlichen Heer, mithin den Sieg von ihrer oder von feindlicher Seite, schon im voraus zu bestimmen suchten.

Am sonderbarsten war es, daß man den Geyer auch zum Symbol der Barmherzigkeit brauchte, da er doch einer der unbarmherzigsten Raubvögel ist. Man nahm aber diese Eigenschaft daher, weil er in den 120 Tagen, die er zur Auferziehung seiner Jungen anwende, nichts raube, sondern sich mit dem bereits vorher gesammelten Vorrath begnüge, und im Fall derselbe nicht hinreiche, lieber seine Schenkel öfne und den Jungen sein eignes Blut zu saugen gäbe.

Durch den Geyer bezeichnete man auch die Minerva und die Juno; erstlich, weil man einmal alle Geyer überhaupt für Damen hielt, und hienächst, weil bey den Aegyptern die Minerva die obere Hälfte der Himmelssphäre, Juno aber die untere einnahm. Auch ohne diese besondere Eintheilung bezeichnete man überhaupt den Himmel durch den Geyer, denn der Himmel war bey den Aegyptern nicht männlichen, sondern weiblichen Geschlechts; und so wie man bey uns sagt, daß die Erde unser aller Mutter ist, so war bey ihnen der Himmel die Mutter aller Welten; er hieß auch nicht Ουρανος, Uranus, sondern Ουρανια, Urania.

Die

Die Eule.

Das Bild der Weisheit, auch der Zauberey und Giftmischerey. Eulen-Eyer bezeichnen das Mittel der Enthaltsamkeit. Man glaubte, wer in der Jugend Eulen-Eyer äße, bekäme nie Lust Wein zu trinken. Eine Eule in einem Storchennest deutet auf vergebliche Hintertreibung der Unternehmung anderer; denn man hielt dafür, die Eule brüte zuweilen über Storchen-Eyer, um sie zu Wind-Eyer zu machen; die Störche aber wüßten sich dafür schon mit Maßholderlaub zu schützen. Man bezeichnete daher auch durch dies Eulengeschäft alle eitle menschliche Weisheit, oder vielmehr Sophisterey, Ueberklugheit, falsche Politik, Ränke und Hinterlist, nebst allen damit verbundenen leidenschaftlichen Folgen der Empörung, welche Prudentius in nachstehenden Versen zusammenstellt.

Ira, superstitio, moeror, discordia, luxus,
Sanguinis atra sitis, vini sitis et sitis auri,
Liuor, adulterium, dolus, obtrectatio, furtum,
Ambitio vitiosa tumet, doctrina superbit.
Personat eloquium, nodos fraus abdita nectit,
Inde canina foro latrat facundia toto;
Hinc gerit Herculeum vilis sapientia clauam,
Ostentatque suos vicatim Gymnosophistas.

Zorn, Aberglaube, Jammer, nebst Zwietracht und Verschwendung;
Blutdurst und Völlerey, Habsucht und Goldbegierde,
Mißgunst und Ehebruch, List, Dieberey, Verläumdung;
Wo schiefer Ehrgeiz bläht, Gelehrsamkeit stolziert,
Herrscht lärmendes Geschwätz, Trug, Fallstrick, Hinterliß;
Falsche Beredsamkeit bellt zänkisch überall;
Die Afterweisheit trägt die grobe Herkuleskeule
Und auf den Straßen ziehn Sophistenschwärmer her.

Wollte man einen Menschen bezeichnen, der sich einem falschen Gönner überläßt und ohne Hülfe bleibt, oder wohl gar dadurch in Gefahr und Unglück geräth: so stellte man eine Nacht-Eule mit einem Sperling zusammen; denn die Vogelsteller bedienen sich der Eule, um Sperlinge und andere Vögel damit zu fangen; weil diese, wenn sie jenen Nachtvogel erblicken, gern diesem Wunderthier zu fliegen, um es zu necken und sich daran zu belustigen; aber vielmehr von der Eule verspottet, hintergangen und unterdrückt werden.

Der Strauß.

Das Bild der Unterscheidungskraft; denn wenn der Strauß gleich eine Menge Eyer legt, so bebrütet er doch nicht alle, sondern sucht sich nur die beßten und würdigsten dazu aus. Er sitzt jedoch

nur des Nachts auf denſelben und überläßt ſie des Tags der freien Sonnenhitze. Der Strauß iſt aber auch das Bild der größten Unbarmherzigkeit, weil er die übrigen Eyer, die ihm nicht anſtehn, ihrem Schickſal überläßt, und wenn die Sonne ſie etwa ausbrütet, für die Jungen nicht ſorgt. Daher ſagt auch Jeremias in ſeinen Klagliedern: „Die Drachen reichen die Brüſte ihren Jungen und ſäugen ſie; aber die Tochter meines Volks muß unbarmherzig ſeyn, wie ein Strauß in der Wüſten.“ Eine Straußfeder war das Symbol eines billigen und gerechten Richters, der weder dem einen zuviel, noch dem andern zu wenig zuerkenne; indem der Strauß überall gleiche Federn habe.

Der Pfau.

Das Bild des Hochmuths und der Beſchämung, der Eitelkeit und Prahlerey, die ſich durch ihren ekelhaften Ton überall lächerlich und verhaßt macht.

Der Pelican oder die Kropfgans.

Das Sinnbild des Vielfraßes, weil ſie wegen ihres großen Kropfes, der unter dem Schnabel wie ein Beutel herabhängt, und den ſie nach Ge-

fallen zusammen ziehen und ausdehnen kann, fast unersättlich ist; denn sie kann darin eine ziemliche Anzahl Fische und eine große Menge Wasser aufbewahren, ist auch daher leicht zur Fischjagd abzurichten. Der Pelican ist ferner auch das Bild der Dummheit; denn da er seine Eyer auf Höhen legen könnte, so legt er sie vielmehr offenbar auf glatter Erde und wird dadurch ein Raub der Vogelsteller, indem sie glühende Kohlen umher mit Reisern bedecken. Sobald nun der Pelican den davon aufsteigenden Rauch bemerkt, so eilt er herbey, um das Feuer mit seinen Flügeln zu löschen, welches er aber dadurch nur umsomehr anzündet, so, daß er dabey die Flügel versengt und den Jägern in die Hände fällt. Die Pelicane wurden daher nur von dem gemeinen Volk in Aegypten, aber nicht von den Priestern genossen.

Der Schwan.

Das Symbol der einsamen Geschicklichkeit, die das eitle Geräusch des Ruhms flieht, freyes Gewässer und Wiesen liebt, und in stolzer Ruhe von Gewühl niedrer Betriebsamkeit entfernt lebt; ganz das Gegentheil der geschwätzigen Schwalbe, die sich gern in alle Gesellschaft mischt, in Dörfern und Städten, unterm Strohdach, wie am stolzen Säulengange der Paläste nistet. Der

Schwan war auch das Symbol eines bejahrten Dichters und Tonkünſtlers, daher die bekannte Metapher des Schwanengeſanges. Aelian erwehnt ebenfalls eines einſamen Vogels Cyanus, der nur Einöden, Bergſpitzen, Abgründe und entlegne wüſte Inſeln liebt; und ein dichtriſcher, vielleicht etwas menſchenfeindlicher Einſiedler drückt darüber ſein Gefühl in folgenden Verſen aus:

Me jam deſertis permittas degere petris,
Nam mihi cuncta domus facies humana cujus uis
Omnia turbatæ repetunt mala priſtina menti.
Nunc me flammatæ ſyrthes et inhoſpita tesqua,
Seu coeno viridante palus, ſeu nigra receſſu
Incultum mage ſaxa tenent, vbi ſole remoto
Concaua longæuus aſſeruant antra tenebras;
Seu me porrectis linquas in rupibus altis
Proſtratum, gelido libantem ceſpite ſomnos.

Laß mich nur in öden Felſen verweilen;
Denn jedes Haus, jede Menſchengeſtalt
Führt mir alle überſtandne Leiden zurück —
Mich genügen brennende Wüſten, unwirthbare Oeden,
Schlammgrüne Sümpfe oder ſchwarze Felſenklüfte,
Wo ungeſchmückt mich kein Sonnenſtrahl trifft;
Wo in tiefſten Felſenhölen ewige Nacht wohnt.
Oder laß mich auf hohen überhangenden Felſen
Auf kaltem Moos ein wenig Ruhe verſuchen.

Die Gans.

Das Bild der Stupidität und Abneigung gegen Künste und Wissenschaften. Man hielt dafür, die Gans hätte einen tödtlichen Abscheu vor dem Lorbeerbaum. Eine fliegende Gans mit einem Stein im Schnabel war das Bild kluger Verschwiegenheit. Man sagte, die wilden Gänse, wenn sie reihenweise über hohe Gebürge flögen, hielten einen Stein im Schnabel, um jeden Laut, den sie etwa wider Willen von sich geben möchten, zu unterdrücken, damit sie nicht von den Adlern bemerkt würden, vor welchen sie sich sehr fürchten.

Die Trappgans.

Das Bild der Kraftlosigkeit und des Unvermögens, oder der Schwerfälligkeit. Sie wiegt oft 20 bis 30 Pfund und kann daher nicht gut fliegen. Eine Trappe, die vor einem bellenden Hunde flieht, deutet auf die Faulen und Unverbesserlichen, die sich nicht gern belehren lassen. Die Trappen sollen sich überhaupt sehr vor Hunden fürchten.

Der Beinbrecher oder Steinbeisser,
Ossifragus, eine Art Adler.

Das Symbol der Adoption, Aufnehmung an Kindesstatt, oder der Liebe gegen verlaßne Waysen; denn dieser Vogel soll aus dem Nest gefallne oder geworfne Jungen aufnehmen und erziehen; wobey ein alter Lehrdichter folgende gute Anmerkung gemacht hat.

Naturæ quisquis propriæ non sperne cruorem
In quocunque hominum quæ tua noscis ama.
Namque quod Artificis summi fecit manus, unum
est;
Quæque Auctore bono condita sunt, bona sunt.
Diuinum in nullo figmentum despiciatur:
Sola malis studiis addita non placeant.

Verachte nie das Blut eigner Natur
Und liebe an jedem deine dir werthe Eigenschaft;
Denn die Hand des Schöpfers schuf jenen wie dich,
Und gut ist überall, was guten Ursprungs ist.
Schätze überall das Göttliche, das der Natur gemäß:
Und meide nur den Zusatz böser Künste.

Der Rabe.

Alte Raben sind das Bild böser Aeltern, die ihre Jungen vernachläßigen; junge Raben das Bild ungerathner Kinder, die ihre eigne Aeltern fressen. Die jungen Raben sollen oft von den

Alten verlaſſen und dem Hunger ausgeſetzt ſeyn, dafür aber ſollen ſie in der Folge die Alten, wenn ſie ſchwach und hinfällig werden, verzehren.— — Ein weiſſer Rabe iſt das Bild eines Schmeichlers und Beutelſchneiders, der alle Künſte anwendet, dem andern das Seinige abzuſchwatzen und andrer Leute Haab und Gut in ſeinen Beutel zu locken. Wäre dieſe Art auch nur ſo ſelten, wie die weiſſen Raben!

Die Aelſter.

Das Bild eines Schwätzers und Lügners; denn wer immer ſchwatzt, kann unmöglich lauter Wahrheit hervorbringen; vielmehr iſt gemeinhin nur das wenigſte und oft gar nichts daran wahr. Die Aelſter ſchwatzt allerley Silben, Wörter und Töne nach, verändert ſie aber nach ihrem Gefallen auf allerley Weiſe und iſt daher auch das Bild eines Wankelmüthigen, der alle Augenblick andrer Meynung iſt und nach ſeinem Gutbefinden behauptet, was er Luſt hat; von welchem auch Horaz ſagt:

— — Mille adde catenas
Effugiet tamen hæc ſceleratus vincula Proteus;
Quum rapies in ius malis ridentem alienis,
Fiet aper modo avis, modo ſaxum et cum volet arbor.

— — Und leg ihm tausend Fesseln an
So wird der böse Proteus sich entwinden:
Denn wer bey andrer Uebel lacht, den zwingt kein Bann;
Bald Stein, bald Baum, bald Thier, wird er stets Ausflucht finden.

Der Phönix.

Wenn gleich, dieser Vogel lange schon als ein fabelhafter Gegenstand anerkannt worden: so ist er doch ein so wichtiges Hieroglyph der Aegypter, daß man ihn nicht übergehen darf. Viele sind auch der Meynung, daß die Alten den Paradies-Vogel darunter verstanden haben. Der Fabel nach soll der Phönix viele Jahrhunderte leben und stets nur einer anzutreffen seyn. Der Phönix war das Bild der Sonne und eines sehr hohen Alters. Man bezeichnete auch durch diesen Vogel einen Menschen, der jung von seiner Heimath in die Fremde gegangen und erst in seinem Alter wieder zurück kam. Denn dies war gerade die Art des Phönix; er zog jung aus Aegypten und kam erst nach vielen Jahrhunderten wieder zurück, um dort zu sterben, woselbst er denn auch mit großem Leichenpomp beehrt wurde. Durch den Phönix bezeichnete man auch prophetisch eine neue Gestalt der Dinge nach vielen Jahrhunderten; indem durch die sonderbare Geburt desselben gleichsam eine Ver-

änderung und Erneuerung mit ihm vorging. Der alte abgelebte Phönix nemlich stürzte mit solcher Gewalt zur Erde, daß er eine Wunde davon bekam, aus deren Eiter ein neuer Phönix hervorgieng, der, sobald ihm die Flügel gewachsen, mit seinem Vater nach Heliopolis flog, wo derselbe, bey Aufgang der Sonne, starb; worauf der junge Phönix wieder davon flog und den Priestern die heilige Leiche überließ. Doch ist die Fabel auch in diesem Stück verschieden. Nach dem **Herodot** schließt der alte Phönix den jungen in ein Ey von Myrrhenholz, und fliegt damit zum Altar der Sonne; oder wie **Lactantius** sagt:

Unguine balsameo myrrhaque et thure soluto
Condit, et in formam conglobat ore pio;
Quem pedibus gestans contendit solis ad ortum,
Inque ara residens ponit in æde sacra.

Der Phönix, sagt ein anderer, ist schöner wie der Pfau, der nur mit Gold- und Silberfarben; er aber mit Smaragden und Hyacynthen und anderen köstlichen Edelsteinfarben pranget, eine Krone auf dem Kopf und Sproßfedern an den Füßen hat. Er lebt viele Jahrhunderte ohne Speise und Trank, blos vom Winde. Gegen sein Ende aber, ehe er nach Heliopolis zum Opfer fliegt, bespickt er seine Flügel mit allerley Gewürz. Bey seiner Ankunft setzt er sich auf den Altar, wo er bald in Asche ver-

wandelt wird, am folgenden Tage aber verjüngt wieder da steht, von dem Heiligthum und den Priestern Abschied nimmt und wieder nach seinen vorigen Aufenthalt zurück kehrt.

More suo cuivis fingere ficta licet

Bey einer alten Fabel
Folgt jeder seinem Schnabel.

Der Paradiesvogel,

genannt Apus, der Ohnfuß.

Hätte die ägyptische Fabel dem Phönix keine Füße gegeben, oder hätte nicht eine andre Fabel, oder Gebrauch, dem Paradiesvogel die Füße genommen: so wäre dieser gewiß der wahre Phönix der Aegypter, und wenigstens in Ansehung des Daseyns keine Fabel mehr. Da indessen der Paradiesvogel von Anbeginn würklich Füße gehabt, so kann er immer für den Phönix der Alten gelten. Er hat durchgehends sehr prächtige, goldschimmernde und allerley Farben spielende Federn und lange Füße, die aber von den langen Federn fast ganz bedeckt sind. Er lebt auf den Gewürzinseln, wo er sich von Gewürzen und Insekten nährt. Die Indianer schmücken sich mit seinen Federn. Sie schneiden ihm auch die Füße ab und verkaufen ihn den Fremden als ein ohnfüßiges Wunder-

thier, das beſtändig in der Luft bleibt, von der Luft oder vom Thau lebt, ſich in der Luft begattet; indem das Weibchen die Eyer auf den Rükken des Männchen legt und ausbrütet, und erſt im Tode auf die Erde kömmt. Plutarch erwehnt eines ätheriſchen Vogels, der in Perſien lebt, ohne alle andere Speiſe als der Luft und dem Thau, und daher rein und ohne allen Auswurf iſt, gleichwohl inwendig voll Fett befunden wird; man könnte faſt von dieſer Art Vögel ſagen:

Sæua nec humani patitur contagia mundi
Par volucer Superis. — —

— — Sie ſind den Göttern gleich
Von irdſchem Schmutz entfernt und in ſich ſelber reich.

Der Papagey.

Das Bild der Gelehrigkeit und des leeren Geſchwätzes; auch eines Menſchen, der den Putz liebt, ſich aber ſonſt um nichts weiter bekümmert, und nichts ergründet, ſondern blos den Sinn und Unſinn andrer nachplappert. Ein junger Papagey lernt leicht und fürchtet ſich vor der Ruthe; ein alter aber iſt weder mit Gutem noch mit Böſem dahin zu bringen, daß er auch nur das geringſte nachſpreche; daher das Sprüchwort: Se-

nex pſittacus negligit ferulam; „ein alter Papagey achtet die Ruthe nicht.“ Daher glaubten die Alten, die Jugend müſſe nur erſt gleich den jungen Papageyen recht viel auswendig lernen, damit in der Folge die hervordringende Urtheilskraft ein Magazin vorfände, das ſie benutzen könnte; und Virgil ſagt:

Tu quos ad ſtudium atque uſum formabis agreſtem
Jam virulos hortare, viamque inſiſte domandi
Dum faciles animi, iuuenum dum mobilis ætas.

Mehrere Papageyen bezeichnen die gemeinſchaftliche Vorſorge und Befliſſenheit vor das geſellſchaftliche Beſte. Denn wenn mehrere zuſammen weiden, ſo hält ſtets einer oder zwey von ihnen auf den Gipfeln der Bäume Wache, damit die andern ruhig eſſen, und, ſobald die geringſte Gefahr vorhanden, durch ſie benachrichtiget, bey Zeiten davon fliegen können. Wenn aber alles ruhig bleibt und jene ſich ſatt gegeſſen haben, ſo kommen auch die Wächter herbey und genießen das ihrige.

Dum pſittacorum viridis exſultat phalanx,
Unus ſub alta nixus arbore excubat,
Solersque vigili proſpicit cura ſuis,
Ne quod rapaces aucupis ludant manus. —
Sic unus amplo conſulens paſtor gregi
Somnos tuetur omnium ſolus vigil.

Wenn sich der Papageyen bunte Schaar ergötzt,
So hält stets einer auf den Bäumen Wache
Und schaut genau umher für die gemeine Sache.
Daß keinen irgendwo die Raubbegier verletzt. —
So wacht ein Hirt für eine ganze Heerde,
Daß jedermann durch ihn allein beschützet werde.

Der Eisvogel.

Das Bild der ehelichen Liebe und Treue des häuslichen Fleißes. Der Eisvogel, in der Größe eines Sperlings, hat schön gemischte Federn; Kopf und Flügel sind größtentheils blaugrün und der übrige Theil weiß und purpurfärbig. Er hält sich an wasserreichen Orten auf, und des Winters an großen Flüssen, weil er von Fischen lebt. Sein Nest macht er in die Erde von Fischgräten. Die Fabellehre nennt uns zwo Personen, die in einen Eisvogel verwandelt worden sind; Alcyone, Tochter des Aeolus und Gemalin des Ceyx, und Halcion, Sohn des Lucifers, nachdem er Schiffbruch gelitten. Plutarch nennt den Eisvogel den weisesten und geistreichsten Wasservogel, und die Alten glaubten, daß er nicht verwese; das Weibchen sey dem Männchen so sehr ergeben, daß es dasselbe auch im höchsten Alter pflege und es auf dem Rücken trage, wenn es nicht mehr fort könne, und man nannte es das glückliche Ehepaar, das uns Horaz schildert.

Felices ter et emplius
Quos irrrupta tenet copula, nec malis
Diuulsus querimoniis
Suprema citius soluet amor die.

Welch beglückte Liebende!
Die ein unzertrennliches Band knüpft,
Das kein Unstern, kein Ungemach
Je zu lösen vermögend ist!

Der Specht.

Das Bild der Unverdrossenheit und Klugheit; weil er, wie man glaubte, durch das Picken mit seinem Schnabel an die Bäume, aus dem Ton urtheile, ob das Holz fest oder locker wäre, um es desto leichter zu einem Nest aushöhlen zu können, wobey er sich keine Mühe verdrießen ließe; und wenn ihm jemand das Nest mit einem Stein verstopfe, so suche er sich ein Kraut, das der Stein nicht leiden könne und bestopfe denselben damit, so daß der dadurch gleichsam beleidigte Stein losgienge und sich das Nest wieder öffne u. d. gl. welches alles sehr wunderbar und schön ausgedacht ist. — Das einzige ist, daß der Specht, der von Insecten lebt, wenn er auswendig an den Bäumen nicht genug findet, sie, wenn sie hohl sind, durchbohrt, seinen Schnabel in die Oeffnung steckt und seine Stimme erhebt, um die Thierchen

zu erschrecken und aufzujagen, damit er sie desto häufiger fangen könne.

Der Wiedehopf.

Das Bild eines unerträglichen Stutzers, eines säuischen Menschen in schönen Kleidern. Ein Wiedehopf mit Mauerkraut im Schnabel, bezeichnet ein Mittel gegen die Trunkenheit oder gegen Ueberladung von Trauben; denn der Wiedehopf soll, wenn er vom Traubenfraß krank worden, durch Hülfe des Mauerkrauts, das er sich aufsucht, in kurzer Zeit wieder gesund werden.

Die Taube.

Das Gegentheil des vorigen, das Bild der Unschuld und Reinlichkeit, Zärtlichkeit und Sanftmuth. Man hielt dafür, die Tauben hätten keine Galle, würden auch zur Pestzeit nicht von dieser Seuche angegriffen, so wie auch diejenigen davon frey blieben, die sie zu der Zeit äßen. Man setzte sodann auch dem Könige keine andre Speisen vor. Eine Taube mit einem Lorbeerblatt im Schnabel, ist das Symbol der Heilkunde; weil sie, wenn sie krank ist, Lorbeerblätter in ihr Nest tragen und dadurch

dadurch geneſen ſoll. Man bezeichnete auch damit einen Menſchen, der ſich ſelbſt durch ein Mittel, das ihm im Traum oder durch irgend eine andere Erſcheinung oder Orakel ertheilt worden, wieder herſtellet. So erzählt Aelianus, daß die berühmte Aſpaſia, eines armen Mannes Hermotimus aus Phocis Tochter, als ſie eine große Beule am Kinn bekommen und aus Armuth keinen Arzt dazu brauchen können, im Traum eine Taube geſehen, die ſich in ein Frauenzimmer verwandelt, ihr Muth zugeſprochen und gerathen hätte, dürre Roſenkränze der Venus zu zerreiben und ſie auf die Beule zu legen, welches auch geholfen, ſo daß ſie ihre vorige Schönheit wieder erlangt hätte. Da ſie nun in der Folge durch die Bekanntſchaft des jungen Cyrus zu großem Reichthum gelangt ſey, habe ſie ein großes Bild der Venus mit einer von Edelſteinen ausgelegten Taube verfertigen laſſen.

Sic fortuna beat cui virtus ſola venuſtas.

So ſucht das Glück die Schönheit, nicht die Tugend.

Die Turteltaube.

Das Bild der Schamhaftigkeit und des enthaltſamen Wittwenſtandes, auch der Liebe zur

Tonkunst und zum Tanz, daher man auch der Turteltaube ein ätherisches Gefühl beylegte; sie soll deswegen dem Ton der Flöte und jedes anderen sanften Instruments folgen und dadurch gefangen werden. Man bezeichnete daher auch durch eine Turteltaube neben einer Flöte, einen Menschen, den Musik und Tanz besänftigt. Die Turteltauben halten sich auch sehr getreu zusammen, und sollen sich, wenn der Tod sie trennt, nie wieder mit andern paaren.

Der Hahn.

Das Symbol prophetischer Kraft, der Wachsamkeit, Streitbarkeit, Männerherrschaft und des hochtrabenden Stolzes. Der Hahn war auch das Bild des Sieges und dem Mars geheiligt. Er bezeichnete den Trost schlafloser Kranken und andrer Betrübten, die sich nach dem erquickenden Tageslicht sehnen, dessen Ankunft der Hahn verkündet.

Die Henne.

Das Bild mütterlicher Liebe, der Fruchtbarkeit, Sicherheit und Enthaltsamkeit; weil sie, wenn sie brütet, den ganzen Tag hungert, und sobald sie ein wenig gefressen hat, gleich zu ihren Eyern wieder zurückkehrt. Eine Gluckhenne

ist das Bild der entschlossensten Gegenwehr; weil sie sich selbst denjenigen Thieren tapfer widersetzt, vor welchen sie sich als Henne sonst am meisten fürchtet.

Das Rebhuhn.

Das Bild der Ungenügsamkeit und Dieberey; indem es nicht zufrieden ist, daß es selbst fruchtbar genug ist und eine Menge Eyer legt, sondern auch noch andere Nester bestiehlt und die Eyer in das ihrige trägt. Durch die Küchlein der Rebhühner bezeichnete man eine frühzeitige Entwikkelung des Geistes und der Liebe zu den Wissenschaften; zugleich aber auch der zu frühen Begierde und der Eitelkeit, sich damit zu zeigen und zu brüsten. Die Küchlein sollen die Zeit der Ausbrütung nicht erwarten können, sondern sich mit Gewalt durchpicken, und sobald sie nur Kopf und Füße herausbringen, noch eine gute Weile mit dem halben Ey umherlaufen und ihre Nahrung suchen.

Das Birkhuhn.

Das Bild der Ruhmredigkeit und des stinkenden eignen Lobes, weil es überlaut seinen eignen Namen schreyet. Mehrere Birkhühner bezeichne-

ten eine Gesellschaft von Menschen, wo jeder sich mit aller Eitelkeit bestrebt, auf eine sonderbare Weise mehr zu seyn, zu haben und zu besitzen als der andere; und jeder sich seiner eingebildeten Vorzüge auf eine affenmäßige Weise freuet, und vor allen andern zu einer seltnen Höhe sich geschwungen zu haben dünkt. Das Birkhuhn ist auch das Bild eines aufrichtigen Eifrers gegen das Böse; denn die Fabel sagt, als die Birkhühner zuerst aus Lydien nach Aegypten gekommen, wäre durch die Ueberschwemmung des Nils eine Pest entstanden, die viele Menschen hingerafft hätte; da wären nun diese Unglücksvögel überall umher geflogen und hätten mit heller und vernehmlicher Stimme eines Knaben geschrieen: τρις τοις κακοις το κακα, „dreymal Böses den Bösen."

Die Nachtigall.

Das Symbol der Tonkunst und Beredsamkeit, der Gemüthsruhe und Unschuld, auch der wahren Größe und Geschicklichkeit, welche Einsamkeit und Dunkelheit liebt. Eine Nachtigall auf dem Rücken eines Delphins, bedeutet die Hochachtung der Tonkunst. Ein Delphin, sagte man, habe sie über das Meer getragen und sich an ihrem Gesange ergötzt. Die Thracischen Nachtigallen, die um das Grab des Orpheus nisteten, hielt man

für die geistreichsten und durchdringendsten; weil man glaubte, daß der sie umschwebende Geist des verewigten Dichters sie erfülle, mit dessen hohen Unschuld sie auch gleiche Stimmung hätten; denn wenn man ein wahres unschuldiges Leben benennen wollte, so nannte man es ein Orpheisches Leben; und ein ruhiges unschuldiges Gemüth, das sich an schönen Künsten ergötzt, eine Nachtigallen-Seele. Und wenn man einen Unterdrücker der Unschuld, den das böse Gewissen, wegen der abscheulichen That, nicht ruhen ließe, darstellen wollte, so zeichnete man einen Menschen, der sich mit einem Gericht Nachtigallen speiset. Man hielt das Fleisch dieser Vögel zur Beförderung der Wachsamkeit dienlich, verwandelte aber diese Eigenschaft im moralischen Verstande in eine quälende Schlaflosigkeit. Man hielt auch dergleichen Nachtigallenesser weder für weise noch gute Menschen; denn da der Schlaf, nach dem Homer, das Glück der Götter und Menschen war: so konnte ein so unseliges Bestreben, sich absichtliche Schlaflosigkeit zu verschaffen, keinen guten Geist voraus setzen. Tyrannen und Ehrgeitzige, diese der Menschheit nur schädliche Geschöpfe könnten, wie man mit Recht glaubte, vor all ihren thörichten und verderblichen Entwürfen nicht schlafen, nur der Tugendhafte, der Landmann und jeder, der sich gleich der Gottheit für jeden nützlich und zweckmä-

ßig beschäftigt, könnte sich dem Genuß dieses göttlichen Geschenks im Vertrauen auf die Obhut des Allherrschers ruhig überlassen.

Die Grasmükke.

Das Bild der Armuth und des Fleißes, auch des Strebens nach Geschicklichkeit. Die Grasmücke hat ein schlechtes Nest und ein armseliges Ansehen, aber einen lieblichen Gesang, der den Tönen der Nachtigall sehr nahe kömmt. Außerordentliche Fähigkeiten trift man gewöhnlich mehr bey Armen als bey Reichen an; die dürftigen Nahrungsmittel erhalten ihre Lebensgeister rein und ihre Seele helle, und dabey sind sie duldsam und milde. Dahingegen die Leckerey und der Ueberfluß der Reichen, die Fähigkeiten derselben erstickt, indem sie ihre Seele benebelt, die Lebensgeister überspannt, um sie umsomehr zu erschlaffen und abzustumpfen, und ihren Character unduldsam, leidenschaftlich und hart zu machen; denn die Vernunft wohnt nur in einer nüchternen Seele. Der Arme hilft sich durch eignen Fleiß, wenn man ihn auch, wie es gewöhnlich geschicht, nicht befördert; denn dazu sind die Reichen jener Art zu vornehm und zu fühllos; er ist schon zufrieden, wenn man seinem Fleiß nur nicht hinderlich ist.

Der Zeisig.

Das Bild der Folgsamkeit, auch eines Geringen, der sich aus dem Staube emporschwingt; denn der Zeisig macht sein Nest auf den höchsten Gipfeln der Bäume; ist auch leicht zahm zu machen und zu allerley Künsten abzurichten.

Die Schwalbe.

Das Symbol des Frühlings, der Baukunst, der Gesprächigkeit und Geselligkeitsliebe; auch das Bild eines Siegesbotens, bey gefährlichen geheimen Nachstellungen der Feinde. Alexander dem Großen flogen einst eine Menge Schwalben um den Kopf, welches man für eine gute Vorbedeutung hielt; worauf er auch bald einen herrlichen Sieg erfochte und alle Anschläge seiner Feinde vereitelte. Als Cäcina Volaterranus gegen den Feind auszog, nahm er eine Menge Schwalben mit, und da er ihn geschlagen hatte, ließ er sie mit der Siegesfarbe bestrichen wieder zurück fliegen, wodurch man die schleunigste Nachricht von seinem Siege erhielt. Man legte auch den Schwalben einen besondern Baugeist bey, und schrieb ihnen die berühmte Chelidonische Mauer zu; ein hoher Damm an den Ufern des Nil, den die Schwalben aus Myriaden kleine

Steinchen zusammen getragen, damit der Strohm nicht zur Unzeit das Land überschwemme. Man brauchte dies große Symbol auch zur Bezeichnung der Gränzen, welche die größere Macht der Kleinen oder der Menge, der ungleich geringeren Gewalt der Tyrannen und Großen entgegenstellt; auch sollte es zur Warnung dienen, es nie mit so einem Ungeheuer, sondern lieber mit jener Menge zu halten.

Discе, preccor, breuibus quæ sit fiducia monstris,
Et facias quidquid paruula turba cupit.

Steh bey der Schwachen Menge, und thu nicht, was Tyrannen
In ihrem Untergang ersannen.

Der Zaunkönig.

Das Bild eines Betriebsamen, der sich auf alle Art zu nähren sucht. Der Zaunkönig in dem Rachen des Krokodills ist das Bild der Gemeinschaft und des Bündnisses der Mächtigen mit Kleinen und Geringen, die ihnen nützlich sind. Es setzen sich zuweilen Blutygel in den Rachen des Krokodills, die ihm, wenn er am Ufer ruht, der Zaunkönig herauszieht; für welchen Dienst ihm aber das Ungeheuer weiter nichts giebt, sondern es für Belohnung genug hält, daß es ihm nur nicht schadet oder ihn gar verschlingt.

Der Fisch.

Der Fisch überhaupt bezeichnete etwas verabscheuens und hassenswürdiges, war auch von heiliger Speise ausgeschlossen. Demohngeachtet war der Fisch das Symbol der Herrschaft des Meers, selbst nach dem Ausspruch der Orakel. Denn als einst die Athener auf Delos opferten und ein Knabe, der so eben Wasser aus dem Meer geschöpft hatte, zugleich Fische mit ausgoß: so wurde ihnen daraus die künftige Herrschaft des Meers geweissagt. Und als August wegen der unglücklichen Schlacht gegen die Pompejer bey Sicilien sehr mißmüthig war, so erholte er sich gleich wieder, als von ohngefehr ein Fisch aus dem Meer zu seinen Füßen sprang, weil das nach allen Auslegungen der Priester ein sichres Zeichen war, daß er Sicilien in seine Gewalt bekommen würde.

Der Degenfisch.

Das Bild eines reichen Prassers, der alles durch die Gurgel jagt und daher allen verhaßt ist, wie dieser Fisch den übrigen, der sogar den Wallfischen nachstellt und sie fortschleppt. — Von so einem Schlemmer sagt Martial:

Dederas, Apici, bis tricenties ventri,
Sed adhuc supererat centies tibi laxum;

Hoc tu grauatus ne famen et sitim ferres,
Summa venenum potione duxisti;
Nil est, Apici, tibi gulosius factum.

Dreyhundertfältig gabst du deinem Schlund
Apicius; noch hatt'st du hundertfachen Raum;
Damit dich ja nicht Durst und Hunger trift,
Nahmst du zuletzt noch einen Trank mit Gift;
Denn nichts war je zu schwelgrisch deinem Gaum.

Der Wallfisch und das Fischmäuschen.

Diese Zusammenstellung sollte andeuten, daß Größe und Stärke mit Vernunft begleitet seyn müsse. Der Wallfisch könne wegen des über seine Augen herabhangenden runzlichen Felles fast nichts sehen und keinen Weg finden; daher beständig das kleine Fischmäuschen vor ihm her schwimme und ihn vor Untiefen sichere.

Der Delphin.

Das Bild der Sanftmuth überhaupt, und eines menschenfreundlichen Regenten insbesondere. Der Delphin, sagt Athenäus, ist der einzige Fisch, der keine Galle hat. Ein weiser Regent, sagt Seneca, ist zu groß für die geringste Aufwallung der Galle, ihn kleidet Huld und Gnade am meisten. Und Sallust sagt: menschenfreund-

liche Regenten machen alles heiter und fröhlich; gegen sie ist jedermann aufrichtig; selbst die Feinde bezeigen sich milder und betragen sich besser, als gegen gestrenge Herren die Bürger.

Ein Delphin um einen Anker geschlungen, war das Symbol der Bedachtsamkeit, der Eile mit Weile, welches Augustus und Titus führten. Auch Ulysses führte das Bild eines Delphins, daher man ihn Διλφινοστομος nannte. Ueberhaupt bezeichnete das Bild des Delphins einen Mann, der in keinem Stück und in keiner Lage leidenschaftlich, sondern jederzeit mit der größten Bedachtsamkeit und Mäßigung verfährt; welches immer das sicherste ist, wenn es auch etwa nicht immer das vortheilhafteste seyn sollte. Denn, minus pigrasse quam properasse est nefas, steht im Chrysippus: „Säumen ist nicht so schlimm, als übereilen."

Der Delphin ist auch das Bild der größten Wachsamkeit, weil er, auch in den wenigen Augenblicken des Schlummers, beständig in Thätigkeit und Bewegung ist. Eine Eigenschaft, die man gleichfalls vorzüglich bey großen Fürsten und Feldherren wahrnimmt, die sogar den Tod stehend und unter Geschäften erwarten. Silius Italicus sagt vom Hannibal:

Poenus vt ad somnos, vix totam cursibus actæ
Indulsit pubi noctem, vigil ille, nec vllam
Ad requiem facilis, redeuntque abscedere vitæ
Quod sopor eripiat tempus,

Kaum ließ nach starken Märschen
Sein Heer der Punier des Nachts ein wenig ruhn.
Er selbst war wach und keinem Schlaf geneigt;
Weil ihm die Zeit, die dieser raubte,
Von seinem Leben selbst entrissen schien.

Der Adoniefisch oder Steinfisch.

Das Bild der Geduld und Gelassenheit, weil er, wenn er bey abnehmenden Wasser auf dem Trocken bleibt, oder sonst dahin verschlagen wird, geduldig die Zeit abwartet, bis das Wasser wieder steigt, auch manche Neckereyen der Vögel erträgt. Er hat eine angenehme goldgelbe Farbe, und man bezeichnete durch ihn einen wohlgebildeten Menschen von sanften Sitten, der wegen seiner Redlichkeit und Unschuld überall beliebt ist, wenn er gleich deshalb von einigen losen Vögeln oder zänkischen und selbstsüchtigen Unholden, beneidet und verfolgt wird, wobey er leicht entbehrt, was die Haabsucht ihm nicht lassen will.

Dem Kayser Heinrich wurde einst ein Pferd geschenkt, das man auf freien Markt gekauft hatte, welches aber vorher einem Soldaten gesloh-

len war. Bey dem ersten Spatzierritt begegnete ihm dieser Soldat, der dreist genug war, dem Kayser zu sagen, daß das Pferd ihm gehöre, indem es ihm vor kurzem gestohlen sey; und das Oberhaupt der Gerechtigkeit müsse ihm darin Recht schaffen. Der Kayser sagte entschlossen: „ist das Pferd dein, so nimm's zusammt dem Reuter.“ Der Soldat stutzte und hielt es für Spaß. Allein der Kayser nöthigte ihn mit eigner Hand, das Pferd beym Zügel zu nehmen und es so sammt ihm in sein Eigenthum zu führen, wo er sich mit ihm abfand.

Der Aetnäus.

Ein Fisch im Sicilianischen Meer, das Bild der Keuschheit und ehelichen Treue. Dieser Fisch, sagt Aelian, ist seiner Gattin äußerst treu, ohne alles Gesetz, ohne allen Brautschatz und ohne einen Solon zu scheuen, noch irgend eine Strafe zu fürchten; aber was nützen auch die edelsten Gesetze und alle ehrwürdige Republiken, in welchen die Lasterhaften doch thun was sie wollen!

Der Aal.

Das Bild eitler Menschen, die sich durch den Wind eitler Ehre bethören lassen. Die großen, fetten Aaale im Nil fing man mit Gedärmen, die man aufbließ, so daß die Aale, die hineinbissen und nun die Zähne nicht sogleich wieder los kriegen konnten, von der eingeschluckten Luft erstickten und gefangen wurden; welches man daher zu jener Vorstellung nutzte.

Da auch die Aale nur bey stürmischen Wetter oder wenn man mit Stangen den Grund umwühlte, am meisten gefangen wurden: so verglich man die Fischer mit jenen unruhigen Republikanern, die nur Stürme im Staat erregen, um desto besser rauben zu können. Durch einen Haufen Aale bezeichnete man auch die Nachtschwärmer, weil sie nur des Nachts wach und fräßig sind, am Tage aber ruhig im Schlamm liegen.

Der Kandhas.

Ein kleiner Fisch im Indischen Meer, war das Bild des stillen Verdienstes, das erst nach dem Tode bekannt wird; weil dieser Fisch beständig im Grunde des Meers verborgen lebt, und erst nach dem Tode auf der Oberfläche desselben schwimmt. Daher galt er für ein gutes Beyspiel des λαθε

Ἄνθρωπε, qui bene latuit, bene vixit, oder, verborgen gelebt, wohl gelebt.

Der Xathias und Scarus.

Meerfische bey den Chelidonischen Inseln, waren das Bild gegenseitiger Hülfe und Beystandes, indem sie sich einander auf alle Weise mit Gefahr ihres eignen Lebens zu retten suchen, wenn sie den Fischern ins Garn gerathen sind; ohngeachtet sie keine Abhandlungen über die Pflichten der Freundschaft und der geselligen Treue gelesen haben.

Der Callionymus.

Das Bild eines Gallsüchtigen und Zornigen; weil dieser Fisch nach Verhältniß seines Körpers eine außerordentliche Menge Galle in der Leber enthält, und ihm also mit Recht, nach Horazens Ausdruck, difficili bile tumet jecur, von dicker Galle die Leber schwillt. Doch hat die Galle dieses Fisches, wie Plinius sagt, den Nutzen, daß sie die Narben heilet.

Der Capito.

Das Bild der Enthaltsamkeit und Friedfertigkeit; weil dieser Fisch kein lebendes Thier anfällt, sondern lieber so lange hungert, bis er irgendwo ein todtes findet, um gleichsam nicht auf andrer Gefahr und Schaden zu leben; denn was sich nur noch irgend rührt, das läßt er liegen. Das kann aber auch aus Furchtsamkeit geschehen, um nicht erst etwa einen gefährlichen Kampf zu wagen.

Der Leierfisch.

Ein schöner gold- und purpurfarbner Fisch im rothen Meer, der mit schwarzen und goldfarbnen Linien, wie mit Saiten bezogen ist, die aber keine Töne von sich geben. Er ist daher das Bild eines Menschen, der mit dem äußern Schein einer Kunst oder Wissenschaft prahlt, aber nicht das geringste leistet.

Emtis quod libris tibi bibliotheca referta est,
Doctum et Grammaticum te philomuse putas.

Weil du mit tausenden gekauften Werken prangst,
Weiß man, daß du gelehrt zu scheinen, nur verlangst,

sagt Martial.

Der

Der Thunnfisch.

Das Bild der Klugheit. Man hat bemerkt, daß dieser Fisch nur mit dem rechten Auge scharf sieht und nach demselben seinen Weg verfolgt. Da nun überhaupt das rechte Auge die Klugheit andeutet, die sich auf die reine Vernunft gründet: so hat man auch diesen Fisch mit zu dem Symbol derselben angenommen. Die Vernunft, sagt Seneca, muß uns durch das ganze Leben führen; das Größte und das Kleinste muß nach ihren Rath vollführt werden.

Der Melanurus oder Kaulbars.

Das Bild der Vorsichtigkeit; weil diese Fische bey ruhigem und stillen Meer sich stets auf dem Grunde aufhalten und nur bey anhebenden Stürmen herauf kommen und ans Land schwimmen; gleichsam, als wenn sie wüßten, daß sie bey stürmischen Wetter keine Fischer zu fürchten haben; worauf sich sehr gut Horazens Gedanke paßt:

Sperat infestis, meruit secundis
Alteram sortem bene præparatum
Pectus.

Ein wohlgefaßter Muth
Hofft in Gefahr und fürchtet nur im Glück
Das leicht sich ändernde Geschick.

Der Ercötus.

Das Bild der Bestrafung derer, die dem falschen Glück nachjagen; indem dieser Fisch bey den geringsten Sonnenblicken und Meeresstille über dem Wasser hervorkömmt und von den Raubvögeln erhascht wird, da er es sich am wenigsten versieht. — Qui locus quietis et tranquillitatis plenus esse videbatur, in eo maxime molestiorum et turbinum tempestates extiterunt. — Wo man am ruhigsten und sichersten zu seyn schien, sagt Cicero, da entstanden die meisten Unruhen und Stürme.

Die Muräne.

Das Bild der gereitzten Geduld. Dieser Fisch soll einige Streiche geduldig ertragen, nach mehrern aber in Wuth gerathen. Dies ist eine Lehre, sowohl für diejenigen, welche die Geduld eines andern muthwillig reitzen, daß die Gefahr nicht auf ihren Kopf komme, als für den Geduldigen, daß er fest bleibe; denn wenn es nicht rathsam ist, sich gleich beym ersten Anfall dem Zorn und der Wuth zu überlassen, so ist es solches auch nicht beym zehnten; sondern man muß gegen Bösartige stets bey Vernunft bleiben, denn die Mittel, die diese an die Hand giebt, sind einzig und allein stets die sichersten.

Als die Einwohner von Paläſtina den Pescenius Niger um Milderung der Abgaben baten, indem bereits alles damit beſchwert wäre, ſagte er: ſeyd froh, daß ich nicht auch für die Luft eine Abgabe von euch fordere; wodurch er ſich gänzlich verhaßt machte.

Die Muräne ſoll auch zahm gemacht und zu allerley abgerichtet werden können. Craſſus hatte lange Zeit eine ſolche zahme Muräne, die ihm ſo lieb war, daß er ſie beweinte, als ſie ſtarb und ſie ſtattlich begraben ließ; welches Domitius ihm als eine höchſt lächerliche Thorheit vorwarf. Craſſus gab zur Antwort: ich habe freylich nur ein Thier beklagt; du aber haſt nicht einmal bey dem Verluſt dreyer Gemahlinnen einige Trauer empfunden.

Der Krebs.

Das Bild des richtigen Gefühls ſeiner Kräfte. Der Krebs verkriecht ſich um die Zeit, da er ſeine alte Schaale ablegt; ſobald er aber wieder mit einer neuen überzogen iſt, geht er dreiſt ſeinem Feind entgegen und bietet ihm ſeine Scheeren.

Der Paſtinac oder Angelfiſch.

Das Bild des Meuchelmordes; denn was dieſer Fiſch mit ſeinem Stachel berührt, das muß ſterben und es hilft keine Arzeney dagegen; daher auch Peleus einen Spieß mit ſolchen Stachel führte. Mehrere Fiſche dieſer Art waren das Bild derer, die ſich durch Luſtbarkeiten zu Grunde richten, weil die Fiſcher beym Fange durch nichts anders als allerley Geſang und Jubel die Menge ins Garn lockte. Die Schwärmer, ſagt Juvenal, erwegen die Folgen eitler Freuden nie. Non vnquam reputant quanti ſibi gaudia conſtent.

Der Pedunculus.

Das Bild eines Schmarotzers. Er iſt ein fauler Begleiter des Delphins, und mäſtet ſich von den Broſamen ſeines Raubes.

Der Sargus.

Das Bild eines Menſchen, der nur Chimären folgt. Die Sargi ſollen den Geruch der Ziegen ſehr lieben und, wenn ſie nur den Schatten einer Ziege am Ufer erblicken, ſich häufig daſelbſt verſammeln; daher die Fiſcher ſich dieſer Täuſchung blos mit einer ausgeſtopften Ziegenhaut bedie-

nen, um eine Menge Fiſche dieſer Art anzulokken und zu fangen.

Der Theudites.

Eine Art Schwerdtfiſch, der aber wenig Gebrauch von ſeinen Waffen macht und daher das Bild eines faulen Kriegers war. Daher ſagte auch Themiſtokles einſt von den Eretriern ſpöttiſch: Sie wären wie die Theubiten, die zwar ein Schwerdt aber kein Herz hätten.

Der Phyſa.

Ein ägyptiſcher Fiſch, das Symbol der Sehnſucht der Liebenden; indem man dafür hielt, daß die Leber des Phyſa bey ab- und zunehmenden Mond auch ab- und zünähme; und der ganze Fiſch bald fett, bald mager erſchiene. Dieſe Wirkung der Ab- und Zunahme des Mondes auf dieſen Fiſch, verglich man mit der Wirkung der An- und Abweſenheit eines geliebten Gegenſtandes auf den Liebenden; wovon der Schäfer Lycidas ein Beyſpiel gab, woran es vor und nach ihm nicht gefehlt haben wird, wie ſolches ein lateiniſcher Dichter in folgenden Verſen an ſeine Geliebte ausdrückte:

Vt Lycidas domina ſine Phyllide tabidus erro,
Te ſine vac miſero mihi lilia nigra videntur,

Nec ſapiunt fontes et aceſcunt vina bibenti.
At ea ſi venias et candida lilia fient,
Et ſapient fontes et dulcia vina bibentur.

Abgehärmt irr' ich umher, wie Lycidas ohn' ſeine Phyllis;
Schwarz ſcheinen mir Armen die Lilien ſelbſt;
Bitter ſchmeckt mir der Quell und herb' der Rebenſaft: Aber,
Wenn du erſcheinſt, werden die Lilien weiß;
Lieblich wird mir der Quell und ſüß der Rebenſaft ſchmecken.

Der Polyp.

Das Bild der Habſucht und des Neides. — Er ſoll ſehr gefräßig ſeyn, und dabey ſehr hinterliſtig in Haſchung ſeines Raubes. Da es ihm indeſſen nicht immer gelingt, er auch oft Mangel leidet: ſo frißt er ſeine eignen Theile, die ihm jedoch gleichſam zum neuen Schmauſe wieder wachſen. So verbergen neidiſche Gemüther die Leidenſchaft in ihrer Bruſt und nähren ſich zu ihrer eignen Quaal.

Der Kopf des Polypen ſoll ſehr ſchmackhaft ſeyn, aber Schlafloſigkeit wirken; daher bezeichnete man dadurch das Gemiſch des Guten und Böſen im menſchlichen Leben. Und Syneſius ſagt im 4ten Hymnus:

Ο δε γας χθονιας
Θεσμος αναγκας
Διχόθεν θνατοις
Βιον οινοχοει
Το δε ακηρασιον,
Αμιγες τ' αγαθον
Θεος η τα θεου.

So reicht das unerbittliche
Gesetz der Nothwendigkeit
Den Wein des Lebens
Aus zwey Bechern den Sterblichen.
Denn rein und unvermischt
Genießt nur die Gottheit
Des ewigen Guts.

Ein Frosch und eine Hyder.

Dies Symbol bezeichnete alles unnütze Geschrey. Der Frosch, der am meisten schreyet, um die Hyder zu schrecken, den verschlingt sie am ehesten. Der Großmüthige straft alles leere Geschrey und Drohen der Ohnmächtigen nur mit Verachtung; denn furchtsame und schwache Hunde bellen am heftigsten, weil sie am wenigsten schaden können.

Frösche bey einer Lampe.

Das Verstummen der Verläumder bey dem Licht der Unschuld. Minerva selbst beklagt sich beym Homer über das unsinnige Geschrey der

Frösche, wodurch sie sowohl im Nachdenken als im Schlaf gestöhrt würde. Sobald man diesen schreyenden Geschöpfen ein Licht hinhängt, verstummen sie plötzlich. Die Verläumdung reibt sich am meisten an die Söhne der Weisheit und Tugend; denn die Unvollkommnen können nicht leiden, daß es Vollkommnere giebt; daher bestreben sie sich aus allen Kräften, diese durch allerley Verläumdungen, wenigstens ihnen gleich, wo nicht weit unter sie herab zu setzen. Aber der geringste Schimmer wahrer Vorzüge dringt durch den dicksten Nebel der Verläumdung und straft ihre Lügen mit desto größerer Schande, daß sie das verstummen. Denn,

Invidiam placare paras virtute relicta?

Wer vermag ohne Tugend den Neid zum Schweigen zu bringen?

sagt Horaz.

Die Schildkröte.

Sie schwimmt gern bey heiterm Himmel auf freyer Meeres Höhe, und verweilt sich dabey oft so lange, bis die Sonne ihre Schaale so sehr austrocknet, daß sie sich nicht mehr untertauchen kann und ein Raub der Fischer wird. Man bezeichnete daher durch diese Vorstellung die gedankenlose

Sicherheit im hohen Glück; wovon Seneca in Octavia ſagt:

O funeſtus multis populi
Dirusque fauor, qui cum ſtata
Vela fecundo ratis impleuit
Vexitque procul, languidus idem
Deſerit alto ſæuoque mari.

O unſelige, den meiſten
Grauſame Volksgunſt,
Die des Glücksſchiffs Segel ſchwellt
Und es auf fernen Höhen
Gleichgültig im wilden Meer verläßt.

Die Bienen.

Durch den Bienen bezeichnete man ein Volk, das treu ſeinem Regenten gehorcht, ſo wie man durch das Oberhaupt der Bienen einen weiſen und zweckmäßig herrſchenden Regenten anzeigte, mit welchem ein Volk zufrieden zu ſeyn Urſache hat.

Cum exiguntur mella fumo abiguntur apes.

Wenn man den Honig ausnimmt, vertreibt man die Bienen durch Rauch, ſagt Plinius.

Durch dies Symbol bezeichneten die Aegypter den eitlen Weyhrauch des Ruhms, womit man wahres Verdienſt nur beſchämt.

Die Beraubung der Bienen beſchreibt Virgil in folgenden Verſen:

Incluſus vt cum latebroſo in pumice paſtor
Veſtigauit apes, fumoque impleuit amaro,
Illæ intus trepidæ rerum per cerea caſtra
Diſcurrunt, magnisque acuunet clamoribus iras.
Voluitur ater odor tectis: tum murmure cæco
Intus ſaxa ſonant, vacuas it fumus ad auras.

Wenn den in tauſendfach gehöhltem Bimſtein verborgenen
Bienen der Hirte nachſpürt und alles mit beißendem Rauch füllt;
O, dann irren ſie furchtſam umher in den wächſernen Zellen
und erheben mit großem Geſumſe ihr muthvolles Treiben,
Es wälzt ein abſcheulicher Geruch ſich umher; ein wildes Gemurmel
Lärt in dem innern Geſtein, bis hoch der Dampf in die Luft ſteigt.

Die Spinne.

Das Bild der Vorſicht. Aranex incremento amnium futuro telas ſuas altius tollunt. Die Spinnen machen beym Anſchwellen der Flüſſe ihr Gewebe höher, ſagt Plinius. — Sie geben dadurch den Menſchen die Lehre der Vorſicht und

Bewaffnung gegen mancherley Widerwärtigkeiten, die oft gleich angeſchwollnen Strömen eindringen.

Die Spinne mit ihrem Gewebe bezeichnete auch die eitlen Bemühungen der Menſchen. Die Spinne läuft hin und her und webt den ganzen Tag und doch iſt ihre Arbeit nichts. Die Menſchen ſtreben nach Beſitzungen und Reichthümern, nach Ehrenſtellen und Familien, und alle ihre Arbeit iſt vergängliches Gewebe.

Kayſer Heliogabalus ſetzte einſt zum Spaß eine Prämie auf tauſend Pfund Spinnen. Man brachte ihm in kurzem zehntauſend Pfund. Ein herrlicher Beweis von Roms Größe, ſagte er.

Die Ameiſe.

Das Bild des Fleißes und der Emſigkeit. Ein Haufen Ameiſen bezeichnet die Uebermacht der Menge gegen einen Gewaltigen. Tiberius unterhielt eine zahme Schlange, die ihm aus der Hand ihre Speiſe nahm; einſt fand er ſie von einem Haufen Ameiſen getödtet, und errinnerte ſich dabey der Hieroglyphe von der Uebermacht der Menge. In Indien ſind vorzüglich in den Hundstagen eine große Art Erdflöhe ſo häufig, daß Löwen an ihrer Plage ſterben. Auch werden die Elephanten von Schlangen nachgeſtellt, die ſich wie ein Strick um ihre Hälſe ſchnüren und ſie er-

drosseln. Daher ist nichts so groß und mächtig, daß es nicht von einem kleinern und schwächern gestürzt werden könne. Auch der Schwache kömmt nach und nach, oder wohl plötzlich zu Kräften, und das kleinste wächst mit der Zeit empor.

Der kleine Gefährte des großen Hornviehs,
Dem kaum das junge Geweih durch die Haut dringt,
Führt bald mit starkem Nacken und bewaffneter Stirn
Die väterliche Heerde ins Feld, die er beherrscht.
Und das schwache vom Stamm gehauene Reis
Wächst gleich der Mutter in kurzem empor
Und giebt der Erde Schatten vom hohen Wald.
Auch die nach großem Brande versäumte Asche
Lodert von neuem auf.

Sic ille magni paruus armenti comes,
Primisque nondum cornibus findens cutem,
Ceruice subito celsus et fronte arduus
Gregem paternum ducit, ac pecori imperat.
Quæ tenera cæso virga de trunco stetit,
Par ipsa matri tempore exiguo subit,
Vmbrasque terris reddit et coelo nemus;
Sic male relictus igne de magno cinis
Vires resumit.

Seneca in Troade.

Die Macht der Eintracht.

Zur Bezeichnung derselben bediente man sich eines sonderbaren Symbols, nemlich einer Gruppe von zwo Figuren, wo eine Ameise zum Elephanten anwächst und ein Elephant sich in Gestalt einer halben Ameise endigt. Wollte man dadurch zugleich jede Art von Kontrast und ganz entgegengesetzte Dinge andeuten, so zeichnete man Feuer und Wasser hinzu. Die Vorzüge der Eintracht hat die Geschichte aller Zeiten bestätigt, nach dem bekannten Sprüchwort:

Concordia paruæ res crescunt discordia maximæ dilabuntur.

Durch Eintracht wird das Kleinste groß;
Das Größte zerfällt durch Zwietracht bloß.

Oder nach dem griechischen Dichter:

Ομοφρονες νεμοντο τρεις ὁμου βοες
Ους ουδε θηρωεβλαπτε πολλακη λεων
Εχθρα δε μισει και μαχη διασχισας
Εκαστον εκβεβρωκε γυμνον ὡς ενα.

Einmüthiger Stiere Dreygespann
Verletzt selbst der wilde Löwe nicht.
Doch kaum trennt sie ein feindseliger Zwist:
Zerreißt er jeden einzeln leicht.

Ameisen am Goldhaufen.

Das Symbol des Geitzes. Strabo und Plinius erwehnen einer bergigten von den Darden bewohnten Gegend Indiens, wo es viele Goldgruben giebt, die von sehr großen Ameisen aufgewühlt werden. Die Einwohner suchen mit vieler Gefahr sich des ausgegrabnen Goldes zu bemächtigen; denn die Ameisen setzen sich nicht nur zur Wehr, sondern verfolgen auch Menschen und Vieh und tödten es. Daher wirft man erst hie und da Stücken Fleisch umher, die Ameisen zu zerstreuen, und führt auf die Art die Goldbeute fort. So bewachen Geitzige den zusammengescharrten Goldklumpen, den sie selbst nicht nützen und auch andern nicht zu Nutz überlassen wollen, welches der gröste Unsinn ist, wie Horaz sehr sinnreich bemerkt:

Si quis emat cytharas, emtus comportet in vnum,
Nec studio cytharæ, nec Musæ deditus vlli:
Si scalpra et formas non sutor, nautica vela
Auersus mercaturis, delirus et amens,
Undique dicatur merito; quid discrepat istis
Qui numos aurumque recondit, nescius vti
Compositis?

Kaufte jemand eine Laute um die andre und legt' sie in Menge
Ohne je einer Laute noch sonst einer Muse beflissen;

Oder Kneif und Leiſten ohne Schuſter zu ſeyn; oder Segel
Ohne Luſt zu Gewerb und Handel; verrückt und unſinnig
Nennt ihn jeder mit Recht; denn wie ſehr verſchieden von jenen
Iſt der, der nur Geld und Gold verbirgt, ohn' es zu nützen?

Die Fliege.

Die Kürze des menſchlichen Lebens. Das höchſte Alter einer Fliege wollte man auf ſieben Jahr beſtimmen, und darnach das höchſte Menſchenalter, wär' es auch tauſend Jahr, als ſehr vergänglich und kurz darſtellen; wie auch Seneca ſagt:

Comprehende quantum plurimum procedere homini licet; quantulum eſt ad breuiſſimum tempus editi; cito ceſſuri loco venienti in pactum proſpicimus hoſpitium. De noſtris ætatibus loquor, quas incredibili celeritate conuolui conſtat. Computa vrbium ſæcula, videbis quam non diu ſteterint, etiam quæ veruſtate gloriantur. Omnia humana caduca ſunt et brevia, infiniti temporis nullam partem occupantia.

Man erwege, wie lange auch der Menſch leben mag, wie ſehr kurz gleichwohl die Zeit iſt. Wir müſſen jeden Augenblick bedacht ſeyn, unſre

Stelle unserm Nachfolger zu überlassen. Ich rede von unserm Zeitalter, man weiß, wie unglaublich schnell sie verfließt. Man erwege ganzer Städte Jahrhunderte, und gewiß, sie standen nicht lange, selbst die sich des größten Alterthums rühmen. Alles menschliche Wesen ist eitel und flüchtig, ein Nichts im weitem Raum der Unendlichkeit.

Heuschrecken hinter einem fliehenden Kriegesheer.

Ein Symbol, daß öfters Kleine die Großen jagen; desgleichen man auch von den Fliegen Beyspiele hat. Als Trajan die Parther besiegt hatte, lagerte er sich gegen die Agarener. (Ein arabisches Volk, von dem Stammnamen Agar.) Es fanden sich aber eine so unerträgliche Menge Fliegen ein, daß man genöthigt war, wieder abzuziehen, schreibt Dion-Cassius. Die Alten wollten auch damit andeuten, daß man auch den Geringsten nicht zu gering schätzen sollte. Ein einziges Haar, sagten sie, wirft so gut seinen Schatten, wie der Stamm einer Eiche.

Die Wiesel.

Bezähmung der Verläumder. Die Alten hielten es für ein bewährtes Mittel, daß man nie von Hunden angebellt würde, wenn man einen Wieselschwanz bey sich trüg. Es kann seyn, daß etwa der dadurch gereitzte feine Geruch der Hunde sie in dem Begriff des Bellens stöhrt. So viel ist gewiß, daß allemal nur irgend eine besondere vorzügliche Eigenschaft den Verläumdern das Maul stopft.

Die Lichtmükke. (Pyrausta.)

Das Symbol eitler Ehrgeitzigen, die aus Antrieb ihres kleinen Geistes sich von dem Glanz eitler Ehre blenden lassen und ihren Untergang darin finden; denn wahre große Geister strebten nie nach eitlen Ehrenstellen, sondern vermieden sie vielmehr und dieneten oft ihrem undankbaren Zeitalter für Schmach und Schande. Den eitlen Ehrgeitzigen kümmert das gemeine Wohl nicht, denn dazu hat er weder Sinn noch Fähigkeit, sondern er mißt alles nur nach dem Maaßstabe seines Privatvortheils, und er findet es für sehr unklug, das geringste Gute zu stiften, wenn es ihm irgend einen Abbruch seiner eitlen Ehre und seines Be-

sitzthums macht; und doch stürzt ihn bald sein eigner Dummstolz, womit er vor seines Gleichen zu sehr hervorschreyet, die sich auch nicht wenig dünken, und denen seine unleidliche Eitelkeit um so unerträglicher ist. Sehr sinnreich ist folgende Stelle der lateinischen Fabel von der Tanne und der Brombeerstaude:

— — Nunc læta quidem bona sola fateris,
Et nostris frueris imperiosa malis.
Sed cum pulchra minax succidet membra securis
Quam velles spinas tunc habuisse meas.

— — Jtzt hältst du deine Herrlichkeit fürs höchste Gut zwar
Und siehst verächtlich auf niedres Gesträuch herab;
Wenn aber einst die drohende Axt dein bewundertes Haupt fällt,
O dann hättst du gewiß gern meine Stacheln gehabt.

Der Käfer.

Dies war ein sehr wichtiges Symbol der Aegypter; denn sie hielten den Käfer für ein ganz besonders mysterieuses Wesen. Sie glaubten, es wäre unter allen Geschöpfen allein männlich und würde jedesmal aus einem runden Keim gebildet, der im Wasser zur Oefnung käme. Sie bezeichneten daher alles männliche und tapfere durch einen

Käfer und verglichen den Keim deſſelben mit der Entſtehung der Welt und des Weltkörpers. Die Krieger waren nach einem beſondern Geſetz verbunden, einen Ring mit dem Bilde eines Käfers zu tragen, unter dem Denkſpruch: „Männer müſſen alle die ſeyn, die vors Vaterland kämpfen.“ Sie verſprachen dadurch nicht blos den ſchuldigen Gehorſam gegen die Befehle ihrer Feldherren; ſondern machten ſich nur mit dem einzigen Wort, daß ſie Männer, brave Männer ſeyn wollten, anheiſchig. Worauf ſich Seneca's Ausdruck gründet: Promiſiſti virum bonum, ſacramento ligatus es. „Du haſt verſprochen ein braver Mann zu ſeyn, und biſt nun eidlich dazu verbunden.“ Hatten ſich Krieger nachläſſig und faul bewieſen, ſo nannte man ſie auch nicht Männer mehr, ſondern Weiber, und das war Schande genug. So erwähnt auch Dio Caſſius, daß die Britiſche Königin Bunduica den Kayſer Nero wegen ſeiner mehr als weibiſchen Weichlichkeit, Neronides genannt habe.

Der Baum.

Das Symbol der Unsterblichkeit. Man raube ihm seine Zweige, so schlägt der Stamm um so stärker wieder aus; man haue den ganzen Baum um, so steigt er aus der Wurzel wieder empor. Der Baum war auch das Symbol wahrer philosophischer Gelassenheit und Stärke; indem er alles erträgt, und durch Widerwärtigkeiten nur um so mehr gestärkt wird und hervorgrünt; worauf auch Horazens Gleichniß zielt:

Duris vt ilex tonsa bipennibus
Nigræ feraci frondis in algido
Per damna per cædes, ab ipso
Ducit opes animumque ferro.

Wie die Eich' auf dem fruchtbaren Algidus
Wenn die schmetternde Axt sie fällt,
Von der Schärfe des Eisens selbst
Neuen Muth und Stärke bekömmt.

Die Cypresse.

Das Symbol der Trauer und Widerwärtigkeit, auch der Niedergeschlagenheit, die sich aber wieder aufrichtet. Desgleichen das Symbol alles dessen, was gering und niedrig ist, in der Folge aber zur Höhe gelangt. Martial sagt:

Unglück und Schaden nützt auch, und widrige Dinge sind lehrreich;
Trümmer beweisen uns das Daseyn der Gottheit oft mehr.

Nunc et damna iuuant, sunt ipsa pericula tanti;
Stantia non poterant tecta probare Deos.

Die Cypresse leidet keine Motten und Würmer und widersteht aller Fäulniß; daher brauchten die Alten auch das Cypressenholz zu Särgen und Bildnissen.

Der Lorbeerbaum.

Der erste bekannte Vorzug dieses Baums bestand in der Heilkraft; man hielt die Blätter derselben für ein Universal- Vorbeugungs- und Hülfsmittel in allen Krankheiten. Daher war auch eine Taube mit einem Lorbeerblatt im Schnabel, ein uraltes Symbol der Heilkunde, bezeichnete auch einen Menschen, der durch irgend ein zufälliges oder ersonnenes Mittel sich selbst von einer Krankheit wieder herstellet. Denn man wollte bemerkt haben, daß kranke Tauben Lorbeerblätter in ihr Nest tragen und davon genesen. Auch hielt man dafür, daß Taubenfleisch in Krankheiten das einzige zuträgliche Nahrungsmittel sey.

In der Folge wurden Lorbeerzweige auch ein Ehrenlaub der Helden und Dichter. Und um den Reiz des Ruhms anzudeuten, bediente man sich des zusammengesetzten Symbols der Lorbeerzweige und Feigen, die wie Früchte daran hiengen. Denn man hielt nur den für einen erhabnen Geist, den blos die Süßigkeit des Ruhms zu großen und edlen Handlungen antrieb, und Geld und Gut viel zu gering schätzte, als daß es ihn irgend belohnen könnte. Daher läßt auch Ovid den Mamurius sagen: Merces mihi gloria detur. Ruhm soll meine einzige Belohnung seyn. Und Polybius sagt: Αργυριον ες κοινον παντων ανθρωπων τιμη, το δε καλον και τιμιον αιτιον θειον και τουτοις παραπλησιον ανδρων εστι. „Geld ist ein gemeinschaftliches Gut aller Menschen, aber Hoheit und Ruhm kömmt nur Göttern und göttlichen Männern zu.“ Bey den Alten konnte auch niemand Anspruch auf große Ehre und Ruhm machen, der weiter nichts als großen Reichthum aufzuweisen hatte; wenn man gleich diese Vorzüge oft dadurch zu erzwingen suchte. So versprach die ruhmsüchtige reiche Hure Phryne, die Mauern von Theben wieder aufzuführen, wenn man diese Inschrift verstatten wollte:

Αλεξανδρος καθειλε, πορνη δε Φρυνη ανεστησε.

Von Alexander zerstöhrt, von der Hure Phryne wieder hergestellt.

Der Palmbaum.

Das Symbol der Weisheit und Tugend, der Gerechtigkeit, des Sieges, der Gleichheit, der Dauer und Beständigkeit. Der Palmbaum, sagte man, liebt einen salzigen Boden und leidet keinen Mist; so leidet die mit Weisheit verbundne Tugend den Schmutz des Lasters nicht. Intaminatis fulget honoribus. Einen Palmbaum, der von selbst auf jemandes Grund und Boden wächst, palma domi nata, deutete man auf einen vorzüglichen leicht zutreffenden Ruhm; so wie man alles, was man bey sich zu Hause erhielt, auf leichten Erwerb bezog, z. B. Aurum ipsi domi nascitur, das Gold wächst ihm gleichsam auf seinem Acker, in seiner Behausung. August ließ einen zwischen Steinfugen entsprossenen Palmbaum unter die Regenrinnen der Hausgötter setzen und ihn sorgfältig warten, daß er groß und stark würde. Einen auf dem Kapitol in Rom von selbst gewachsenen Palmbaum deutete man auf fortdauernden Triumph und Sieg.

Ein Palmbaum, an welchem Frösche sitzen, deutet auf den beständigen Gefährten der Tugend, den Neid. Plutarch erwehnt eines solchen mit Fröschen besetzten ehernen Palmbaums, den man unter andern heiligen Vermächtnissen in einem Tempel angetroffen. Die Frösche aber werden

von den ausgebreiteten Palmzweigen von der Höhe herab gleichsam bemitleidet und verlacht.

Conscia mens recti famæ mendacia videt.

Ein redliches Gemüth lacht aller Lügen des Gerüchts.

Ein umgestürzter Palmbaum deutete auf die durch Weichlichkeit gestürzte Tugend und Stärke des Gemüths. So fiel Rom, das durch keine Macht gestürzt werden konnte, durch Schwelgerey, wie Juvenal sagt:

— — Sæuior armis
Luxuria incubuit. — —

Die heilige Baumgruppe.

Unter diese Gruppe waren drey Bäume begriffen. Der Nilbaum, der Spatbaum und die weiße Pappel. Der Nilbaum, der das Nilwasser liebt, war der Isis geheiligt und sollte die Sterblichen erinnern, stets auf ihr Herz und auf ihre Zunge wachsam zu seyn; weil die Früchte dieses heiligen Baums der Gestalt eines Herzens und die Blätter den Zungen glichen. Reines Herz und reine Zunge war mithin das eigentliche Symbol dieses Baums. Der Spatbaum deutete auf einen späten reifen Verstand, der keine voreilige Früchte bringt; indem dieser Baum vor sei-

nem hunderten Jahre keine Früchte trägt. Die weiße Pappel deutete auf einen heiligen Lebenswandel; indem man zum heiligen Gebrauch keines andern Holzes, als des der weißen Pappel sich bediente.

Der Feigenbaum.

Das Bild eines Menschen, der äußerlich nichts verspricht, aber von desto größerem innern Gehalt und Nutzbarkeit ist. Der Feigenbaum prangt mit keiner Blüthe vorher und trägt doch die süßeste Frucht. Nichts versprechen, aber destomehr thun, war auch ein Lehrsatz des Pythagoras, der die Weisheit der Aegypter studirt hatte.

Früchte an einem bloßen Stamm.

Das Symbol eines nützlichen Mannes ohne eitle Ruhmbegierde, der niedrig und unbekannt lebt. Theophrast erwehnt eines Weinstocks, der ohne alle Reben und Blätter die herrlichsten Trauben hervorgebracht, desgleichen eines fruchttragenden Oelbaums, dem man alle Zweige benommen hatte. Auch Plinius schreibt: Inuenimus vitem et malum punicam stirpe fructum tulisse, non palmite aut ramis. Es habe ein Weinstock und ein Punischer Apfelbaum (Granatapfel-

baum) Früchte am bloßen Stamme getragen, ohne alle Reben noch Zweige. Das Aegyptische Symbol deutete vorzüglich auf unbekanntes Verdienst, das ohne alles Geräusch wirkt, sich selbst lohnt und genügt und vor den Verfolgungen des Neides und der Mißgunst sicher lebt; nach dem alten Verse:

Viue tibi et longe nomina magna fuge.

Lebe nur dir selbst, und fliehe großen Ruhm.

Oder:

Viue tibi quantumque potes præluſtria vita;
Sæuum præluſtri fulmen ab arce venit.

Lebe dir selbst und meide mit Ernst die glänzenden Höhen:
Hoher Pallästе Stolz trifft der zerschmetternde Blitz.

Asphodillen- oder Goldwurz.

Das Symbol der Herrschaft in Bezug auf den Regentenstab; denn die Asphodille heißt auch haſta regis und selbst im Französischen la hache royale. Die Würmer, die sich gewöhnlich an der Asphodille einfinden, ihn oft ganz auszehren, zuletzt aber Flügel bekommen und davon fliegen, deutete man auf die Günstlinge und Schmeichler, die vom Regenten mit Reichthümern und Ehrenstellen über-

häuft werden, und zuletzt, wenn sie Land und Leute ausgesogen, davon gehen.

Brasilienkraut.

Das Symbol einer milden Regierung. Dies Kraut hat die Eigenschaft, daß es einen lieblichen Geruch von sich giebt, wenn man es gelinde reibt, aber einen höchst widrigen, wenn man es preßt und drückt, wovon es hernach giftige Würmer bekömmt. Ist also eine Lehre für Regenten.

Qui vult amari languida regnet manu;
Lene fluit Nilus, sed cunctis amnibus extat
Vtilior.

Wer geliebt seyn will, der herrsche sanft und gelinde;
Sanft fließt der Nil dahin und er ist unter allen Ströhmen
Der nützlichste.

Lebenskraut.

Das Bild der Tugend; weil dieses Kraut unter allem Ungemach beständig grünt und fortwächst. Es erträgt Frost und Hitze, Nässe und Dürre, Licht und Schatten. Omnes dolores, molestias, injurias virtus magnitudine sua elidit, sagt Seneca. Die Tugend besiegt allen Schmerz,

alle Verschwerniß und alle Bedrückung durch ihre Größe. So ist auch

Die Lilie unter Disteln.

Das Bild der Tugend, die selbst in Widerwärtigkeiten blühet. Crescit de vulnere virtus.

Unter Kränkung wächst die Tugend.

Habet has vices conditio mortalium vt aduersa ex secundis, ex aduersis secunda nascantur, sagt Plinius in der Lobrede auf Trajan. Die Verfassung der Sterblichen steht unter dem gewöhnlichen Wechsel, daß aus Glück Unglück und aus Unglück Glück hervorgeht.

Einige Bäume neben der Brombeerstaude.

Die Gefahr der Hoheit und die Sicherheit der Niedrigkeit. Nach dem Inhalt einer alten Fabel, hielten die Bäume einst einen Rath, wie sie den gefährlichen Nachstellungen der Menschen entgehen wollten, von welchen sie so oft mit der Axt heimgesucht und gefället würden. Die Ceder bemerkte vorzüglich, daß die Menschen zum Gebrauch der Axt allemal einen hölzernen Stiel nöthig hätten; mithin müsse man sie nur verhindern,

daß sie dergleichen von keinem unter ihnen habhaft würden, weil alsdenn die Menschen mit der bloßen Axt ihnen nichts anhaben könnten. Dieser Vorschlag hatte zwar beym ersten Gedanken einen Schein von Gewicht, allein bey näherer Prüfung fanden sich doch allerley Einwendungen dagegen. Endlich nach langem hin und her sinnen erhob sich die Brombeerstaude und gab den Bäumen den Rath, sie möchten nur nicht so sehr hoch wachsen, so würden sie vor den Nachstellungen der Menschen gewiß sicher seyn.

Gold und Edelsteine neben dem Pfluge.

Diese Hieroglyphe ist nicht ganz deutlich. Es kann heißen: der Ackerbau bringt Reichthum; ist aber wahrscheinlich vielmehr auf den Vorzug des Ackerbaues vor dem Bergbau zu deuten. Dieser ist wenigstens gar wohl zu entbehren, aber jener nicht. Jener ist an sich selbst Reichthum genug, und bedarf nicht erst einer an sich selbst so ganz ungenießbaren Sache, wie Gold und Edelsteine und dergleichen Kostbarkeiten mehr. Auch scheinen diese Kostbarkeiten nicht das Glück der Sterblichen befördert, sondern vielmehr vermindert zu haben; und das so gepriesene goldne Alter des

Menschengeschlechts war gerade dasjenige, wo man noch nichts von dem heillosen Golde wußte; wo man mit den genießbaren einfachen Früchten der Erde zufrieden, ohne alle Habsucht in Unschuld und Eintracht lebte.

Die Gold- und Geldbegierde ist die ununterbrochen fortgehende Seitenzahl der Weltgeschichte, und des Privatlebens eines jeden. Der triviale Vers im Virgil:

> Auri sacra fames quid non mortalia cogis
> Pectora?

zeigt uns sowohl das Alterthum von dieser Seite, als die Bestätigung dieser traurigen Wahrheit seit der Entdeckung des Weges um Afrika nach Ostindien und der Entdeckung von Amerika.

Die alte Geschichte nennt uns einen goldgierigen Pythes, der seine Unterthanen so sehr zum Bergbau antrieb, daß fast alle übrigen nöthigeren und nützlicheren Beschäftigungen dadurch versäumt wurden, und die Einwohner zuletzt fast an allem Mangel litten. Daher die Weiber sich an die Gemahlin des Pythes wandten, und sie dringend baten, denselben doch auf andere Gedanken zu bringen, und ihn von der unseligen Goldsucht abzulenken. Sie versprach es und ließ zur Mahlzeit die Tafel mit allerley künstlich in Gold gearbeiteten Speisen besetzen, die ihr Ge-

mahl am liebsten aß. Beym ersten Anblick war Pythes voll Verwunderung und fand eine ausserordentliche Freude an dem Einfall seiner Gemahlin. Endlich aber, da er sich lange genug satt gesehen hatte, und keine Anstalt sah, daß die goldnen Speisen, die seine Gemahlin, wie er glaubte, nur zum sinnreichen Spaß und zur zeitvertreibenden Ueberraschung hatte aufsetzen lassen, wieder abgetragen würden, um genießbareren Gerichten, nach welche ihm itzt mehr verlangte, Platz zu machen: so sagte seine Gemahlin, daß im Ernst nichts weiter zu haben wäre, weil er mit seinen unendlichen Goldgruben so viel Hände beschäftige, daß kein Mensch mehr Zeit hätte für andre als goldne Lebensmittel zu sorgen und solche herbeyzuschaffen; mithin würde man sich nun schon damit begnügen müssen. Welche Operation denn auch seine gute Wirkung that.

Man vergleiche hiemit die Mahlzeit des Varus beym Martial:

Ad coenam nuper Varus me forte vocauit:
Ornatus diues, paruula coena fuit.
Auro, non dapibus, oneratur mensa; ministri
Adponunt oculis plurima, pauca gulæ.
Huc ego non oculos sed ventrem pascere veni;
Aut adpone dapes, Vare, vel aufer opes.

Neulich hatte Varus mich zum Abendeſſen geladen;
Reich geſchmückt war er ſelbſt, aber das Abendmahl klein.
Gold, nicht Speiſen, drückten den Tiſch, und die zahlreichen Wärter
Trugen mehr für die Augen auf, als für den Gaum.
Den Leib zu ſpeiſen, kam ich hieher, nicht die Augen zu weiden;
Gieb zu eſſen, Varus, aber die Schätze thu weg.

Gold und Edelſteine an geringen Gefäßen

Heißet den Laſtern ſchöne Namen geben, wie Seneca ſagt: Vitia nobis virtutum nomine obrepunt; moderatio vocatur ignauia, pro cauto timidus accipitur. Die Laſter ſchleichen ſich unter dem Namen der Tugend ein; Mäßigung nennt man Faulheit, Vorſicht Furchtſamkeit.

Der Achat.

Das Symbol blühender Beredſamkeit;

Weil die reiche Beredſamkeit in mannigfache Geſtalten
Sich kleidet; wie ein reiſſender Strohm itzt gewaltſam einhertobt;
Itzt wie ein ſanfter Bach im ſtillen Thale dahinfließt;

Bald

Bald ſich erweitert und bald mit dem ausgetretnen zurücktritt;
Bald ohne Schmuck erſcheint und bald in reitzenden Blumen
Duftet.

Der Amnochryſus.

Ein mit Gold und allerley Sand und Staub untermiſchter Edelſtein. Man hielt ihn für das Symbol eines ſchönen Gegenſtandes, der nicht ganz ohne Tadel iſt; oder überhaupt wollte man dadurch andeuten, daß nichts ganz vollkommen iſt; daß alles Angenehme mit irgend etwas Unangenehmen untermiſcht ſey; nach dem Ovid:

Terra ſalutiferas herbas eademque nocentes
Nutrit, et vrticæ proxima ſæpe roſa eſt.

So trägt die Erde zugleich heilſame und ſchädliche Kräuter;
Bey der Diſtel die Roſe glüht.

Der Karfunkel.

Das Symbol verfolgter Tugend, weil Feuer und Waſſer ſeinen Glanz nur zu vermehren ſcheinen.

Contraria ſemper virtuti fecere viam.

Widerwärtigkeiten bahnen den Weg zur Tugend.

Und Ovid ſagt:

Materiamque tuis triſtem virtutibus imple
Ardua per præceps gloria vadit iter.
Hectora quis noſſet felix ſi Troja fuiſſet?
Publica virtutis per mala facta via eſt.

Widrige Fälle muß man mit ächter Tugend beſiegen,
Zum Ruhm führt ſteile Bahn hinan.
Wem wär' Hektor bekannt, wenn Troja glücklich gewesen?
Uebel haben den Weg zur Tugend gezeigt.

1

Einige andere Ueberreste Aegyptischer Bilder und Vorstellungen, selbst bey andern Völkern.

Das Universum.

Dies unermeßliche Symbol der Gottheit stellten die Aegypter durch ein Ey dar, dessen Schaale den Umfang, das Weiße Luft und Wasser, die Dotter das Feuer andeute. Einige Ausleger aber haben mit Recht angemerkt, daß die Aegypter durch dies Symbol vielmehr die Entstehung des Universums, als das entwickelte und ausgedehnte Universum selbst haben andeuten wollen; weil nach jener Darstellung das Element der Erde fehlt; man müßte denn die Schaale dafür annehmen; welche jedoch hier eigentlich den Umfang des Universums vorstellen solle. Es ist daher allerdings wahrscheinlicher, daß unter dem Symbol des Eyes die Idee der Entstehung des Universums zum Grunde liege.

Diese uralte Idee der ägyptischen Weisen, war mithin analogisch. Man sah, daß alles aus ei-

nem Keim entstand, und schloß daher, daß auch das Universum seinen Urkeim gehabt haben müsse, aus welchem es sich nach einer ungeheuern Menge Myriaden Jahre zu der gegenwärtigen unermeßlichen Ausdehnung nach und nach entwickelt habe und noch immerfort entwickele.

Die Aegypter hielten auch die Finsterniß für das erste Principium alles dessen, was ist, und behaupteteten, die schöpfrische Natur der Gottheit habe von Ewigkeit her im Finstern gewohnt, in undurchdringliches heiliges Dunkel gehüllt. Welche Vorstellung gerade das Gegentheil von der unsrigen ist, da wir uns das göttliche Wesen vielmehr als lauter Licht, indem es selbst das Licht ist; unter dem Geist der Finsterniß hingegen und dessen Werken, uns ein ganz entgegengesetztes Wesen vorstellen.

Nach der Mosaischen Erklärung: „Gott sprach, es werde Licht," scheint es auch zu folgen, daß vorher alles finster gewesen. Allein es ist begreiflich, daß die Gottheit des materiellen Lichts nicht bedurfte, das nur den Geschöpfen leuchten sollte. Die Gottheit war demungeachtet in sich selbst voll göttlichen Lichts, das aber uns Geschöpfen freylich tiefes Dunkel ist.

Die ägyptischen Priester hatten auch die Gewohnheit bey ihren heiligen Gebräuchen, dreymal das unbekannte Dunkle, worunter sie die

Gottheit verſtanden, anzurufen. Πρωτην αρχην νομιζουσι σκοτος υπερ παντα τοπον, σκοτος ακινητον τε και τουτο επιφημιζοντες. Damaſc. Platonicus.

Die Aegypter nannten die Gottheit Knφ, Knáph. Einige ſagen Eneph, andere Emeth, welches letztere im Hebräiſchen Wahrheit heißet. Man ſtellte dieſen Knáph auch unter einem Bilde in menſchlicher Geſtalt vor, von himmelblauer Farbe mit einem Sternkreiſe und einem Scepter in der Hand, einer Feder auf dem Kopfe und einem am Halſe hangenden Ey, aus welchem ihr Phta, der Vulkan der Griechen, entſtanden. Die Feder ſollte die dunkle Kenntniß andeuten, die die Menſchen von der Gottheit hätten. Daher befahl Moſes den Iſraeliten, das göttliche Weſen ſich unter keiner Art von Bildniß vorzuſtellen.

Der Pythagoräer Timäus nennt Gott Κοσμον αδελφινον, das unnachahmliche Univerſum. Und wenn man, wie es heißet, aus den Werken den Meiſter erkennt: ſo läßt ſich aus dem unbegreiflichen Univerſum, auf den unbegreiflichen Urheber deſſelben ſchließen.

Der Himmel.

Ein Herz auf einem brennenden Altar stellte bey den Aegyptern den Himmel vor; vielleicht, um die ewig flammende Bewegung der Himmelskörper auszudrücken; so wie von der beständigen Bewegung des Herzens, der Umlauf des Bluts abhängt. Einige haben dies Symbol auch darauf gedeutet, daß verständige und vernünftige Wesen jederzeit ihr Herz gen Himmel richten. Ueberhaupt aber deuteten die Aegypter durch dies mit dem Feuer verbundne Symbol auf die beständig hervorbringende und erhaltende Bewegkraft in der Natur, wo im Ganzen nichts stille steht; wenn gleich stündlich durch den Stillstand ihrer partikularen Bewegung Tausende von Wesen in ihr Nichts zurücksinken. Ewig scheint uns die Bewegung der Sonne und des Mondes, der Erde und der übrigen Weltkörper, der Ebbe und Fluth ꝛc. und vielleicht haben doch alle diese Bewegkräfte endlich einmal ihr Ziel, wie die unsers Blutumlaufes.

Nach dem Cedrenus, hatte König Kosroes in Persien eine Maschine erfunden, die nicht nur den Umlauf der Sterne zeigte, sondern auch Regen, Donner und Blitz darstellte, und in deren Mitte er selbst als ein Gott in menschlicher Gestalt gesessen hätte. Ευρε το μουσαρον ειδωλον τον

Κοσροου, το δε εκτυπωμα αυτου εν τη του παλατιου σφαιροειδει στεγη, ὡς εν ουρανω καθημενον, και περι τουτο Ἡλιον και Σεληνην και αστρα, οἱς ὁ δεισιδαιμων, ὡς θεοις, ελαβευε, και αγγελους αυτω σκηπτροφορους περιεστησεν, εκειθεν δε σταγονας σταζειν ὡς ὑετους, καηχους, ὡς βροντας εξαχεισθαι, ὁ θεομαχος ταις μηχαναις επετεχνησατο.

Philostratus beschreibt den königlichen Gerichtshof in Babylon als ein himmelblaues saphirnes Gewölbe, mit goldnen Bildnissen der Götter, die auf die Richter herabsehen, nebst der Adrastea, der Göttin der Rache, um sowohl böse Richter vor ungerechtem Urtheil zu warnen, als selbst den König zu erinnern, daß er sich nicht über den Menschen erhöbe.

Die Sonne.

Sie war bey den Aegyptern das Bild der göttlichen Vorsehung. Man hatte das Bild der Sonne häufig an den Schiffen, wo die ausgebreiteten goldnen Strahlen eine besonders reizzende Wirkung thaten; indem sogar der Krokodill dadurch besänftigt schien und ruhig fortschwamm.

Die Sonnenpriester zu Heliopolis opferten der Sonne keinen Wein und tranken auch selbst keinen. Auch die Griechen opferten der Sonne nur

Honig, weil sie dafür hielten, die Sonne, als die Regiererin aller Dinge, sey von Wein und Trunkenheit weit entfernt. Man hatte auch die Lehre; Regenten und Vorgesetzten müßten, gleich der Sonne, ihren Untergebnen mit gutem Beyspiel vorleuchten und sich vorzüglich des Weins und aller Unmäßigkeit enthalten.

Die Aegypter feyerten auch ein besonderes Fest der Sonne, zur Zeit der Nachtgleiche des Herbstes, nemlich den 22sten des Mouats Phaophe, welches sie das Fest der Sonnenstäbe nannten; weil die abnehmende Sonne, die nun gleichsam Alters halben Licht und Wärme verlöre, zur Fortsetzung ihrer Reise einige Wanderstäbe bedürfe. Nach dieser Idee nannte man auch die Söhne, die Stäbe der Väter; weil wohlgerathne Söhne billig die Stützen des Alters ihrer Väter zu seyn sich bemühen.

Der Mond.

Ein schönes Bild des Mondes sah man zu Apollinopolis in Aegypten. Es war eine männliche Figur, die in der einen Hand einen Adlerskopf hielt und mit der andern einen Spieß gegen ein Flußpferd schwang, durch welches die Aegypter den Typhon, Bruder des Osiris

vorstellten, und welches er zu durchbohren schien. Der Adlerskopf deutete auf die Verwandschaft des Mondes mit der Sonne. Einige gaben auch diesem Mondsbilde zwey junge Hörner, auf deren Spitzen eine Cirkelscheibe lag. Das ganze Bild hatte übrigens eine grüne Farbe.

Zu Carras in Assyrien verehrte man ein weibliches und ein männliches Bild des Mondes. Wer jenem opferte, der, glaubte man, stände unter der Herrschaft seines Weibes; wer aber diesem opferte, von dem vermuthete man das Gegentheil. Den Kopf dieses Bildes schmückte man auch mit den Kennzeichen der Sonne. Daher auch im Lateinischen Lunus Deus und Luna Dea.

Der Mond war auch das Bild der Unbeständigkeit, wegen seines Ab- und Zunehmens und deutete auf einen Menschen, der bald zornig, bald gutherzig, bald traurig, bald fröhlich ist und überhaupt von jedem äußern Eindruck gestimmt wird.

Ein gewisser Dinias gab vor, er wäre einmal nahe am Monde gewesen und hätte gesehen, daß diese Scheibe aus einem sehr reinen Erdkörper bestände. Und Xenophanes lehrte, wie Cicero erwähnt, der Mond sey bewohnt, und voller Berge und Städte.

Der Stern.

Das Symbol erhabner Geistesfähigkeiten. — Diese uralte Idee hat sich unveränderlich erhalten und das Symbol derselben ist immer noch das Merkmal der höchsten Würden und Ehrenstellen. Das Alterthum verewigte auch seine, wegen ihrer großen Verdienste vergötterten Männer nicht so sehr durch Bildsäulen und Monumente, welche nur zu vergänglich waren, als dadurch, daß sie dieselben unter die Sterne versetzten. Die Alten hielten auch vorzüglich viel auf die Betrachtung der Sterne. Ein Mann, sagten sie, dessen Blick sich gern zu den Sternen erhebt, erfüllt seine Seele mit hohen Gefühlen und stimmt sie zu großen und edlen Handlungen. Der Stern war auch das Bild der Vorsehung, und auf einer alten Münze des Kayſers Pertinax, sieht man das Bildniß desſelben, das die Hände gegen einen großen Stern emporhebt, mit der Inſchrift: Provid. Deor. Hieher gehört auch der bekannte Vers.

Virtutis monstrant cuiliber astra viam.

Zur Tugend zeigen jedem die Sterne den Weg.

Oder der Anblick der Sterne erweckt in uns gute Vorsätze, den Weg des Laſters zu fliehen und den der Tugend zu ſuchen.

Das Feuer.

Das Symbol der Majestät, daher man es auch vor den Regenten hertrug, welches auch unter den Römischen Kayfern und zu Konstantinopel unter dem Namen φῶς περιφερόμενον in Gebrauch war. Der König von Aethiopien schickt jährlich seinen Vasallen neues Feuer; es wird ihnen nemlich das alte ausgelöscht und neues angezündet, welches sie sodann unter den übrigen Unterthanen weiter vertheilen lassen. Wer das neue Feuer nicht annimmt, wird als ein Verräther behandelt, und, nachdem er mächtig ist, sogar bekriegt.

Die Perser bewahren und verehren ein vom Himmel gefallenes Feuer, wovon sie ehmals auch einen Theil ihren Königen vortrugen. Auch die Indier trugen ihren Regenten Fackeln vor, die sie auf dem Altar der Sonne anzündeten. Denn die Fackel war bey den Alten das Symbol der Weisheit und eines erleuchteten Geistes.

Auch die Chaldäer verehrten das Feuer als die vornehmste Gottheit. Sie zogen sogar einst durch unterschiedne Länder, um sie von der Vorzüglichkeit ihrer Religion zu überzeugen; weil ihr Gott der mächtigste wäre, dem alle übrigen weichen müßten. Dies bewiesen sie auch in der That, indem sie alle andre Götzen durch die Macht des

Feuers auflöſeten und vernichteten. Doch richteten ſie mit den Aegyptern nichts aus, welche behaupteten, daß ihr Nilgott der größte, mächtigſte und unzerſtörbarſte wäre. Die Chaldäer machten zwar ein ſehr ſtarkes Feuer um dieſen Götzen; allein, da derſelbe inwendig voll Waſſer und überall mit einer Menge kleiner mit Wachs verſtopften Löcher verſehen war; ſo ſchmolz das Wachs ſehr bald und machte dem hervordringenden Waſſer Platz, welches in kurzem alles Feuer umher verlöſchte.

Univ.-Bibl.
München

Der Blitz.

Das Symbol der höchſten Gewalt. Auf den Münzen des Antoninus Pius, auch auf einigen des Nerva ſieht man den Blitz auf einem Ruhebette, welches Symbol auch Karl V. und Maximilian II. gebraucht haben, um dadurch anzudeuten, daß ein milder Regent ſeine Gewalt ruhen laſſe, und ſolche nur in außerordentlichen Fällen ausübe. Hierauf deutet auch die Stelle des Seneca: Quare ergo id fulmen quod ſolus Jupiter mittit, placabile eſt, perniciosum id de quo deliberanit et quod aliis quoque Diis auctoribus miſit? Quia Jovem, id eſt regem, prodeſſe etiam ſolum oportet, nocere non niſi cum pluribus viſum eſt. — Warum kann Jupiter denjeni-

gen Blitz gnädig abwenden, den er aus eigner Macht wirft, nicht aber den, den er nach dem Rathschluß andrer Götter schleudert? Weil Jupiter, und so auch ein Regent, wohl aus eigner Macht Gutes stiften mag, aber nur dann züchtigt, wenn es mehrere nöthig finden.

Die Alten hielten den Blitz auch nicht immer für eine Strafe, sondern sehr oft für eine gute Vorbedeutung, wie solches Virgil von seinem Julus anmerkt, und Plinius vom Servius Tullius erwehnt, desgleichen Plutarch über das Glück der Römer, mit dem Ausdruck; es sey σημειον χρηστον επι απροσδοκητον ἡγεμονιαν.

So erzählt die Geschichte vom König Mithridates, da er noch als ein Kind in Windeln gelegen, habe ein Blitz dieselben verbrannt, ohne ihn zu beschädigen, nur an der Stirn habe er einige Spur davon behalten, die aber in der Folge vom Haar bedeckt gewesen. Auch in seinen männlichen Jahren habe der Blitz ihm im Schlaf seinen neben ihm hangenden Köcher verbrannt, ohne im geringsten ihn selbst zu treffen.

Allegorie

der Flüsse des Paradieses.

Die Aegypter gaben dem Paradiese einen groſsen Umfang; denn nach ihrer Tradition war es vom Ganges, dem Nil, dem Tigris und dem Euphrat umflossen; und sie bezeichneten durch diese vier Ströhme, die vier Eigenschaften der Klugheit, Mäßigung, Tapferkeit, Gerechtigkeit.

Unter dem Ganges verstanden sie die Klugheit, weil dieser in tausend Wendungen durch ganz Indostan sich gleichsam durchschmiegende Strohm, dafür groſse Reichthümer an Gold und Edelsteinen mitführt.

Unter dem Nil, die Mäßigung, weil dieser Strohm stets seine gehörige Zeit des Aus- und Zurücktretens, zur Fruchtbarkeit des Landes beobachtet.

Unter dem Tigris, die Tapferkeit, weil er unter allen Flüssen der schnellste und brausendste ist, und alles, was sich ihm widersetzt, mit fortreißt.

Unter dem Euphrat endlich, verstand man die Gerechtigkeit, weil er überall gleichmäßige Fruchtbarkeit und Wohlstand verbreitete; als welches das vornehmste Bestreben der Justiz und jeder weisen Landesregierung seyn müsse.

Als Vespasianus zur Regierung kam, besuchte er Aegypten und redete die Einwohner daselbst bey seinem Empfange mit den Worten an: Haurite a me tanquam a Nilo. Schöpfet aus mir, wie aus dem Nil!

Der See Sides in Indien.

Mit diesem See bezeichneten die Aegypter das Verderben der Sitten; denn sie hielten dafür, daß in diesem See alles zu Grunde gienge. Wenn ein Volk oder auch ein einzelner Mensch sich von der Wollust, der Ehrsucht und Habsucht so hinreißen ließ, daß er diesen Begierden alles aufopferte, so verglichen sie ihn mit dem Sides. Sie verstanden darunter auch die Ränkemacher, die ihres Vortheils und Genusses wegen, ehrliche Leute erst mit glatten Worten umspinnen, sie hernach aneinander hetzen und in allerley Unheil bringen. Der Strohm der Sittenverderbniß existirte also von jeher und verbreitete seine mannigfachen Aeste der Wollust, Ehrsucht und Habsucht so weit, daß man wenig gesetzte Gemüther fand, die nicht in den Wirbel derselben mit fortgerissen wurden und zu Grunde gingen.

Auf diese Idee bezog sich ein altes Emblema mit der Ueberschrift:

Adparent rari nantes in gurgite vasto.

Wenige retten ſich im grißlichen Strudel durch ſchwimmen.

Der Styx.

Das Waſſer des Styx, glaubten die Alten, zerfreſſe alles Geſchirr, von welcher Maſſe und Härte es auch ſey, ſelbſt das ſonſt unzerſtöhrbare Gold; nur Gefäße von Scythiſchem Eſelshorn nicht. Alexander der Große bewunderte und ſchätzte dieſe Art Gefäße ſo ſehr, daß er ſie nach Delph ſchickte und dem Apoll weihete. Wären es goldne geweſen, ſo hätte er ſie natürlicher Weiſe nicht ſo ſehr ſchätzen können, ſondern ſie ſchon für ſich behalten müſſen. Ueberdies iſt einer Gottheit jede Materie gleich, und ſie kann gar wohl mit Gefäßen von Eſelshorn vorlieb nehmen. Ein Hauptumſtand aber, der bey dieſer Allegorie zum Grunde liegt, iſt wohl der, daß die Eſel bey den Alten keine ſo verächtliche Thiere waren, als heut zu Tage, wo man nur Katzen und Füchſe ꝛc. ſchätzt. Die Alten machten den Eſel zum Symbol der höchſten Gedult, und die Gedult zur höchſten Tugend; weil ſie die höchſte Vernunft voraus ſetzt, der ſo wenige Menſchen zu folgen fähig ſind, und es zum Theil gar nicht nöthig halten. Der

Schild

Schild der Geduld widerſteht allen Stürmen, allem Gift und Galle der Böſen, wie Lucan ſagt:

Mecalor æthereus feriat, mihi plena veneno
Occurrat ſerpens — ſitis, ardor, arenæ
Dulcia virtuti, gaudet patientia duris.

Mich treffen unglückwetter und ſchlammender Schlangen Gift ꝛc.
Der Tugend iſt alles ſüß, und Geduld trägt mancherley Härte.

Die Macht des Geldes.

Die Phönicier gaben ihren Göttern meiſtentheils einen Beutel mit Geld in die Hand; wie man es ſonſt am Mercurius, dem Gott der Kaufleute, wahrnimmt. Sie wollten nicht nur dadurch andeuten, daß von den Göttern alle Macht, alles Vermögen herrühre; ſondern, daß auch das Geld würklich dasjenige ſey, wodurch man am meiſten ausrichte; wie der Dichter ſagt:

Quisquis habet nummos ſecura nauiget aura
Fortunamque ſuo temperet arbitrio.
Vxorem ducat Danaen, ipſumque licebit
Acriſium jubeat credere quod Danaen.
Carmina componat, declamet, concrepet omnes
Et peragat cauſſas, ſitque Catone prior.
Multa loquor; quidvis nummis præſentibus opta,
Eueniet, clauſum poſſidet arca Jouem.

Wer um sein Geld hat, führt sein mit günstigem Winde
lenkt selbst nach seinem Gefallen das Glück.
führt die Prinzessin Danae heim und macht selbst ihren Vater
Acrisius glauben, was Danae glaubt.
Verse sogar macht er, deklamirt und schimpft, was ihm vorkömmt.
pflegt Rechtshändel, geht Cato vor.
Was sag ich? Wünsch' dir für Geld, was du willst, so geschieht es.
Im Geldkasten sitzt Jupiter selbst.

Der Weihrauch.

Das Symbol der Frömmigkeit. Da Alexander als Knabe mit dem Weihrauch, den er opferte, sehr überflüßig umging: so rieth ihm sein Lehrer Leonidas, mit dieser Verschwendung so lange zu warten, bis er einst die Weihrauchländer erobert haben würde. Alexanders Geist konnte nun zwar jenes nicht so genau befolgen; um so mehr aber dieses. Denn als er in der Folge Arabien eroberte: so schickte er eine ganze Schiffsladung Weihrauch nach Hause und bat, den Göttern recht häufig zu räuchern.

Ein Knabe der mit Adlern spielt.

Dies Hieroglyph sollte die Jugend zu ernstlichen und nützlichen Erholungen aufmuntern. Man schloß auch nicht unrecht auf den gesetzten Geist eines Knaben und auf dessen künftige grosse Bestimmung, wenn er statt gewöhnlicher läppischen Spiele, sich solche wählte, die mehr Ernst und Geist verriethen. Suetonius erzahlt von dem jungen August, er habe einige Adler so zahm an sich gewöhnt, daß sie von ansehnlicher Höhe herab ihm Brodt aus der Hand nahmen, davon flogen und es ihm wiederbrachten.

Eine Leyer und eine Flöte neben einem Pfluge.

Arbeit geht vor Erholung; und im Frieden gedeihen Ackerbau und Künste. Als Cyrus gegen Astyages zu Felde ziehen wollte, versammelte er sein Kriegsheer und ließ es einen Tag schwere Feldarbeit verrichten, den andern aber treflich bewirthen. Darauf fragte er seine Krieger, welche Lebensart ihnen am beßten gefiel; sie sagten, die letztere. Nun diese verspreche ich euch, erwiederte er; aber erst müssen wir den Astyages bekriegen.

Als die Jonier, sagt Herodot, die Friedensvorschläge des Cyrus erst ausschlugen und sie nachher wieder annehmen wollten, gab er ihnen folgende Fabel zu verstehen: Ein Pfeifer hatte lange vergeblich gepfiffen, um Fische an sich zu locken, darum warf er sein Netz aus und zog eine ganze Schaar aus dem Wasser. Wie er sie nun zappeln sah, sagte er zu ihnen: bemühet euch itzt nur nicht zu tanzen, da ihr vorher nach meiner Pfeife nicht habt tanzen wollen.

Eine gekrönte Scherbe.

Der Unsinn menschlicher Ehrenbezeigung. Man könnte ein ganzes Register solchen Unsinns aufstellen, womit die Menschen einander Ehre und Schande erweisen, da fast alles nur ein Spiel ihrer Leidenschaften ist. Wer den Beyfall oder den Tadel seiner Handlungen nicht auf dem kürzesten Wege, nemlich dem seiner inneren Ueberzeugung, sondern erst darnach abmessen will, wie es andern gefallen wird, solche zu beurtheilen, der wird wie ein Rohr hin und her wanken und am Ende keinem nützen. Die Menschen belegen oft heut mit der größten Schande, was sie gestern mit ausgezeichnetem Beyfall verehrten. — Als die Cyprier ihren eignen König umgebracht hatten, so steckten sie den Kopf desselben zum Spott

und Schande auf eine Stange, über das Hauptthor der Stadt. In der Folge fand sich ein Bienenschwarm in den Schädel ein und füllte ihn mit Honig; worauf die Cyprier den Kopf wieder abnahmen und auf das prächtigste zur Erde bestatteten.

Ein Strohkranz im Nebel.

Der Werth eines Dinges hängt meistentheils nur von der herrschenden Meynung der Menschen ab. Der Nebel der Einbildungskraft, durch welchen sie fast alles um sich her erblicken, läßt sie gleichsam einen Strohkranz für Gold halten. Wer einmal wegen einer Kunst oder Wissenschaft in Ruf ist, der kann immer mit unter einmal pfuschen, die gemeine Meynung nimmt es immer vorlieb.

Auch beym Angriff der Feinde thut die Meynung sehr viel. — Als Polyperkon sein Heer gegen die Peloponneser anführen wollte, zeigte er ihnen erst, wie unbedeutend die Feinde wären. Er zog sich nemlich zwey alte Röcke an, setzte sich einen alten Filz auf und nahm einen Knüppel in die Hand. So sehen die Kreaturen aus, sagte er, die gegen euch zu Felde ziehen. Worauf seine Krieger schworen, keinen Augenblick mehr zu ver-

lieren, sondern diesen Elenden gerade entgegen zu gehen und sie aufzureiben.

Als Brennus einen Feldzug nach Griechenland unternehmen wollte, führte er seinem Heer einige gefangne Griechen vor, von kleinem schwächlichen Körper, ohne Bart und Haar, in schmutzigen zerlumpten Mänteln, und stellte sie gerade neben den ansehnlichsten und nervigsten Kriegern seiner Legionen. Hiebey sagte er: das sind die griechischen Helden, die euch erwarten; fast sollte man sich schämen, sich mit ihnen zu schlagen.

Eine ähnliche Anekdote erzählt man von Friedrich dem Großen, als er seine Preussen zuerst gegen die Kosacken führte.

Ein Bündel Stäbe.

Das Symbol der Eintracht. Als Scilurus König der Scythen sterben wollte, ließ er seine achtzig Söhne, jeden mit einem Bündel Stäbe vor sich kommen, und fragte sie; ob sie wohl vermögend wären, diese Bündel zu zerbrechen? Da sie dies mit Nein beantworteten: so nahm er unterschiedene einzelne Stäbe heraus und zerbrach sie. Hierdurch gab er seinen Söhnen zu verstehen, daß kein Feind ihnen etwas anhaben würde, so lange sie unzertrennt in völliger Ein-

tracht bleiben würden. Durch Uneinigkeit hingegen, würden sie von jeder kleinen Macht bekriegt und aufgerieben werden.

Daß es aber auch nicht immer rathsam sey, uneinige Völker zu bekriegen, davon zeugt folgende alte Anekdote. Als die Römer unter sich selbst zerfielen, waren die Dacier bereit, ihnen den Krieg anzukündigen. Allein das Oberhaupt derselben fand es nicht rathsam, und um ihnen seine Meynung recht einleuchtend zu machen, ließ er zwey beißige Hunde vorführen, die, sobald sie sich erblickten, gewaltig über einander herfielen. In dem Augenblick aber ließ er auch einen Wolf erscheinen, und schnell waren die Hunde auseinander und fielen mit vereinter Wuth über den Wolf her. Es bedurfte weiter kein Argument, die Dacier von ihrem Vorhaben abzubringen.

Eine Muse mit dem Stabe des Aesculap.

Die Heilkraft der Wissenschaften. Eine vornehme Griechin Telesilla, ließ das Orakel wegen ihrer kränklichen Umstände um Rath fragen, und sie erhielt zur Antwort: μοῦσας θεραπεύειν, die Musen würden sie heilen; welches auch erfolgte. Künste und Wissenschaften sind die Nahrung der

Seele und ſtärken den Gemüthszuſtand des Menſchen, indem ſie ihn zweckmäßig beſchäftigen und von kleinlichem Beſtreben befreien, welches tauſend leidenſchaftliche Gefühle erregt, die das Gemüth beunruhigen und dem Körper allerley Schwächen zuziehen.

Das Glück mit einem Netz.

Wer einmal glücklich iſt, fiſcht immer mehr; aber das Glück beſtrickt auch oft ſeine Günſtlinge ſo ſehr, daß ſie von eignem Glanz geblendet, die nahe Gefahr nicht ſehen, die das hämiſche Glück ihnen bereitet. — Den mächtigen und glücklichen Kayſer Timotheus hatten ſeine Feinde einſt durch eine ſchlafende Figur mit einem Netz vorgeſtellt, in welches eine Menge Städte von ſelbſt hineinfloſſen. — Wer ſatt iſt, wird übermüthig, aber auch faul und feig. So ſoll ein ſatter Löwe von Hirſchen und Haaſen aufgeſchreckt werden und vor ihnen fliehen; welche Vorſtellung man unter mehrern Hieroglyphen auf einem alten Stein wahrgenommen.

Hunde, die ſich von Katzen binden laſſen.

Böſe Richter, die ſich von hämiſchen Klägern nach ihrem Gefallen lenken laſſen, gegen den E[illegible]müthigen und Geduldigen, der nicht klagt. Judices mali, ſagten ſchon die Alten, non attendunt merita cauſſarum, ſed pecuniarum merita; non iura, ſed munera; non quod ratio dictat, ſed quod voluntas adfectat; non quod lex ſentit, ſed quod mens cupit; non inclinant ad iuſtitiam animum, ſed ab animo eandem declinant et pro habitu juſti ſpeciem fingentes, iniuſtis actoribus, quorum malitia gaudent, ſimiles, reum innocentem quem odio habent, arbitrario condemnant.

Böſe Richter ſehen nicht auf das Gewicht der Sache, ſondern auf das Gewicht des Geldes; nicht auf die Rechte, ſondern auf die Geſchenke; nicht, was die Vernunft gebeut, ſondern, wozu ihr böſer Wille ſie antreibt; nicht, was das Geſetz beabſichtiget, ſondern, was ihrer Abſicht gefällt; ſie neigen nicht ihr Gemüth zur Gerechtigkeit, ſondern wenden es vielmehr von ihr ab; und, ganz den ungerechten Anklägern ähnlich, an deren Niederträchtigkeit ſie ein Vergnügen finden, erdichten ſie nach Gefallen einen Schein des Rechten, um den Unſchuldigen, den ſie haſſen, willkührlich zu verdammen. Sed fieri interdum poteſt

vt error in causſa, malos ſubleuando opprimat bonos. Es kann aber auch zuweilen geſchehen, daß nur durch einen Irrthum in einer Sache, der Gute unterdrückt und der Böſe geholfen wird.

Der Schiffer Aceſſäus.

Die Alten bildeten den Aceſſäus mit kreuzweiſe übereinauder geſchlagnen Armen, die Augen gen Himmel richtend, um gleichſam dieſem, ohne eigne Anſtrengung, ſeine glückliche Fahrt zu überlaſſen. Aber der Himmel hilft nur denen, die ſich ſelbſt helfen, ſagt Franklin, und wer fiſchen will, muß nicht in den Mond gaffen, um dort gleichſam ausfiſchen zu wollen, ob auch das Licht deſſelben gehörig überall umher leuchte. Man verſtand unter dem Bilde des Aceſſäus nicht ſowohl diejenigen, die ihre Geſchäfte vernachläßigen und die Arbeit von einem Tage zum andern aufſchieben, als die böſen Ränkemacher, die manches zum Nachtheil andrer verzögern und verſchleppen. Aber

> Nequitia ipſa maximam partem veneni ſui bibit, ſagt Seneca.
>
> Die Bosheit verſchluckt den größten Theil ihres Gifts ſelbſt.

Einige Bemerkungen

über die

ägyptischen Priester.

So wie uns die heilige Bilderschrift der Aegypter, nach der griechischen Benennung, Hieroglyphen, bekannt ist; so nennt man uns auch die Priester Hierogrammateis (ἱερογραμματεις) Hierophoroi (ἱεροφοροι) Hierostoloi (ἱεροστολοι) d. h. heilige Schreiber, Vorgesetzte, Bewahrer und Ausleger der heiligen Lehren; nach dem Lucian; ὁτι τον ἱερον λογον περι θεων πασης καθαρευοντα δεισιδαιμονιας, και περιεργιας εν τη ψυχη φεροντες, ὥσπερ εν κιστη και περιστελλοντες, weil sie die heilige Lehre rein von allem Aberglauben und Aberwitz, in ihrer Seele, wie in einem sichern Behältniß, aufbewahrten. Sie lehrten davon, was dem Volk zuträglich, und behielten die höhere Weisheit für die Eingeweihten. Die uralten Sacerdoten hatten mit den Königen den Scepter gemein, den sie

zur Ehre des Ackerbaues mit der Figur des Pfluges schmückten. Sie waren wie der vornehmste Senat dem König beständig zur Seite, und unterstützten ihn mit Unterweisung und mit Rath und That. Es gab auch vorzüglich Weise und Staatskluge genug unter ihnen, die aus der gegenwärtigen Lage der Dinge manches vorher sagten, was in der Folge wirklich eintraf; und Suidas behauptet, es sey von so einem Weisen deutlich vorher gesagt, daß ein inspirirter Israelit (Moses) dem ägyptischen Reich sehr gefährlich werden würde.

Man muß aber die Hierogrammates nicht mit den Arpedonapten verwechseln, welches blos Mathematiker, oder Meßkünstler waren; wie solches eine Stelle des Democrits anzeigt: Και λογιων ανθρωπων πλειστων εστηκουσα, και γραμμεων συνθεσιος μετ' αποδειξιος ουδεις πω με παρηλλαξεν, ουδ' οι Αιγυπτιων καλεομεναι Αρπεδοναπται. d. h.: Ich habe viele gelehrte Männer gehört, und bisher hat mich noch keiner in Zusammensezzung der Linien und ihren Beweisen übertroffen, selbst die von den Aegyptern sogenannten Arpedonapten nicht.

Unter der römischen Herrschaft kam nun freilich das Ansehen der ägyptischen Sacerdoten sehr herunter; auch waren sie im Grunde nicht mehr die weisen unbescholtnen Männer, wofür man

ihre Vorfahren gehalten; ſondern ſie arteten in feile Wahrſager und Quackſalber aus, die nur zum Spottnamen verächtlicher Menſchen dienten. So wie auch Kayſer Hadrian, in einem Briefe an den Servianus aus Haß gegen die Chriſten, ſolche nur ägyptiſche Pfaffen nennt. Aegyptum, quam mihi laudas, Seruiane chariſſime, totam didici leuem, pendulam, et ad omnia famæ momenta volitantem. Illi, qui Serapin colunt, Chriſtiani ſunt, et Serapi deuoti ſunt qui ſe chriſti Epiſcopos dicunt. Indeſſen gab es auch würklich Chriſten, die wieder abfielen und zu den Aegyptern übergingen, wie Cyprianus ſolches ſo gar von einem Senator ſchreibt und dabey zugleich eine mehr weibiſche als cyniſche Idee von den damaligen ägyptiſchen Sacerdoten giebt.

Namque ſacerdotes tunicis muliebribus idem
Interius ritum cultu interiore fatentur.
Jdque licere putant quod non licet, vnde per vrbem
Leniter incedunt, mollita voce loquentes,
Laphalisque tenent extenſo pollice lumbos,
Et proprium mutant vulgato crimine ſexum.
Cumque ſuos celebrant ritus, his eſſe diebus
Se caſtos memorant; at ſi tantummodo tunc ſunt,
Vt perhibent, caſti, reliquo jam tempore quid ſunt?

Sed quia coguntur saltem semel esse pudici,
Mente fremunt, lacerant corpus funduntque cruorem.

Auch **Apulejus** beschreibt ihren weibischen Aufzug und ihre anstößige Aufführung außerhalb ihren Amtsverrichtungen. Die sequenti variis coloribus indusiati et deformiter quisque formati, faciem coenoso pigmento obliti et oculis obunctis graphice prodeunt, mitellis et crocotis et carbasinis et bombycinis lineis. Quidam tunicas albas in modum lanciolarum quoquouersum fluente purpura depictas, cingulo subligati, pedes luteis induti calceamentis.

Nach den Sacerdoten sind die **Entaphiasten** (ενταφιασται) oder Einsalber der Leichname heiliger Thiere zu merken; wovon **Diodor** sagt; Πασης μεν τιμης και πολυωριας αξιουνται τοις τε ἱερευσι συνοντες, και τας εις ἱερον εισοδους ακωλυτως ὡς ἱεροι ποιουνται. Sie stehen in vorzüglichem Ansehen; denn sie leben mit den Sacerdoten in genauem Umgange und gehen als Heilige frey ins Heiligthum. Auf die Einsalbung heiliger Thiere ward oft außerordentlich viel verwendet. **Ptolomäus** wandte auf die Leichenbestattung eines einzigen Thiers sein ganzes ansehnliches Vermögen, und nahm außerdem noch 50 Talente (50,000 Thaler) dazu auf.

Clemens von Alexandrien beschreibt uns eine ganze Procession ägyptischer Priester. Zuerst, sagt er, kommt der Priester ὠδὸς, Odus, der Sänger, der etwas aus den Symbolen der Tonkunst vorbringt; er muß zwey Bücher des Merkurs, deren eines die Götterlieder, und das andere die königlichen Lebensregeln enthält, auswendig wissen. Auf diesen folgt der Ὡροσκοπος, Horoscopus, der Stundendeuter mit einer Stundenuhr und dem Palmzweige, dem Symbol der Sterndeutung. Er muß vier Bücher des Merkurs von der Sterndeutung auswendig wissen. Sodann folgt der Hierogrammates, oder heilige Schreiber mit Flügeln am Kopf, einem Buch, Lineal, Dintenfaß und Rohrgriffel in den Händen. Dieser muß nicht nur alle Hieroglyphen verstehen, sondern auch die ganze Welt- und Erdbeschreibung, den Lauf der Sonne und des Mondes und der fünf Planeten; die ganze Beschreibung Aegyptens und des Nils, alle heiligen Geräthe und Geschmücke, alle geweihte Oerter, alles Maaß und Gewicht und alles, was zu den Tempeln und heiligen Gegenständen gehört. Hienächst kommt mit dem Opferkelch der Stolist, (στολιστης) der für den Schmuck und die Feyerkleider sorgt, und welcher alles wissen muß, was zum festlichen Pomp, zu den Opfern, Hymnen und Gebeten gehört. Den ganzen Zug en-

digt der Prophet mit einem groſſen Trinkgeſchirr von den Brodtträgern begleitet. Als Opferprieſter muß er die zehn ſacerdotiſchen Bücher von den Göttern und den Geſetzen, nebſt der ganzen Prieſterordnung gelernt haben. — Hieher gehört auch noch der Paſtophorus (παστοφορος) der des Merkurius ſechs Bücher von der Arzneykunde, nemlich der Zergliederungskunſt, den Krankheiten, den Heilmitteln, dem Kunſtgeräth ꝛc. wiſſen muß. Desgleichen der Tempelwärter, der die Götzenbilder zeigt. Nach dieſer beſtimmten Angabe der ägyptiſchen Prieſter irren daher alle diejenigen, welche mit dem Diogenes Laertius, jene Prieſter insgeſammt als Propheten angeben.

Ueber die heiligen Räder in den Tempeln der Aegypter.

Dieſe Räder, die ſich in einem beſondern Glanz beſtändig um ihre Axe drehten, deuteten auf die ewige Bewegkraft der göttlichen Natur, worauf des Democritus νους ὁ περι σφαιρωσεως die Kreisbewegung der Weltſeele im Feuer, ſich bezieht, oder des Parmenides feuriger Weltgürtel, deſſen ſchöpfriſches Licht alles umfaßt und erhält. Die Aegypter hielten überhaupt jede kreisförmige Geſtalt und Bewegung für etwas beſon-

besonders geheimnißvolles, für ein vielbedeutendes Symbol der Kraft, die aus den entferntesten Punkten ihres Umkreises überall in sich selbst zurückkehrt. Sie zeichneten daher auch die Gottheit sitzend auf einer Wasserstaude mit runden Blättern und Früchten, und in ihren heiligen Gebräuchen und Verrichtungen geschah fast alles in einer kreisförmigen Bewegung. Hierauf bezieht sich auch des Pythagoras προσκυνει περιφερομενος, wie solches Plutarch im Numa von dem Symbol der ägyptischen Räder herleitet, und dabey des kreisförmigen Verfahrens bey den heiligen Amtsverrichtungen erwehnt: απομιμησις ειναι της τουκοσμου περιφορας, als einer Deutung und Nachahmung des Kreisumlaufes der Welt; indem auch die Stoiker sich die Gottheit als ein rundes stets umwälzendes Wesen dachten. — Auf die kreisförmige Bewegung der Priester bey den heiligen Gebräuchen, wollen einige auch die Stelle anwenden, wo David sagt: Die Gottlosen taumeln im Kreise; sie bleiben gleichsam immer am Rande, ohne je dem Mittelpunkt, nemlich der Gottheit, sich zu nahen.

Am beßten scheint übrigens die Deutung des Plutarchs: διδασκει ἡ μεταβολη του σχηματος, ὡς ουδενος ἑστωτος των ανθρωπινων; diese Umwälzung zeige

an, daß in der Welt nichts beständig sey. Und Anakreon sagt:

Τροχος ἁρματος γαρ οἷα
Τρεχει βιος κυλισθεις
Ολιγη δε κεισομεσθα
Κονις οστεων λυθεντων.

Wie ein rollendes Rad
Eilt das flüchtige Leben fort;
Gar bald sieht man von uns
Nichts als Staub und Asche mehr.

Ueber die Zweige und Blätter in den ägyptischen Tempeln.

Man weiß eigentlich keine besondere Erklärung davon anzugeben, wenn gleich einige sie als ein Bild der ersten Nahrungsmittel oder der Vergänglichkeit ansehen wollen. Es bedarf auch dieser Gebrauch gerade nicht symbolisch zu seyn; es war natürlicher Weise der erste Schmuck, dessen man sich in allen Fällen bediente. Frisches Laub ist eines der ersten Gegenstände, die dem Auge und dem Geruch Vergnügen gewähren; es ist daher ganz natürlich, daß man dasselbe bey allen Völkern zu weltlichen und heiligen Zwecken angewandt findet. — So feyerten die Athener ein Fest der Zweige, an welchem sie dem Bachus zu Ehren mit Weinreben und andern Zweigen umher

gingen. Nach dem Josephus bedienten sich auch die Juden der Myrten und Palmzweige beym Dankopfer. So ist noch bey den Christen die Feyer des Palmensonntages, zum Andenken des Einzuges Christi in Jerusalem, da das Volk ihm zu Ehren Palmen und Zweige auf den Weg streuete. Auch der Gebrauch der Mayen in den Kirchen am Pfingstfeste, ist ein Ueberrest der uralten Gewohnheit der Völker, ihre Tempel inwendig mit frischem Laube zu schmücken. — Die ältesten Völker brachten der Gottheit weder Weihrauch noch anderes Schlachtopfer, sondern Laub und Kraut, wodurch sie den Schöpfer und Erhalter aller Dinge verehrten, meynt Porphyrius. Hesekiel eifert übrigens sehr gegen diesen heidnischen Gebrauch der Zweige; und nachdem er alle ägyptische Greuel der Abgötterey, von allerley Bildnissen der Thiere und Würmer an den innern Wänden der Tempel ꝛc. erwehnt, scheint er mit dem abscheulichsten Gebrauch zu schliessen, wenn er sagt: Siehe, sie halten die Zweige, (oder nach Luthers Uebersetzung) die Weinreben an die Nasen! Allein der Originalausdruck hazmoruch bedeutet zugleich einen Schall und einen Zweig; daher einige Ausleger darunter eine Verspottung und Verachtung Gottes verstehen wollen, indem man mit der Nase

bey Berührung der Zweige zugleich einen spöttischen Ton von sich gegeben. Es kann übrigens, außer dem abscheulichsten Götzendienst, jede falsche göttliche Verehrung andeuten; denn dem heidnischen Gebrauch nach, bezeigte man dadurch göttliche Anbetung, so oft man mit den Zweigen die Nase berührte.

Bey weltlichen Pracht- und Siegeszügen waren ebenfalls von jeher und sind noch itzt im Gebrauch, Lorbeer- und Oelzweige, Eichen- und Myrten-Laub, Cypressen und allerley Laub- und Blumenkränze; denn ohne diese sind Gold und Edelsteine und alle übrige Pracht und Kunst todtes Wesen von würklich geringem Werth.

Die Himmelskugel.

Das Buch aller Menschenschicksale. Dies war eine der Hauptlehren der Aegypter und Chaldäer, die sich vor allen übrigen vielleicht am längsten erhalten hat, und noch itzt hin und wieder Anhänger findet. — Orpheus nennt die Sterne:

μοιρηδιοις πασης μοιρης σημαντορας οντας.

Die untrüglichen Deuter aller Verhängnisse; nemlich der guten sowohl, als der bösen.

Sidus et occulti miranda potentia fati,

Das Gestirn und die wunderbare Macht des verborgenen Schicksals,

nennt Juvenal das ewige Gesetz der Nothwendigkeit. Man kann gewiß nicht wohl alles einem unvermeidlichen Schicksal beymessen; indeß gehen doch auch diejenigen zu weit, die den Sterblichen zum alleinigen Herrn seines Schicksals machen. Man nehme nur auf die verschiedenen Alter eines Menschen Rücksicht und frage sich, in welchem Alter er völlig Herr über sich selbst und seine Lage ist? Wie wenig oder wie viel ist er es als Kind, als Jüngling, als Mann, als Gatte, als Staatsbürger, als Greis? Der böse oder gute Einfluß der Gestirne ist wohl allerdings von gar geringer Bedeutung, er mag wahr seyn oder nicht. Aber der Einfluß der Menschen auf einander ist ein um so wichtigeres Kapitel, welches vorzüglich sehr zu beherzigen ist. Vielleicht hat jeder von jedem mehr böse Einflüsse zu befürchten, als gute zu hoffen. Sollte dies aber ein nothwendiges Gesetz, ein unvermeidliches Schicksal seyn? Das wäre eben so viel, als behaupten wollen, der Mensch sey mehr zur Unvernunft, als zur Vernunft bestimmt. Die möglichste Ausbildung und Befolgung letzterer ist vielmehr unsere allgemeine Bestimmung. Nach diesem Maaßstabe kann nun jeder leicht seinen und seiner Nebenmenschen Einflüsse beurtheilen und erwegen, in wiefern man in diesem Punkt behutsam oder sorgenlos seyn könne.

Die Serer, sagt ein alter syrischer Schriftsteller, Bardesanes, ein freyes friedsames Volk, haben ein einziges Gesetz, daß ihnen Mord, Ehebruch und Diebstahl und allen Götzendienst verbietet. Man sieht daher bey ihnen weder Tempel, noch Diebe, Mörder oder Ehebrecher, und kein einziger Stern ist vermögend, sie zu irgend einer Uebelthat zu veranlassen. Der Mann hatte sich vermuthlich ein Volk gedacht, das zu einem so hohen Grade practischer Vernunft gelangt wär, daß es sogar der Tempel nicht bedurfte; aber auch von einer Menge lästiger Finanz- und Policeygesetze nichts wußte, die nur dem freyen Handel und Gewerbe, dem ächten Wohlstande der Bürger, hinderlich sind, und zu tausend Uebertretungen Anlaß geben. Nach dem Plinius waren die Seres, die man für die Chinesen hält, gewisse Völker im asiatischen Scythien, die eine Art Baumwolle so künstlich, wie Seide spannen.

Ein Gebet der Aegypter nach ihrem Tode.

Bevor man den Leichnam eines Verstorbenen einbalsamirte, nahm man bekanntlich erst die Eingeweide heraus und legte sie in einen besondern Kasten. Hierauf stellte der Balsamirer den Leichnam an die Sonne und verrichtete im Namen

desselben folgendes Gebet: O, große Wohlthäterin, Sonne, und ihr übrigen Schaaren des Himmels, die ihr den Sterblichen leuchtet, nehmt mich auf und versetzt mich in eure Wohnungen. Mein ganzes Leben hindurch habe ich die Gottheiten meiner Vorfahren verehrt, wie es mich gelehrt worden; habe den Urhebern meines Lebens jederzeit die schuldige Ehre und Gehorsam erwiesen; habe niemand betrogen oder umgebracht, noch sonst irgend eine Uebelthat begangen; und wenn ich ja im Essen und Trinken oder irgend einer andern Unmäßigkeit mich vergangen habe, so ist solches nicht meine, sondern dieser unreinen Theile Schuld, und hiemit warf der Todtensalber den Kasten mit dem Eingeweide in den vorbeyfließenden Strohm, und balsamirte den nun davon befreyeten reinen und schuldlosen Leichnam.

Die Erinnerung des Todes.

Die Aegypter hatten die Gewohnheit, bey ihren Gastmalen ein silbernes Skelet aufzustellen, um bey der Fröhlichkeit sich zugleich der Sterblichkeit zu erinnern; und Petronius läßt durch die Eherschüler folgende Verse dazu singen:

Eben nos miseros, quam vana hominum nil est!
Sic primus cunctis, postquam nos auferet orcus,
Ergo vivamus, dum licet esse, bene.

O Weh! uns Armen! Wie so gar nichts doch der Mensch ist!
Gleich diesem Bilde sind wir alle, wenn einst uns das Grab deckt:
Drum laßt uns froh seyn, so lange noch Leben in uns ist.

Vielleicht gab diese Idee dem Kayser Domitian Anlaß zu dem berühmten Leichen-Souper, das er einst den vornehmsten Senatoren und Rittern gab. — Der ganze Pallast war durchgehends schwarz ausgeschlagen, und im Speisesaal stand neben jedem Gast eine Grabsäule, mit einer trüben Todtenlampe und dem Namen des Gastes. In diesen Saal wurden die Gäste in dunkler Nacht einsam nacheinander eingelassen. Stumm schlichen sich zu ihnen schwarze nackte Knaben, die wie scheußliche Gespenster eine Weile schrecklich um sie her schwebten und endlich vor ihnen stehen blieben. Alle Speisen wurden in Todtengefäßen aufgetragen und die Mahlzeit in tiefster Todtenstille und gleichsam mit einer Todesangst eingenommen, die vor einer augenblicklichen Hinrichtung zittert; bis Domitian selbst diese fürchterliche Stille mit einem Stoß unterbrach, der sich

auf lauter Gegenstände vom Tode und Begräbniß bezog; und niemand wußte, ob es des Kayſers Spaß oder Ernſt war. Zur Abwechſelung ſo vieler andern Schmäuſe, konnte eines dieſer Art auch einmal Statt finden.

Symbole

einiger Götter und Altäre der Alten.

Osiris, die vornehmste Gottheit der Aegypter, bezeichnete man durch das Symbol eines Scepters, über welchem ein Auge angebracht war, um dadurch zugleich die Wachsamkeit und Mäßigung eines vorsichtigen, für das Beßte seines Volks sorgenden Regenten, anzudeuten. Daher gab auch Theodosius dem Honorius folgende Lehre:

Tu ciuem patremque geras, tu consule cunctis;
Nec tibi; nec tua te moueant, sed publica vota.

Sey Bürger und Vater, rath' und hilf jedem,
und nicht dir blos;
Laß nicht deine, sondern nur des Publikums Wünsche dich rühren.

* * *

Isis, die Göttin der Fruchtbarkeit, wurde mit vielen Brüsten vorgestellt; weil sie alle Geschöpfe zu ernähren hatte.

Die Minerva zu Sais in Aegypten, deren auch Plato erwehnt, wollen einige für die Isis halten; andere behaupten, man habe daselbst unter dem Bilde der Minerva, die ewige Weisheit verehrt; welches aus der Inschrift derselben erhellet: Εγω ειμι παν το γεγονος, και ων, και εσομενον, και τον εμον πεπλον ουδεις των θνητων απεκαλυψεν. „Ich bin alles was war, ist, und seyn wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt."

* * *

Serapis, ein dreiköpfigter Götze in Schlangengestalt. Die am Nil wohnenden Aegypter hielten eine große feurige Schlange für eine Gottheit, die sie unter diesem dreiköpfigten Bilde verehrten. Von den Köpfen war der mittelste ein großer Löwenkopf, der rechte, ein schmeichelnder Hundskopf und der linke ein Wolfskopf, welche insgesammt einen Fruchtkorb über sich trugen. Einige verstehen unter den Löwenkopf die gegenwärtige Zeit; unter dem Wolfskopf die vergangne und unter dem Hundskopf die zukünftige. Andere verstehen unter ersterem die königliche Gewalt; unter dem zweiten die Kriegsmacht, und unter dem dritten das treue Volk.

* * *

Zeus, der alles Recht will. Ζευς βουλαιος. Die Athener hatten eine Bildsäule dieses Zeus in ihrem Staatsrath der Fünfhundert aufgestellt, die jeden erinnern sollte, nur das zu wollen, was dem Willen der Gottheit, das heißt, der reinsten Vernunft gemäß sey; nach deren alleinigen Beobachtung man gewiß keine böse Folgen zu fürchten hätte.

Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipsos imperium est Jouis,
Clari gigantæo triumpho
Cuncta supercilio mouentis.

Wie über eignes Volk furchtbare Könige,
So herrscht Jupiter über die Könige selbst;
Der über Giganten triumphirte,
Alles mit seinem Blick erschüttert.

* * *

Zeus der Hundertfüßige und der Balkenstarke. Durch diese Vorstellung wollten die Alten die ewige Vorsehung bezeichnen, die unter uns alles fest gegründet und über uns alles fest gestützt hat.

* * *

Zeus auf Kreta, ὁ ἐν Κρήτῃ Ζεύς, oder der Kretenſiſche Jupiter, war ohne Ohren gebildet um anzudeuten, daß die Gottheit die thörichten Bitten und Wünſche der Sterblichen nicht höre. Man bediente ſich dieſes Bildes auch, einen tauben Regenten oder Richter zu bezeichnen.

* * *

Zeus, der die Fliegen vertreibt, Ζεὺς ἀπόμυιος. Unter Fliegen verſtand man Verläumder und anderes Geſindel, das ſich an Andrer Verdienſt und gutem Namen reibt. Dieſe zu verſcheuchen, opferte man dem Fliegenvertreiber Zeus. So ſoll Herkules ihm einſt geopfert haben, worauf alle Fliegen über den Alpheus, einen Fluß in Arkadien, weg zogen.

* * *

Zeus, der Centauren auf die Wolken malt; das Bild eines Regenten, der ſich mit Poſſen beſchäftigt, wie Kayſer Domitian der Fliegenfänger.

* * *

Zeus mit dem Widderfell. Die Thebaner, die ſich ſonſt der Widder enthielten, ſchlachteten jährlich einen, deſſen Fell ſie um das Bild des Zeus hingen.

Bey den mancherley Gestalten, die die Alten den Göttern gaben, machte Xenophanes die Bemerkung, daß, wenn die Thiere malen könnten, jedes sich einen Gott nach seiner Gestalt bilden würde.

Eine Aehnlichkeit mit dieser Idee hat eine neuere Fabel, wo ein Löwe, der in einem Bildersaal unterschiedne Vorstellungen vom Herkules und Simson, die einen Löwen zerreissen, antrift; sich aber mit Unwillen wegwendet und zu seinem Führer sagt: „Ihr würdet ganz andere Dinge sehen, wenn meine Brüder malen könnten!“

* * *

Juno Moneta, Juno, mit dem Beynamen der Münze. Diese besondere Benennung erhielt die Göttin Juno zur Zeit des Krieges, den die Römer gegen den Pyrrhus führten, und wegen großen Geldmangels diese Göttin um Rath fragten. Die Antwort war; sie sollten mit den Waffen der Gerechtigkeit kämpfen, so würde es ihnen nie an Geld fehlen. Dies geschah. Man fochte mit Gerechtigkeit und Redlichkeit, und die Feinde wurden besiegt. Daher bekam nun die Göttin jene Benennung, auch wurde nachher in ihrem Tempel Geld gemünzt. Ueberdies hat man den Orakel-Ausspruch jederzeit bewährt befun-

den: daß die Waffen der Gerechtigkeit allemal die ſicherſten und mächtigſten ſind.

* * *

Die ſyriſche Göttin, welche Lucian beſchreibt, und deren Bildniß er ſelbſt in einem Tempel in Syrien geſehen hat, war aus mehrern Geſtalten zuſammengeſetzt. Das weſentlichſte betraf zwar die Juno, daneben aber hatte ſie etwas von der Minerva, der Venus, der Diana, der Rhea, der Nemeſis und den Parzen; hatte in der einen Hand einen Scepter, in der andern eine Spindel und Strahlen um das Haupt.

* * *

Apollo der Spartaner, das Bild der Klugheit, mit vier Ohren und vier Händen, weil er ihnen in der Schlacht bey Amyklas unter dieſer Geſtalt erſchienen war. Die Hauptidee aber beſtand darin, daß ein tapfrer und kluger Mann nicht Ohren und Hände genug, das heißt, nicht Aufmerkſamkeit und Fleiß genug anwenden könne, um in allen Dingen einen guten Erfolg zu erwarten.

Eupheme, die Amme der Muſen, Εὐφήμη μουσῶν τροφός, bezeichnet den Ruhm, der, wie Cic-

cero sagt, die Künste nährt und ihre Verehrer zum Fleiß anspornt. Honos alit artes, omnesque gloria incenduntur ad studia. Welcher Ruhm jedoch sehr eitel ist, wenn nicht dabey mehr auf die Gemeinnützigkeit gesehen wird; wie solches die sinnreiche Fabel des Phädrus über die Wahl, die die Götter einst anstellten, welche Bäume sie in Schutz nehmen wollten, ausdrückt. Man wählte lauter unfruchtbare, nur Minerva wählte die Olive, und Jupiter gab ihr Beyfall mit den Worten: Nisi vtile est, quod facimus stulta est gloria. „Ohne Nutzen ist all unser Bemühen thörichter Ruhm.“

* * *

Zu Troezene im Peloponnes hatte man einen Altar errichtet, auf welchem man den Musen und dem Schlaf zugleich opferte; um dadurch die Ruhe des Gemüths anzudeuten, den die Musen gewährten. Man muß aber die Musen um ihrer selbst willen lieben, und nicht des eitlen Ehrgeizes wegen, um nach kindischen Ruhm zu jagen, der vor uns fliehet. Denn der Ehrgeitz macht unruhige Köpfe, die nur der Welt um so lächerlicher, oft gar schädlicher werden, je unruhiger sie sind. Nur das Streben nach Gemeinnützigkeit ist bescheiden und milde, wie die Musen selbst, und

gewährt

gewährt um so mehr Ruhe des Gemüths, je weniger man sich dabey anmaßet.

* * *

Ein Altar der Armuth und des Fleißes war bey den Gaditanern der vornehmste, auf welchem sie am häufigsten opferten; denn die fleißigen Armen standen bey ihnen in größerem Ansehen, als die Reichen, die nicht nöthig hatten, zu arbeiten. Der Fleißige ist zwar nie ganz arm, gelangt aber auch durch bloße Arbeit nie zu sonderlichem Reichthum. Um so mehr Schande aber macht es der Regierung und den Reichen eines Landes, wenn die armen Einwohner, die gern fleißig wären, über Mangel an Arbeit klagen, und sich genöthigt sehen, das Land zu verlassen, oder gar wegen mancherley Bedrückungen und Hindernisse ihres Fleißes und Gewerbes vor Gram und Kummer umkommen. — Die sorgenlosen Regenten und Reichen sind dabey um nichts glücklicher, da sie ihr Vermögen nur zur Schwelgerey oder verderblichen Unternehmungen und nicht zur Beförderung des Fleißes anwenden.

Non possidentem multa vocaveris
Recte beatum: rectius occupat
Nomen beati, qui Deorum

Muneribus sapienter uti
Duramque callet pauperiem pati. —

sagt Horaz.

Nicht ungeheurer Schätze Besitzer sind
Wahrhaftig glücklich: seliger preise man
Den Namen des, der von der Gottheit
Wohlthaten weise mit Dank Gebrauch macht
Und Armuthshärte stark zu ertragen weiß.

* * *

Die Athener opferten auf dem Altar der Barmherzigkeit, so lange noch mildere Sitten bey ihnen herrschten. Als sie aber die bey den übrigen Völkern gewöhnlichen Kampfspiele bey sich einführten, die so viel Tausenden jährlich das Leben kosteten, so bat Demonax; wenn sie nun einmal diesem grausamen Gefühl nachhängen wollten, doch wenigstens den Altar der Barmherzigkeit bey Seite zu schaffen.

* * *

Demokrit soll, wie Plinius sagt, nur zwey Gottheiten geglaubt haben: Strafe und Belohnung; welche die Handlungen der Menschen auf dem Fuß folgen. Sie fühlen Strafe und Belohnung in sich selbst, wenn gleich außer ihnen kein göttliches oder menschliches Wesen sie belohnt

oder bestraft. Die göttliche Macht erstreckt sich auch darin weiter, als die weltliche, die, oft aus eigner Rachsucht, mehr straft als belohnt; stets wachsam und schnell bereit ist, den unbekannten Bösen ausfindig zu machen und zu bestrafen, nicht aber so den unbekannten Guten, um ihn zu belohnen. Denn das Gute ist eines jeden Schuldigkeit, und es steht ihm frey, dessen soviel unbelohnt zu thun, als er nur immer vermag; weil man eines jeden innere Belohnung für vollkommen hinreichend hält; aber nicht so eines jeden innere Bestrafung.

Der Sphinx,

oder

einige ägyptiſche Räthſel.

1.

Lex bona dicendi, lex ſum quoque dura tacendi,
Atque animi motus doceo ſedare rebelles.

Ich lehre dich zur Zeit zu reden und zu ſchweigen
Und den empörten Muth zur Mäßigung zu zeigen.

2.

Purpura ſum certe nec ſuaui vincor odore. —
Sis quæcunque velis, ſtimulis nocitura manebis;
Non mihi laus ſordes pariet nec culpa ruborem.

An Schönheit und an Duft gleichſt du mir wirklich nicht.
Sey's immerhin; doch denk wie leicht dein Stachel ſticht.
Ich rühm' mich nicht ſo ſehr, darum erröth' ich nicht.

3.

Mira tibi referam noſtræ primordia vitæ,
Jam vix natus eram, fruſtra quæſitus vbique
Notus eram cunctis, natum me nemo videbat.

Wie wunderbar iſt doch der Urſprung meines Lebens!
Als ich gebohren war, da ſucht' man mich vergebens;
War kenntbar jedermann und jedem unſichtbar.

4.

Sponte mea venio, varias oſtendo figuras,
Fingo metus varios, nullo diſcrimine veros,
Sed me nemo videt, niſi qui ſua lumina claudit.

Ich komme nur von ſelbſt in mancherley Geſtalten,
Schaff' Freude und Verdruß, wovon nichts würklich iſt,
Und keiner kann mich ſehn, als wer die Augen ſchließt.

5.

Grande mihi caput eſt, intus ſunt membra minuta,
Et me ſomnus amat, otio conſumor inepti.

Ein ſtattlich großer Kopf, inwendig kleine Theile.
Zum Schlaf bin ich geneigt und dien' zur langen Weile.

6.

Nulla mihi certa eſt, nulla eſt peregrina figura
Fulgor ineſt intus radianti luce coruſcus,
Qui nihil oſtendit niſi ſi quid viderit ante.

Selbſt fehlt mir die Geſtalt, die fremde bleibt mir nicht;
Von vielem Glanze ſtrahlt mein Weſen zwar umher;
Doch zeigt's nichts, wo nichts iſt; denn an ſich ſelbſt iſt's
leer.

7.

Nexa ligor ferro multos habitura ligatos,
Vincior ipſa prius, ſed vincio vincta viciſſim;
Et ſolui multos, nec ſum tamen ipſa ſoluta.

Ich bin in Eiſen geſchmiedet und, nur um andre zu feſſeln,
Feſſelt man mich zuerſt; ja ſelbſt die Feſſeln umſchling' ich;
Auch löſ' ich andre von Banden und werde doch ſelbſt nicht erlöſet.

8.

Quatuor æquales currunt ex arte ſorores,
Sic quaſi certantes cum ſit labor omnibus unus,
Et prope ſunt pariter, nec ſe contingere poſſunt.

Vier Schweſtern laufen gleichen Schritts,
In gleicher Arbeit wie der Blitz,
Und kamen ſich doch nie erreichen.

9.

Littera me pauit, nec quid ſit littera noui
In libris vixi nec ſum ſtudioſior inde;
Exedi Muſas nec adhuc tamen ipſa profeci.

Ich weide mich an Schriften, ohn' eine Silb' zu kennen;
In Büchern leb ich; nie wird man gelehrt mich nennen;
Verſchlinge jeden Spruch und werde drum nicht klüger.

10.

Nox mihi dat nomen, dicorque infauſtius omen
Et ſedéo in tenebris nec me committo diebus.

Den Namen gab die Nacht und manche böſe Sage,
Im Dunkeln ſitz' ich ſtets und zeig' mich nie am Tage.

11.

Regia jam dudum ſedit mihi filia dorſo,
Quo Scythiæ ſemper conſueſcunt paſcere gentes;
Et vehor in coelis et in ipſis ambulo terris.

Europa ſaß auf meinem Rücken
Auf welchem Tartarn Kräuter pflücken,
Und mein Bild am Himmel glüht,
So wie man mich auf Erden ſieht.

12.

Terra fui primo latebris abscondita duris,
Nunc aliud pretium flammæ, nomenque dedere;
Nec jam terra vocor, licet ex me terra paretur.

Erd' bin ich von Geburt, in tiefer Gruft verborgen.
Das Feu'r gab mir den Werth und mit ihm tauſend Sorgen;
Drum nennt man mich nicht mehr, was ich doch wirklich bin.

13.

Nox ego ſum facie, ſed non ſum nigra colore
Inque die media tenebras tamen adfero mecum,
Nec mihi dant ſtellae lucem nec Cynthia lumen.

Nacht bin ich an Geſtalt und doch nicht ſchwarz an Farbe,
Die Finſterniß folgt mir am Mittag und ich darbe;
Denn weder Stern noch Sonne giebt mir Licht.

14.

Terra mihi corpus, vires mihi præſtitit ignis;
Alta mihi ſedes, vbi ſum tutela cuiuis,
Et me perfundit qui me cito deſerit humor.

Sand war ich erſt, das Feu'r gab mir die Kraft,
Die mich erhöht und jedem Schutz verſchaft;
Das Waſſer über mir rinnt leicht von mir herab.

15.

Puluis aquæ tenuis modico cum pondere lapſus,
Ipſe tego terram velamine, et gramina cuncta,
Sole madens, verno jam tempore flumina pando.

Ein leichter trockner Waſſerſtaub
Deck' ich die Erd und alles Laub;
Bis mich die Frühlingsſonne küßt,
Und meine Wolk' in Ströme ſich ergießt.

Auflösung.

1. Die Vernunft.
2. Die Rose und die Lilie.
3. Das Küchlein im Ey.
4. Der Schlaf.
5. Der Mohn.
6. Der Spiegel.
7. Die Kette.
8. Die Wagenräder.
9. Die Motte.
10. Die Nachteule.
11. Der Stier und das Gebirge Taurus.
12. Das Geld.
13. Der Nebel.
14. Die Dachziegel.
15. Der Schnee.

Nachtrag

über

das Ceremoniel bey den Einweihungen in die ägyptischen Mysterien.

Die Alten machten, wie viele Neuere, Geheimnisse aus Gegenständen, die es weiter nicht sind, als in so fern die ersten Grundursachen der Dinge überhaupt Geheimnisse sind und bleiben werden. Dabey machten sie nur unnöthiges Aufhebens und Vorbereitungen, die mehr auf die Einbildungskraft als den Verstand wirkten, und größtentheils nur ins Abgeschmackte und Lächerliche fielen. Sie beförderten bey schmutzigen lukrativen Absichten mehr den Stolz und Eigendünkel, den abentheuerlichen Hang zum Wundersamen, oft gar zum Aberglauben, als den ächten Grad einer hellen unbefangenen Vernunft, ohne welche ein Sterblicher bey allen Kenntnissen und

Fähigkeiten nie wahre Einsicht besitzt. So wie alle Triebe und Handlungen der Menschen, sowohl in Absicht ihrer selbst, als gegen ihre Mitbrüder, dem einzigen Gesetz der reinen Vernunft untergeordnet seyn müssen; so versteht sich dies auch vorzüglich von dem Forschungsgeist und dem Streben durch immer tieferes Eindringen in die Geheimnisse der Natur, zur Wahrheit zu gelangen. Wie nachtheilig jede Abweichung von diesem Gesetz ist, bezeugt eines jeden größere oder geringere Unregelmäßigkeit, die jedem bey genauerer Untersuchung seiner selbst nicht verborgen bleiben wird. Man suche nur Wahrheit, sollte sie auch die unangenehmste seyn. Was hilft aller Schimmer, der uns nur einwiegt, und am Ende täuscht? Wahre Vernunft allein ist wahre Weisheit, die bey allem eitlen Reitz menschlicher Systeme und Dogmen, die sich auch von den traurigsten Wahrheiten nicht abschrecken läßt, stets bey heller Vernunft zu bleiben und überall so lange zu nützen, als ihr Kräfte und Bewustseyn verliehen werden. Daß es solche helle Köpfe, selbst im grauesten Alterthum gegeben, ist wohl gewiß; aber auch eben so gewiß ist es, daß sie dem Strohm abentheuerlicher Gebräuche folgten.

Die Art der Einweihung in die ägyptischen Mysterien war folgende: *)

Jeder Einzuweihende mußte erst von einem Eingeweihten besonders empfohlen werden. Gewöhnlich geschah dies vom Könige selbst, durch ein Schreiben an die Priester, die ihn von Heliopolis nach Memphis, und von da nach Theben wiesen; worauf er beschnitten wurde. Hienächst wurden ihm gewisse Speisen untersagt, vorzüglich Hülsenfrüchte und Fische; auch durfte er keinen Wein mehr trinken, bis ihm solcher, in einem höhern Grade, nur zuweilen wieder erlaubt wurde. Nun mußte er mehrere Monate hindurch in einer unterirrdischen Höle zubringen und seine Gedanken aufschreiben, die man sorgfältig untersuchte, um seinen Verstand und sein Inneres kennen zu lernen. Von da führte man ihn in den Säulengang des Hermes, wo er eine Menge an den Säulen befindliche Sittensprüche auswendig lernen mußte. Dann kam der Thesmophoros, verband ihm Augen und Hände mit starken leinen Bändern und führte ihn durch das Thor der Profanen, wobey er mit einer tüchtigen Peitsche den Pöbel abhielt, vor das Thor der Men-

*) Ein Auszug aus einer Handschrift eines Ungenannten, der in der Folge vielleicht zu einer ausführlicheren Arbeit Gelegenheit geben kann.

schen, als dem ersten Grade des Lehrlings, oder Pastophoros. Einem dieser Lehrlinge, der vor dem Thor die Wache hatte, klopfte der Thesmophoros auf die Schulter, worauf dieser durch Anklopfen den neuen Lehrling anmeldete. Nach einigen Fragen öfnete man das Thor und der neue Eingeweihte wurde eingelassen, der nun einige Fragen des Hierophantes genau beantworten mußte, und darauf im Innern umhergeführt wurde; wobey man durch künstlichen Wind, Regen, Blitz und Donner auf den Neuling herabstürmte. Blieb er nun unerschrocken; so las man ihm die Gesetze vor, denen er sich zu unterwerfen hatte; worauf er sich auf bloßen Knien vor dem Hierophantes beugen, und, indem man ihm die Spitze eines Schwerdtes an die Kehle setzte, Treue und Verschwiegenheit angeloben mußte; wobey Sonne, Mond und Sterne als Zeugen der Wahrheit angerufen wurden. Itzt öfnete man dem Lehrling die Augen und stellte ihn zwischen zwo viereckten Säulen, wo eine Leiter von sieben Sprossen, nebst acht Thüren von verschiednem Metall befindlich waren; indeß der Hierophant folgende Rede hielt:

„Ich wende mich zu euch, die ihr das Recht habt, mich anzuhören. Verschließt alle Thüren daß kein Profaner und Spötter eindringe. Ihr aber, Kinder der Arbeit und der himmlischen For-

schung, hört meine Rede und merkt die großen Wahrheiten, die ich euch vortrage. Hütet euch vor Vorurtheilen und Leidenschaften, die euch nur vom rechten Wege der Glückseligkeit entfernen. Richtet eure Gedanken auf das göttliche Wesen, und lasset dasselbe stets vor euren Augen seyn, um dadurch euer Herze und Sinne zu lenken. Wollt ihr den Pfad der Glückseligkeit betreten, so bedenkt, daß ihr stets vor den Augen des Allmächtigen wandelt, der die Welt erschaffen hat. Er ist das einzige Wesen, das alle Dinge hervorgebracht und erhält und von selbst bestehet. Er sieht alles. Kein sterbliches Auge kann ihn sehen, und kein ächtes Kind des Fleißes wird sich seinen Blicken entziehen."

Nach dieser Rede erklärte man dem Lehrling die Leiter als ein Bild der Seelenwanderung; auch lehrte man ihn, daß die Namen der Götter eine ganz andere Bedeutung hätten, als das Volk glaubte. Man erklärte ihm die Ursachen der Winde, des Blitzes und Donners, lehrte ihn die symbolische Sprache und die gewöhnliche hieroglyphische Schrift. Ueberhaupt war dieser erste Grad, der Naturlehre, Zergliederungs- und Arzneykunst gewidmet.

Die Eingeweihten bekamen den Namen der Verschwiegenheit, auch erkannten sie sich an einem besondern Handgriff. Der neue Pastopho-

ros erhielt nun eine pyramidenförmige Mütze, ein Schürztuch um seine Hüfte, und um den Hals einen Kragen, der hart an die Brust schloß; übrigens war er unbekleidet und mußte das Thor der Menschen bewachen, so oft ihn die Reihe traf.

Der zweyte Grad war der des Neocoros. Wer im ersten Lehrjahre hinreichende Fähigkeiten äußerte, dem legte man nun ein starkes Fasten auf, nach dessen Vollendung man ihn in eine schwarze Kammer brachte, wo ihm von schönen Weibern schmackhafte Speisen aufgetragen wurden, die ihn erquickten und seine verlornen Kräfte wieder ersetzten. Es waren die Frauen der Priester, die gleich den Gefährtinnen der Diana ihn besuchten, und auf alle Weise zur Liebe reizten. Nach dieser Probe kam der Thesmophoros wieder, dem er einige Fragen beantworten mußte, worauf er in die Versammlung geführt wurde, wo der Stolistes ihn mit Wasser begoß, und er versichern mußte, daß er keusch und züchtig gelebt habe. Nach dieser Handlung warf der Thesmophoros ihm eine lebendige Schlange auf den Leib und zog sie durch das Schurzkleid wieder hervor. Ueberhaupt war der ganze Ort der Zusammenkunft voll Schlangen, um den Neocoros zu schrecken, und je standhafter er diese Probe aushielt, desto mehr Lob erhielt er nach seiner Aufnahme. Hierauf führte man ihn

zu zwey hohen Säulen, zwiſchen welchen ein Greif ein Rad vor ſich wälzte. Die Säulen bedeuteten Aufgang und Niedergang, der Greif, die Sonne und das Rad mit vier Speichen, die Jahreszeiten, und man lehrte dadurch die Kunſt, die Waſſerwage zu richten; ferner Bau- und Feldmeßkunſt, nebſt der Art mit allen Maaßſtäben und Rechnungen umzugehen, deren der Neocoros in der Folge ſich zu bedienen hatte. Zu ſeinem Merkmal erhielt er einen mit einer Schlange umwundnen Stab; auch gab er ſich dadurch zu erkennen, daß er beyde Arme kreutzweiſe über die Bruſt zuſammenſchlug. Das Amt der Neocoren beſtand im Waſchen der Säulen.

Der dritte Grad, wozu Geſchicklichkeit und gute Aufführung den Neocoros tüchtig machten, war das Thor des Todes, wobey er den Namen Melanephoros erhielt. Man zeigte ihm ſelbſt die Zeit ſeiner Aufnahme an. Der Thesmophoros führte ihn in ein Vorzimmer, über deſſen Eingang Pforte des Todes geſchrieben war. Das ganze Zimmer war mit Vorſtellungen von unterſchiednen Arten einbalſamirter Körper und Särge beſetzt, von deren Zeichnungen alle Wände voll hingen. Da hier auch die Leichname abgeliefert wurden, ſo fand man hier alles Geräthſchaft zur Leichenbeſtattung nebſt den zu dieſem Geſchäft beſtimmten Perſonen ge-

genwärtig. In der Mitte stand der mit Blut umflossne Sarg des Osiris. Man fragte den neuen Melanephoros, ob er auch an der Ermordung seines Herrn Theil genommen? Nach dessen Verneinung ergriffen ihn zwey Leichenbestatter und führten ihn in einen Saal, wo alle übrigen Melanephoren ganz schwarz gekleidet waren. Der König, der hier stets mit zugegen war, redete ihn selbst mit einer anscheinenden Freundlichkeit an, und bat ihn, wofern er nicht Herz genug zu haben glaubte, die mit ihm vorzunehmende Probe auszuhalten, lieber die goldne Krone anzunehmen, die er ihm darreichte. Der neue Melanephoros aber war schon vorher unterrichtet, diese Krone von sich zu werfen und mit Füßen zu treten. Sogleich rief der König: Beleidigung! Rache! hob ein Opferbeil auf und schlug dem Melanephoros damit, jedoch leise, vor den Kopf. Die beyden Leichenbestatter warfen ihn nun rückwärts auf die Erde, und die Balsamirer umwickelten ihn mit Mumienbändern; indeß alle übrigen um ihn weinten. Sodann brachten sie ihn an ein Thor, mit der Ueberschrift: Heiligthum der Geister; bey dessen Oefnung gewaltige Blitze und Donnerschläge um den vermeinten Todten herumfuhren. Charon nahm die Leiche, als einen Geist in seinen Kahn und brachte ihn zu den unterirrdischen Richtern, die ihn nach seinem

ganzen Lebenslauf sehr hart befragten und endlich in der Unterwelt zu verbleiben verdamanten. Man befreyete ihn von den Leichentüchern und gab ihm folgende Lehren:

1. Nie nach Blut zu dürsten und seinen Mitgliedern in Lebensgefahr beyzustehen.
2. Nie einen Todten unbegraben zu lassen.
3. Eine Auferstehung der Todten und künftiges Gericht zu erwarten.

Auch wurde der Eingeweihte mit einem mit Blut besprengten Tuch bedeckt, oder damit angefeuchtet; worauf ihn jeder als einen ganz besonders heiligen Mann ansehen und erkennen mußte. Darnach mußte er sich einige Zeit aufs Malen legen, um die Särge und Bänder der Mumien auszieren zu können. Auch mußte er die hieroglyphische Schrift studiren, in welcher die Geschichte Aegyptens, die Erdbeschreibung und die Anfangsgründe der Sternkunst abgefaßt waren. Hienächst ward er auch in der Beredsamkeit unterrichtet, um künftig die öffentlichen Leichenreden halten zu können. Sein Zeichen bestand in einer besondern Art von Umfassung, die Gewalt des Todes auszudrücken, mit den Worten: ich zähle die Tage des Zorns. In den unterirrdischen Gängen blieb er so lange, bis man sah, ob er zu weiteren Wissenschaften fähig wäre, oder

nur ein Todtenbeſtatter werden müſſe; ſonſt kam er Zeitlebens nicht heraus.

Der vierte Grad, Ciſtophoros, die Schlacht der Schatten. — Nach Verlauf der Tage des Zorns von anderthalb Jahren, kam der Thesmophoros wieder, grüßte den Eingeweihten freundlich, gab ihm einen Degen und Schild und ging mit ihm durch dunkle Gänge fort, bis einige gräßliche Geſtalten mit Fackeln und Schlangen in Händen erſchienen und ihn mit Geſchrey angriffen. Der Thesmophoros befahl ihm, ſich tapfer zu wehren; welches aber nichts half; denn man nahm ihn gefangen, verband ihm die Augen, warf ihm einen Strick um den Hals und ſchleppte ihn ſo nach dem Saal, wo er einen neuen Grad empfangen ſollte. Die Schatten entfernten ſich mit plötzlichem Geſchrey; man richtete ihn auf und führte ihn kraftlos in die Verſammlung, wo man ihm die Binde wieder von den Augen nahm. Hier befand er ſich in dem prächtigſten, mit den ſchönſten Gemälden geſchmückten Saal. Der König war ſelbſt mit den Demiurgis gegenwärtig, die alle den Orden der Wahrheit trugen, nebſt den übrigen Mitgliedern. Der Odos, oder Redner, wünſchte nun dem Ciſtvphoros Glück zu ſeinem Vorſatz, ſagte ihm aber auch, daß er nur die Hälfte ſeiner Arbeit überſtanden; worauf ihm ein ſehr bittrer

Trank überreicht wurde, den er ganz ausleeren mußte. Darauf gab man ihm den Schild der Isis oder Minerva, legte ihm die Stiefeln des Anubis oder Merkurs an, desgleichen den Mantel des Orkus mit der Kappe, gab ihm ein Schwerdt, mit dem Befehl, der Person, die er dort in der Höle antreffen würde, den Kopf abzuhauen und ihn den König zu bringen; welches auch geschah. Die Person war eine gleichsam lebende Gestalt eines sehr schönen Frauenzimmers, das von feinen Blasen und Häuten sehr künstlich verfertigt war. Man lobte nun die Heldenthat des Cistophoros und erklärte ihm, er habe das Haupt der Gorgone abgehauen, die mit dem Typhon vermählt gewesen und zu dem Morde des Osiris Anlaß gegeben hätte. Er sollte beständig ein Rächer des Bösen seyn. Die neue Kleidung blieb seine gewöhnliche Tracht. Sein Name wurde unter die der Richter des Landes in ein Buch getragen; er hatte freyen Umgang mit dem König und erhielt seine tägliche Nahrung vom Hofe. Er empfing alle Gesetzbücher des Landes und einen Orden, den er jedoch nur bey der Aufnahme eines Cistophoros oder in der Stadt Sais tragen durfte. Es war die Isis, oder Minerva, in Gestalt einer Eule, und bedeutete, daß der Mensch bey seiner Geburt so blind wie eine Eule wäre, aber durch Proben

und Weisheit ein Mensch würde. Der Helm bedeutete den höchsten Grad der Weltweisheit; der Kopf der Gorgone, die Unterdrückung der Leidenschaften; der Schild, die Beschützung gegen Spottreden; die Säule, die Standhaftigkeit; der Wasserkrug, der Durst nach Wissenschaften; der Köcher mit den Pfeilen, die Beredsamkeit; der Spieß, die Ueberredung; der Palm- und Oelzweig, den Frieden. Ihr Losungswort war Joa, der Name des großen Gesetzgebers. Es ist der hebräische Name Jehovah, der ohne Punkte Joa gelesen wird.

Den fünften Grad, Balahate, hatte ein Cistophoros Recht zu fordern und er durfte ihm nicht verweigert werden. In dem Versammlungssaal, wo man ihn einführte, wurde er von allen Mitgliedern empfangen; wobey folgendes Schauspiel vorging. Eine Person, Orus genannt, ging in Begleitung einiger Balahaten, die alle Fackeln trugen, in dem Saal umher und sie schienen etwas zu suchen, bis Orus plötzlich den Degen zuckte. In einer Höle, über welche Flammen schlugen, sah man den Typhon ganz traurig als einen Mörder sitzen. Orus nahte sich zu ihm. Typhon aber erhob sich in einer schrecklichen hundertköpfigen Gestalt, mit Schuppen und sehr langen Armen. Allein Orus hieb ihm dennoch den Kopf vom Rumpf, den man in

die Höle warf, aus welcher nun gräßliche Flammen hervorbrachen, und der Kopf wurde jedem vorgezeigt, ohne ein Wort zu sprechen. Hierauf erklärte man dem neuen Balahate, daß Typhon das Feuer bedeute, als eines der schrecklichsten Elemente, ohne welches jedoch in der Welt nichts auszurichten sey. Allein Orus und der Fleiß könnten daraus großen Nutzen schöpfen, wenn sie die Gewalt desselben gleichsam zu tödten wüßten. Man zeigte nun dem neu aufgenommenen die Anweisung zur Chemie, die nun sein Losungswort war, und überließ es seiner Wißbegierde, den Arbeiten der Mitglieder beyzuwohnen, so oft er wollte.

Der sechste Grad, Astronomos, vor dem Thor der Götter, war mit einigen Vorbereitungen verbunden; denn der Aufzunehmende wurde gleich beym Eintritt in den Versammlungssaal in Fesseln und Banden gelegt, und der Thesmophoros führte ihn wieder zu den Pforten des Todes zurück, wo er viele Stufen hinab steigen mußte. Hier sah er die Leichen derer, die als Verräther der Gesellschaft umgebracht waren. Man drohte ihm gleiches Schicksal und führte ihn wieder zurück, um einen neuen Eid zu schwören. *)

*) Die Rache gegen den Verräther bestand darin, daß man ihn ausstieß, ihm öffentliche Schandsäulen bauete,

Darauf wurde ihm der Ursprung der ganzen Götterlehre erzählt und die praktische Sternkunde gelehrt, wobey man ihn vor den falschen Volkslehrern, den Astrologen und Horoskopen warnte, die die Urheber aller Abgötterey und alles Aberglaubens wären. Man führte ihn hienächst durch das Thor der Götter, wo alle Gemälde derselben befindlich waren, deren Geschichte der Demiurgos auslegte. Auch zeigte man ihm die Reihe ihrer bisherigen Oberaufseher, nebst der Liste ihrer in der ganzen Welt zerstreuten Mitglieder. Sie lehrten ihn auch einen priesterlichen Tanz, in dessen Gängen die Laufbahn der Gestirne vorgestellt war. Das Losungswort war Ibis, welches Kranich bedeutete und das Symbol der Wachsamkeit war.

Der siebende Grad, Propheta, ein Mann, der die Geheimnisse weiß, weil in diesem Grade kein Umstand mehr unerklärt blieb. Diesen Grad konnte der Astronomos nicht ohne Bewilligung aller höheren Mitglieder der Demiurgen sowohl, als des Königs, erhalten. Man hielt dabey öffentliche Umgänge, wobey man dem Volk

---

auch seinethalben Todtenumgänge hielt; durch welches alles er gemeiniglich dahin gebracht wurde, daß er sich selbst das Leben nahm.

Volk alle Heiligthümer zeigte. Des Nachts aber gingen sie heimlich aus der Stadt, nach gewissen in einem Viereck gelegnen Gebäuden, wo sie das eigentliche Ceremoniel vollzogen, von welchem aber das Volk einen besondern Umgang mit abgeschiedenen Seelen glaubte. Diese Gebäude waren mit vielen Säulen umgeben, zwischen welchen abwechselnd ein Sphinx und ein Sarg stand; inwendig aber waren sie mit prächtigen Gemälden des menschlichen Lebens geschmückt. Hier überreichte man dem neuen Propheten einen aus Wein und Honig gemischten Trank und erklärte ihm dabey, daß itzt alle Proben ein Ende hätten. Man gab ihm auch ein Kreutz von besondrer Bedeutung, das er beständig tragen mußte; legte ihm ein schönes weiß gestreiftes und nicht weites Kleid an, nebst einem viereckten Kopfputz, und schnitt ihm alles Haar ab. Zu mehrerm Kennzeichen pflegte er nun seine Hände kreutzweise in die weiten Aermel zu stecken. Hierauf bekam er die Erlaubniß, alle geheime Bücher zu lesen, die in der amanischen Sprache geschrieben waren, wozu er die Chiffre erhielt. Der größte Vorzug der Mitglieder dieses Grades bestand endlich darin, daß sie die Könige mit wählen halfen. Ihr Losungswort war Adon. Ein solches Mitglied

konnte auch nach einer gewissen Zeit Aemter in der Gesellschaft erhalten und Demiurgos werden.

* * *

Der vornehmste Demiurgos, oder Oberaufseher, trug einen himmelblauen Rock mit Sternen gestickt und einem gelben Gürtel; dabey hatte er eine goldne Kette um den Hals, mit einem mit Edelsteinen umfaßten Saphir. Er war zugleich der höchste Richter.

Der Hierophantes hatte fast dieselbe Kleidung, nur mit dem Unterschiede, daß er ein Kreutz trug.

Der Stolistes, der die Kleidungen in Verwahrungen hatte, trug einen weiß gestreiften Rock und eine besondre Art Stiefel.

Der Hierostolistes trug eine Feder auf dem Hut und ein cylindrisches Gefäß mit Dinte in der Hand.

Der Thesmophoros mußte die Eingeweihten einführen.

Der Zacoros führte die Kasse.

Der Romastes, unter welchem alle Pastophoren standen, besorgte den Tisch, und der Odos war der Redner oder Sänger.

* * *

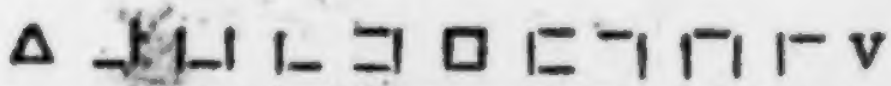
Ehe man zur Tafel ging, mußte man sich waschen. Es wurde kein Wein, sondern nur Bier getrunken; auch wurde ein Skelet aufgestellt, wobey der Odos den Gesang, „O Tod komm uns zur rechten Stunde!“ anstimmte; welches von allen Anwesenden mit gesungen wurde. Nach der Tafel ging man zu den Geschäften und Betrachtungen, oder man begab sich zur Ruhe, wenn nicht das Thor der Götter zu astronomischen Beobachtungen geöfnet wurde, als in welchem Fall man ganze Nächte durchwachte.

* * *

Die amanische oder königliche Schrift der ägyptischen Priester war aus den drey geheimen Sätzen erfunden, nemlich:

1. dem △ Triangel, als dem Ursprunge aller Dinge.
2. dem □ Quadrat, als dem Zeichen der Wahrheit, und
3. dem X, als dem Zeichen der Vollkommenheit.

Aus diesen dreyen setzte man auch noch das Zeichen oder eigentlich vier Triangel zusammen, die man wieder in folgende Buchstaben zerlegte:



> < V X wie ſolches auch Mandelslo's morgenländiſche Reiſen bezeigen. Ein anderes Zeichen, das alle dieſe vereinigt, nemlich das Zeichen des Kaſtors, das zu Sparta verwahrt wurde, hatte folgende Geſtalt: daß man ſich dieſer Schrift bediente, erhellet auch zum Theil aus 1 Macab. 12. v. 20. 21. ꝛc.

Erklärung

der Hieroglyphen des Obelisks

vor dem Lateran in Rom

von

C. F. K.

Der Rabe, an der Spitze des Obelisks, deutet auf den mehr zum Bösen als zum Guten geneigten Menschen, der aber große Wißbegierde fühlt; welches durch den aufsteigenden Käfer, als dem Triebe zur Nahrung, angedeutet wird. Auch wurde bey den Aegyptern derjenige, der eingeweihet zu werden wünschte, ein Rabe genannt. Der Käfer ist auch das Bild der Sonne, und so wie diese den Tag verursacht, so ist die Wißbegierde das erste Mittel, die Finsterniß zu vertreiben.

Im zweyten Abschnitt *) geschicht die Anmeldung zur Einweihung. Zwey Personen in den gewöhnlichen weißen Kleidern mit hohen Mützen, sind Eingeweihte, die sich die Hände geben. Der eine ist im Begriff dem andern auf die Schulter zu klopfen, indeß der andre mit dem Finger ein Anklopfen an die Thür des Tempels anzeigt.

Im dritten Abschnitt geschicht die Aufnahme selbst vom Demiurgos; aus den dabeystehenden Zeichen erhellet, daß von der Ordnung der Theile des menschlichen Körpers und von der Uebereinstimmung der ganzen Natur die Rede sey, welches vorzüglich die über beyden hängende Bleywaage anzeigt.

Im vierten Abschnitt steht der neu Aufgenommene schon in priesterlicher Kleidung vor einem Adler mit einer Mütze, welches einen großen Gelehrten andeutet, der ihn von der Schöpfung der Welt unterrichtet; wie solches aus der mit einer Schlange umgebnen Kugel erhellet, welches die göttliche Befruchtung der Natur anzeigte. Das daran hangende Kreutz mit dem Ringe, zeigt, daß

*) Eine durchgehende Linie bedeutet eine Abtheilung; eine Mauerkrone mit einer Einfassung deutet auf einen Inbegriff von etwas: steht sie aber ledig, so sind es Nebenabtheilungen; mit zwölf Scharten stellt sie Jahre vor.

von der Ewigkeit und dem künftigen Leben die Rede sey. Die Schraube und übrigen Zeichen deuten auf die genaue Verbindung der Begriffe und Wissenschaften.

Im fünften Abschnitt werden die Theile der Welt genauer durchgegangen. Der Schmetterling bedeutet nicht immer die Seele, sondern auch Einsicht. Der Unterricht betrift das Thierreich und den Ackerbau, wobey gewisse Zeichen Aecker, Wiesen, Wälder und Moräste andeuten. Ein Cynocephalus bemerkt, daß man dabey genau auf die Veränderungen des Mondes Acht geben müsse. Ein Lotus ist das Zeichen des Unterrichts im Pflanzenreich, so wie der Stern Kanopus die Lehre der Jahrszeiten. Die Wachteln und Eulen deuten auf Fleiß und Erfahrung.

Der sechste Abschnitt handelt vom Wasserbau, welches das Auge nebst der Setzwage andeutet; so wie der Mann hinter dem Anubiskopf die Ueberschwemmung anzeigt, die durch fleißiges Graben verhütet werden soll.

Im siebenden Abschnitt bedeutet ein Stern den Unterricht in der Sternkunde; wobey der Lehrling seine Verwunderung durch Aufhebung der Hände anzeigt. — Die alte Lehre der Einwirkung der Gestirne wird durch Gabel, Keile und Schlegel, als Symbole des Zorns, angedeutet.

Im achten Abschnitt sind durch das Bild der Eule und des Falken Beschäftigungen angezeigt wozu vorzüglich Einsicht und Verstand erfordert werden: nemlich die Geometrie und die verschiednen Schriftarten, welches der Rabe, oder der Lehrling, durch die Einweihung lernt. Ein Balken, Kelle und Setzwage deuten auf den Unterricht in der Baukunst. Schlösser, Töpfe, Bogen ꝛc. deuten auf künstliche Handarbeiten. Die weibliche Figur mit einer Mütze im Winkel, deutet auf die Haushaltungskunst, desgleichen auf die Beförderung des Unterrichts durch Reden und Schreiben, wobey zwey Schlangen die Fortpflanzung anzeigen.

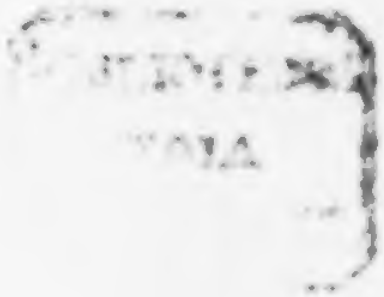
In dem traurigen neunten Abschnitt deutet ein Cynocephalus, der sowohl die Veränderung und Abnahme des Mondes, als die Traurigkeit überhaupt anzeigt, durch die Zeichen ▽ O auf die Arzneykunde. Ein gebrochner Bogen bedeutet die Abnahme der Kräfte des Geistes und des Körpers. Der Mensch, nachdem er Kind, Jüngling und Mann gewesen, wie die Wachtel anzeigt, wird wieder ein nacktes hülfloses Kind. Die Jahre befördern seinen Tod, das Grab ist ihm schon gegraben. Der Schwan oder die Leichenrede bestimmt, ob er nach ägyptischem Gebrauch begraben zu werden verdient.

LAUNEN
und
PHANTASIEN
von
Carl Philipp Moritz

Herausgegeben
von
Carl Friedrich Klischnig

Our Life itself can nothing more supply
Than just to plan out projects and to die

Berlin
bei
Ernst Felisch
1796



Vorrede.

Kurz vor ſeinem Tode ſammelte mein Freund mehrere ſeiner kleinern philoſophiſch-moraliſchen Aufſätze und maureriſchen Reden, unter dem Titel: Die große Loge, oder der Frei-

maurer mit Wage und Senkbley.

Da ſich dieſes Werkchen bald vergriffen hat, und der Herr Verleger eine neue Auflage zu machen wünſchte; ſo rieth ich ihm, noch einige einzeln gedruckte Kleinigkeiten darin aufzunehmen und für das Ganze einen andern Titel zu wählen, damit man nicht, wie bisher, blos maureriſche Gegenſtände darin ſuchen mögte.

So

So entſtanden dieſe Launen und Phantaſien, die alſo — um den Herren Rezenſenten den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem ſie betrachtet werden müſſen — weiter nichts, als eine neue vermehrte Auflage der großen Loge ſind.

Unter den hinzugekommnen Stücken, deren überhaupt achtzehn ſind, finden ſich mehrere von Moritzens letzten Arbeiten, die, wie ich mir ſchmeichle,

den Freunden ſeines Geiſtes und Herzens in dieſer Sammlung willkommen ſeyn werden.

Berlin den 16ten Februar 1796.

K. F. Kliſchnig.

BIBLIOTHECA MONACENSIS

Die Feier der Geburt des Lichts.

So wie die Alten an ihren Geburtstägen ihrem Genius opferten, und in ihm den beſſern unſterblichen Theil ihres Weſens verehrten, ſo wollen wir auch heute die Entſtehung des Schönen und Edlen feiern, das unſere heiligſten Bande knüpft und von der Vorwelt in ihrer älteſten Sprache durch Zeichen uns überliefert iſt, die unſere Gedanken auf das Weſen der Dinge heften, und uns lehren ſollen, die Täuſchung von der Wahrheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterſcheiden; den innern Werth der Menſchheit von jeder ſchimmernden Umgebung zu ſondern; bei der Unſchuld die Macht, bei der Aufrichtigkeit den Verſtand, bei dem Verdienſt die Hoheit, bei der ſtillen Weisheit die Würde zu ſuchen. —

Dieſe erhabenen Lehren wollen wir vor unſere Seelen rufen, und den Geiſt beſchwören, der unſer Heiligthum beſeelt, daß er den todten Buchſtaben lebendig mache, und neue verjüngte Kraft in unſern Buſen hauche, das Kleinod zu erreichen, wornach der Weiſe ſtrebt, das uns allein uns ſelber ſichert, in unſere Seelen tiefen Frieden ſenkt und heitern Sonnenſchein. — Vor welchen Gram und Sorgen wie leichte Nebel fliehn. —

Wir ſtreben nicht umſonſt — denn feſtlich glänzt der Edelſtein in der Maurerkrone, den ſie von treuer Hand beſitzt — ihn trüben keine Flecken — er ſtrahlet rein des Himmels Glanz zurück — und iſt dem Lichte nah verwandt. — Die Weiſen, die ihn fanden ſind entſchlummert, und haben ihr Leben ganz genoſſen. —

Soll denn ihr Geiſt nicht auf uns ruhen, und ſollen wir nicht auch der höhern Weisheit Schüler ſeyn? — Soll der Gedanke nicht in uns erwachen, daß ein Geiſt in alles Leben haucht? und daß ſein Athem uns durchweht? —

Daß Offenheit und Reinigkeit des Herzens, uns unserm Ursprung näher bringt? — Soll nicht das Auge sich gewöhnen, sich mit des Lichtes reinem Anblick zu begnügen, wornach die kindische Hand vergeblich greift? —

Soll ernstes Nachdenken nicht die Seele unserer Versammlungen seyn — oder sollen die Kerzen flammen, um Gauckelwerck zu leuchten, und die Schläge der Hämmer nie den schlummernden Geist aus seiner Trägheit wecken? Oder ist auch der ein Maurer, der weder im Ganzen ordnet, noch Steine zum Gebäude trägt? —

Soll hier nicht das Geistige aus der Masse sich entwickeln, und die Menschheitsflamme höher lodern — wozu denn der erborgte Schimmer, von einer Weisheit die nichts nutzt, und einem verborgenen Kleinod das nichts frommt? — Die Tage des Maurers sind doppelt geweihet, von dem Tage an, wo er das Licht erblickte — wozu sonst der Eintritt in einen Orden, der die gesunkene Menschheit aus ihrem Schlummer wecken, ein höheres Leben wieder in ihr anfa-

chen, Trägheit, Weichlichkeit, und Furcht verbannen, und zu einem edlen Eifer für Wahrheit und Tugend den Muth anfachen soll? —

Der Hammerschlag ertönt: wo sind die entflohenen Tage hin? — Die Mitternacht rückt näher: noch weilen diese lassen Hände? — Soll denn der Vorhang fallen, ehe noch die Arbeit beginnt. — Daß eine Arbeit beginnen soll, tönt stets in unser Ohr — aber der Arbeit Vorbild soll nicht die Arbeit selber seyn — wir versammlen uns hier in feierlicher Stunde, um jedesmal das Leben im Ganzen uns vorzubilden, und gleichsam die Grundlinien zu dem Lebensplan zu ziehen. — Wir lauschen auf der Weisheit hohen Kinderunterricht, und lernen daß Wahrheit mit der Unschuld stets verknüpfet sey. —

Nun aber soll ihr Unterricht uns bilden, und unsere Sinne auf höhere Dinge lencken, die wohl des Forschens werth sind; auf unsers Daseyns Zweck, auf die Veredlung dessen, was in uns denkt und handelt — auf das,

was uns umgiebt, worin wir ſind und leben, auf jene Harmonie worin ſich alles zu einem Ganzen fügt, und auf den Geiſt der Ordnung, der im Ganzen herſcht. —

Hier fallen die Mauern nieder, die Loge iſt unbegrenzt; von jenem Geiſt durchweht, reicht ſie vom Aufgange bis zum Niedergange, und ihr Urſprung bis an der Welt Anbeginn. — Darum freuen wir uns der anbrechenden Morgenröthe, und feiern im innerſten Heiligthum die Geburt des Lichts aus der alten chaotiſchen Nacht. — Den Urſprung alles Gebildeten aus der unförmlichen Maſſe. — Die Entwickelung, alles Vollkommenen aus dem Unvollkommenen. — Die Entſtehung reiner Gedanken aus der Hülle der Vorurtheile. — Den Anfang des Erwachens alles Lebens und aller Würkſamkeit aus dem Schlummer des Todes und der Trägheit. —

Und dieſe Feier ſoll uns wecken, daß wir den leiſen Laut vernehmen, der von der ewigen Harmonie in ſterbliche Ohren tönt: — daß das

Vergangene nicht vergangen, und das Entſchwundene nicht entſchwunden ſey — daß alles in jener Harmonie ſich wieder finde, in welche Bildung und Zerſtörung einſt Hand in Hand hinüber gehen — daß wenn ein ſchwacher Schimmer des höchſten Schönen ſich uns zeigen kann, es auf dem Punkte ſey, wo es aus der über unſerm Haupte ſchwebenden Zerſtörung uns wieder entgegen lächelt — denn nur die Erſcheinungen und Geſtalten gehen vorüber, das Weſen aber bleibt. — Die Hülle welkt und ſinkt — Weisheit und Tugend aber ſind ewig jung und ſchön — das Schreckenbild der Nacht verſchwindet — und über der ausgelöſchten Fackel ſteht noch im ſanften Schimmer, der Knabe mit blühendem Antlitz da. —

Des Lehrlings erste Probe.

Nur wenig Worte rufen unsre Meister
Noch dem neu aufgenommnen Bruder zu:
Der Maurerlehrling sieht nichts Neues.
Er tritt in einen alten Orden,
Dem die gesunkne Menschheit untreu ward —
Er kehrt zu dem Gesetz und zu der Klarheit wieder,
Wovon der Aberglaube und die Thorheit wich —
Nach Osten wendet sich sein Blick,
Und sucht die Spur des ersten Schimmers wieder,
Der vor den Sterblichen in Nacht und Dunkel sich gehüllt;
Dem sanften Lichte sind die Wände vorgeschoben,
Wodurch das nah Verwandte sich voneinander trennt
Was diese Scheidewand durchbricht,
Soll in des Lehrlings Busen
Der Meister Unterricht entflammen.

Verachtung der Gefahr, die uns Zerstörung droht,
Soll nicht auf ungewissen Schein,
Soll auf der Weisheit tiefem Grunde ruhn,
Und aus der mitternächtlichen Zerstörung soll,
Das Licht mit neuem Schimmer brechen.
Denn gränzt nicht Tod und Leben
Im All der Schöpfung an einander,
Und ist es nicht der erste Schritt ins Heiligthum,
Dies ewige Gesetz mit Schweigen zu verehren?
Und dann voll Muth die Bahn des Lebens wieder zu betreten,
Und warten auf den günst'gen Augenblick,
Der uns zur Wirksamkeit, zur edlen That uns ruft,
Womit wir unser Erdenleben krönen,
Bevor des Grabes Nacht uns deckt.

Amint.

Amint

oder

kann die Vernunft beleidigt werden?

Was iſt Beleidigung?

Beleidigt mich der Stein, an den ich mich ſtoße? Der Regen der mich durchnetzt? Die Mücke, die mich ſticht?

Wäre es nicht kindiſch, den Stein mit meinem Stabe zu ſchlagen, an den mein Fuß ſich ſtößt?

Wäre es nicht lächerlich, den Regen zu ſchelten, der mich durchnetzt?

Und wäre es nicht ungereimt, mich über die Bosheit der Mücke zu ärgern, die mich mit ihrem Stiche verletzt.

Aber ich wälze den Stein, an den ich mich geſtoßen habe, meinem Nachfolger zu Liebe, hinweg.

Ich hülle mich gegen den durchnetzenden Regen in den ſchützenden Mantel.

Ich bedecke meine Hand mit dem ledernen Handſchuh gegen den Stich der Mücke.

Man tadelt den Wolf über ſeine Gefräßigkeit, den Löwen über ſeinen Grimm, den Geier über ſeine Raubſucht.

Aber das Schaf flichet den Wolf, die Taube verbirgt ſich vor dem Geier, der erſchrockne Wanderer vor dem Grimm des Löwen.

Wenn irgend etwas fähig iſt, bei einer Beleidigung, die uns zugefügt wird, das Gemüth zu beruhigen, und den Tumult rachſüchtiger Gedanken zu ſtillen, ſo iſt es die Frage:

ge: was mag denjenigen, der uns gekränkt hat, wohl bewogen haben so und nicht anders zu handeln? —

Diese einzige Frage ist fähig, allen unsern Gedanken eine andre Richtung zu geben. Statt daß sich vorher das Unangenehme und Nachtheilige in unsrer Ideenreihe zusammen stellte, und über unsre Denkkraft herrschend wurde, so wird nun, da wir den Weg der Untersuchung einschlagen, auf einmal diejenige Kraft, welche vorher durch lauter unangenehme Vorstellungen belastet war, von dieser ihrer Last wieder befreit, und alles ordnet und stellt sich nun nach einem ganz andern Maßstabe, da wir uns unser eigenes Ich nicht mehr allein zum Augenwerk nehmen, sondern uns gleichsam ausser uns selbst versetzen, indem wir den Triebfedern von Handlungen nachspüren, die gegen uns gerichtet sind. Wir fühlen uns hiebei in die Nothwendigkeit versetzt, uns selber mit einer Art von Gleichgültigkeit zu betrachten, weil uns sonst eine kaltblütige Untersuchung ganz unmöglich seyn würde.

Amint.

Amint.

An einem trüben Tage wanderte Amint voll Unmuth aus seiner Stadt, einem Dörfchen zu, wo er eine einsame Wohnung hatte, und sich und seinen Kummer zuweilen einige Tage lang verbarg.

Er hatte in seiner Stadt, die er regieren half, mit so viel Widerspruch und Hartnäckigkeit zu kämpfen, sahe sich so oft verkannt, und seine besten Absichten ganz mißdeutet, daß er die wenigen Tage, wo er diesem Gewühl entfliehen konnte und in der freien ofnen Natur einmal wieder sich selber lebte, mit Sehnsucht herbei wünschte eh sie kamen, und mit Wehmuth zurück wünschte, wenn sie entflohen waren.

Um seinem Körper eine heilsame Bewegung zu machen, pflegte er nach seiner stillen Heimath zu Fuße zu reisen. Als er nun diesmal seine

Wande-

Wanderung antrat, war der Himmel so trübe, wie seine Seele.

Er ging mit schwerem Herzen aus den Thoren seiner Stadt, wo er so manchen Stein des Anstoßes fand, dessen Wegräumung ihm unmöglich schien, und der nun belastend auf seiner Seele lag.

Der Himmel wurde immer unfreundlicher; die Wolken zogen sich zusammen, und es dauerte nicht lange, so schoß der Regen in Strömen herab, und der Sturmwind jagte dem Wanderer die Tropfen ins Gesicht.

Amint ertrug Nässe und Kälte, denen er sich freiwillig ausgesetzt hatte, mit unerschütterlicher Geduld. — Was ihn quälte war der Gedanke an seine Mitbürger, deren Wohl er mehr als einer unter ihnen zu Herzen nahm, und die ihn so sehr verkannten.

Er zählte eine Anzahl persönlicher Feinde, die es sich auf das eifrigste angelegen seyn ließen,

ihm in allen seinen Plänen entgegen zu arbeiten, und selbst das Gute zu verhindern, von dessen Nutzen sie überzeugt waren, so bald es derjenige bewirken wolte, dem sie diese Ehre mißgönnten.

Amint, dessen zärtliches Herz diese Menschen nicht hassen konnte, kränkte sich im Innersten seiner Seele, und härmte sich ab, daß seine besten Absichten so oft ohne Schuld vereitelt wurden.

Er fühlte, daß es Menschen gab, die nicht so gut waren, wie er, und die doch, seiner Meinung nach, ihrer Natur gemäß, so gut seyn mußten. Neid und Bosheit schienen ihm etwas unnatürliches und brachten einen Mißlaut in seine Ideen und Empfindungen.

Er konnte sich aus dem Gewirr des menschlichen Eigennutzes, der ihn allenthalben umklammerte, nicht heraus finden; und indem er so in trüben Gedanken fortging, achtete er nicht auf Wind und Regen, bis nach und nach der Himmel sich wieder aufklärte, die Wolken sich zertheilten, und die Sonne wieder mit ihren erwärmenden

Strah-

Strahlen schien, welche auch ihn so wie er fortschritt, mit neuer verjüngter Lebenskraft erfüllten, und durch eine geheime Sympathie, welche zwischen der physischen und moralischen Welt obwaltet, die trüben Gedanken aus seiner Seele verscheuchten, daß sanfte und ruhige Ueberlegung allmälig Platz fand.

So wie der Wanderer nun, da es schon gegen Abend gieng, seine Schritte verdoppelte, und indem er mit einiger Anstrengung einen Hügel hinanstieg, sein Blut in lebhaften und schnellern Umlauf kam, däuchte es ihm, als ob er über seine äussern Verhältnisse eine noch nie gekannte Beruhigung bei sich empfinde, die sich auf einen Gedanken gründete, der sich während dieser Wanderung in seiner Seele gebildet hatte, oder vielmehr reif geworden war und sich seiner Entwickelung näherte, nachdem er lange schon in einer Art von Hülle geschlummert hatte, worin er durch das umgebende Geräusch verschlossen gehalten wurde, durch die erste ruhige und einsame Stunde aber zum Durchbruch kam.

Der willkomne Sonnenschein, welcher auf den unangenehmen Regen folgte, veranlaßte in seiner Seele eine stillschweigende Harmonie mit der ganzen Natur, worin allmählig alle Dissonanzen sich auflößten, und auch seine äussern Verhältnisse zu den Menschen sich ihm in einem mildern Lichte darstellten, als bisher.

So wie er der großen Natur jetzt in ihr erheitertes Antlitz schaute, traten auch die Gesichtszüge seiner Feinde, einer nach dem andern vor ihm auf, und die erbittertsten Mienen schienen sich zu einem zufriedenen Lächeln aufzuklären, so wie er jetzt mit seinen Gedanken ihnen entgegen kam, und in einem süßen Traume von allgemeiner Versöhnung sie alle wieder an seinen Busen drückte.

Dieser süße Traum verschwand zwar wieder, aber der Eindruck von dem zufriedenen Lächeln jener sonst schadenfrohen und hämischen Gesichter verlosch nicht wieder; es wurde ihm, so wie diese Vorstellung fortdauerte, mit jedem Moment einleuchtender, daß auch auf dem verzerrtesten,

und durch Neid und Mißgunst entstelltesten Gesichte, dennoch ein Fleck zu finden sey, wo in irgend eine Falte oder Runzel, jenes zufriedene Lächeln wohne, daß durch irgend eine sanfte und angemeßne Behandlung auch hier noch könne hervorgebracht werden.

Und ehe noch Amint sein Dörfchen erreichte, war es ihm, als ob ein schwerer Stein von seinem Herzen abgewälzt wäre, und als ob er dieswal um ein großes erleichtert und zufriedner in seine Stadt zurükkehren würde; ob sich gleich in seinen äussern Verhältnissen nicht das Mindeste verändert hatte.

Die Veränderung, wodurch sich alles um ihn her nun anders stellte und ordnete, war in ihm selber vorgegangen, und durch lange und bittere Erduldungen vorbereitet.

Er hatte seinen Feinden und Beleidigern von ganzem Herzen verziehen, aber er fühlte sich doch noch immer gekränkt und beleidigt; es war ihm, als ob er eine Krankheit

oder einen Schmerz an seinem eigenen Körper erduldete, wenn denkende Wesen seines gleichen, mit denen er sich so nahe verwandt fühlte, ihm zu schaden suchten.

Ihn schmerzte jene Gesinnung mehr als der Schaden, der ihm zugefügt wurde; sein Geist konnte sich aus den Zweifeln nicht heraus finden, die ihm oft hierüber aufstießen, daß eine solche disharmonische entzweiende Verschiedenheit zwischen Wesen einer Gattung statt finden müsse — daß es neben fühlbaren Seelen so ganz gefühllose, oder vielmehr neben so ganz gefühllosen noch fühlbare Seelen gäbe. — —

Die

Die Klage im Trauerhauſe.

Der Meiſter iſt erſchlagen — allein auf
ſeinem Grabe
Blüht die Akazia, und iſt uns eine Spur
Wo wir den viel Beweinten wieder finden.
Wir ſpähen durch die Nacht des Grabes
Dem immerwährenden Verluſte nach,
Der uns an ein entflohnes Gut erinnert,
Wovon uns nur die dunkle Ahndung blieb.
O hier in dieſem düſtern Trauerorte
Wo ſich des Tages Glanz vor uns verdeckt
Und Schreckens-Bilder der Verweſung drohen,
Iſt eine Freiſtatt des entbundnen Geiſtes,
Der ſeinen höhern Urſprung in ſich fühlt,
Und nach entflohnem Glück ſich ſehnt.
Hier dämmert aus der Nacht des Grabes
Ein ewig ſanftes Morgenroth —

Was oft dem Sterblichen in müden Stunden
Erquickung, Labsal ist —
Ein leiser schnell entschlüpfender Gedanke
An etwas, das die Sprache nicht benennt,
Wovon sich die geheime Spur
Im folgenden Momente schon verwischt,
Das ist es, was gleich dem hervorgelockten Funken
Uns hier durchschüttern und das wankende Gemüth,
Auf einen Punkt hinheften soll
Der immer vor der Seele schwebt
Und immer wieder sich dem Blick entzieht —
Das edle Gleichgewicht des Willens und der Kraft
Das endlich den empörten Geist beruhigt,
Und seine Band' ihn willig tragen läßt,
Bis eine sanfte Hand sie löst,
Und durch das Chaos und die Nacht,
Die Lieb' ihm Flügel leiht,
Und sich mit ihm vermählt.

Die

Die Klage um den redlichen Bürger.

Der auf unbescholtnem Pfade
Das Ziel seiner Laufbahn erreicht hat;
Der nicht schmeichelte, und sich nicht schmeicheln
ließ,
Und seiner Seele Bild beständig
In seinem edlen offnen Antlitz trug;
Der keine Gönnermiene erkünstelte,
Und nicht mit süßen Worten,
Sondern mit Hülf und That
Den Dürftgen tröstete,
Ein Feind zweideutigen Versprechens;
Taub der Stimme der glattzüngigen Chikane,
Aber nicht taub der Stimme des Flehenden;
Der zugleich mit der Bürde des Alters
Die Bürde unzähliger drückender Geschäfte trug,
Und doch den sanftern Musen

Nicht abhold ward,
Und Künste und Wissenschaften
Mit warmen Eifer
Und thätiger Hülfe pflegte:
Dem Manne weinen wir nach,
Ihn klagen seine Lieben,
Der Cirkel seiner Freunde weint um Ihn,
Und alle die Betrübten, deren Trost er war,
Und alle Redlichen beweinen mit unverstellten Zähren
Den Verlust des Edlen.
Wir klagen ihn mit stummen Schmerz:
Aber er hat sich in unsern Herzen
Ein Denkmal aufgebaut,
Das die Zeit nicht zerstören kann.

Des Maurergesellen Wanderschaft.

Welch ein schönes Symbol des immer thätigen aber zugleich mit Gefahren umringten Lebens, sind diese Reisen mit dem auf die Brust gekehrten tödlichen Stahl, der aber vor dem, der muthig fortschreitet, wie Nebel zurück weicht, indes dem Wanderer jene Musik aus der Ferne entgegen tönt, die seinen sinkenden Muth belebt, und ihn aufs neue anspornt, nicht eher zu ruhen, bis er das Ziel erreicht hat.

Dem reifer gewordenen sind nun die Augen geöfnet, er sieht nun die Gefahren, die ihm drohen; keine wohlthätige Binde umhüllt nun mehr, wie vormals, seinen Blick.

Darum bedarf er jetzt eines tröstenden Zuspruchs mehr, wie sonst, und sein Ohr ist zugleich eröfnet, den aufmunternden Gesang zu hören, der ehemals für ihn schwieg; und es wächst mit der Gefahr sein Muth. —

Doch, wollen wir nicht Bilder durch Bilder aufzuklären ſuchen! Laßt uns eilen, aus der Region der Phantaſie in das Gebiet der ruhigen kalten Vernunft herabzuſteigen, damit auch wir deſto ſichrere Schritte thun. — Laßt uns die einfache Frage beantworten:

Was heißt ein Freymaurer-Lehrling, ein Freimaurer-Geſelle? Was heißt ein Freimaurer überhaupt? —

Ein freier Maurer heißt eigentlich ein freier Menſch. — Maurer aber ſagt mehr; es bedeutet einen thätigen, unternehmenden Menſchen der etwas bauet, das heißt, etwas mit Zweck und Abſicht unternimt.

Wer nicht auf eine vernünftige Weiſe thätig iſt, der braucht auch nicht frey zu ſeyn. — Der unthätige Menſch ſey ſein ganzes Leben hindurch in einem Kerker eingeſperrt — die Welt wird nichts dabei verlieren. — Der Maurer ſoll aber noch mehr, als bloß mit Zweck und Abſicht thätig ſein — denn wer iſt das nicht? —

So

So lange wir bey Vernunft sind; haben wir immer einen gewissen Zweck und Absicht bey allem was wir unternehmen. — Nur Schade, daß wir so oft dieser Zweck selber sind. — Ein Maurer bauet ja nicht für sich allein, indes sein Nachbar ohne Obdach, Frost und Regen ausgesetzt ist — auch bauet er nicht bloß für die Zeit, worin er lebt; sondern seine festen Mauren sollen noch lange nach seinem Tode, dem Einwohner ein süßer Schutz, dem Gast und dem Fremdling eine willkommne Herberge seyn. —

Die Maurerei, nicht einmal als Bild, sondern an und für sich selbst betrachtet, ist auf die Weise, schon eine der größten, gemeinnützigsten und edelsten Unternehmungen des menschlichen Geistes. —

Als Bild betrachtet aber ist sie das schicklichste Symbol, um eine große, edle, uneigennützige Thätigkeit zu bezeichnen, wobei wir nicht uns selber zum Mittelpunkte machen, sondern außer uns ins Ganze wirken — und nur eine solche Thätigkeit ist es, die freien Spielraum haben muß. —

Also ein mit Zweck und Absicht uneigennützig thätiger Mensch, der bey seinen Unternehmungen so wenig wie möglich eingeschränkt ist — ist ein Freimaurer —

Diese Thätigkeit ist eine edle Thätigkeit, edel aber ist nur dasjenige, was nicht gemein ist, wie z. B. ein Edelgestein — nun sind aber eigennützige Unternehmungen immer gemeiner, als uneigennützige, weil sie weniger Anstrengung erfordern, ja man hält sie sogar der menschlichen Klugheit gemäßer.

Zum uneigennützigen Handeln gehört also Uebung, welche bey dem Freimaurer Lehrling vorzüglich statt finden muß, so daß er, wenn er in den Gesellengrad tritt, schon eine Fertigkeit darin erhalten hat. —

Und wer sich solcher Handlungen nicht bewußt wäre, und vielleicht nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, etwas zu thun, wovon der Nutzen nicht auf ihn zurückfiele, und wobei er gewissermaßen seinen eigenen Vortheil aufopfern müßte,

müßte, der verdiente auch sicher den Nahmen eines Freimaurers nicht. —

Wodurch werden aber nun diese edlen und uneigennützigen Bestrebungen anders eingeschränkt, als durch die Furcht?

Daher schienen auch alle Symbole vorzüglich mit darauf abzuzwecken, wie ein Freimaurer die Furcht verlernen soll. —

Eins der größten Hindernisse einer uneigennützigen Thätigkeit ist eben die Menschenfurcht oder eine falsche Gefälligkeit, wodurch gewiß mehr Gutes in der Welt verhindert ist, als man glauben sollte. —

Denn es ist ja natürlich, daß einer der uneigennützig handelt, dem Eigennützigen, welcher alles auf sich bezogen haben will, sehr oft in den Weg kommen, und alsdann die Gesetze der Höflichkeit mit denen der Gerechtigkeit und Billigkeit zusammenstoßen. —

Hier ist es eben, wo der Freimaurer frei und nicht nach Menschenfurcht und Menschengefälligkeit handeln muß — darum übt er sich bei unsern Zusammenkünften, die Menschen als sich alle gleich und als Brüder zu betrachten, damit er sich nicht durch das Verhältniß der Stände abhalten läßt, das zu thun, was er für recht hält. —

Er wird deswegen kein Aufwiegler — denn er lernt sich der Nothwendigkeit unterwerfen; — wo er keine Möglichkeit sieht, der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung abzuhelfen, da verschwendet er seine Kräfte nicht vergeblich, um sie auf Fälle zu sparen, wo sich ihm bessere Aussichten eröfnen. —

Er weiß, daß er sich dem Sturme, dem Ungewitter, der Krankheit, dem Tode unterwerfen muß, die alle stärker sind, als er; weil es vergeblich, weil es lächerlich seyn würde, dagegen anzukämpfen. —

Eben ſo wie dem unwiederſtehlichen Druck der Luft, unterwirft er ſich jeder ſtärkern Macht, der er nicht wiederſtehen kann, und in dieſer Unterwerfung, in dieſer Reſignation findet er eben ſeine höchſte Freiheit. —

Er findet ſie darin, daß er nichts will, was er nicht kann, aber daß er auch alles will, was er kann.

Und der Menſch kann erſtaunlich viel, wenn er alle ſeine Beſtrebungen auf ein einziges Ziel hinrichtet. —

Er hat ſich auf die Weiſe die thieriſche Schöpfung, er hat ſich die Elemente unterwürfig gemacht. — Wie vielmehr können alſo nicht die vereinigten Kräfte vieler Menſchen ausrichten, wenn ſie alle auf ein Ziel hinarbeiten — ſich unter einander zu vervollkommnen, unter einander wechſelſeitig ihren Muth zu beleben, und ſich gemeinſchaftlich in der Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit zu üben. —

Eine geringe Anzahl mäßiger, ſtandhafter, und uneigennütziger Menſchen, die ſich alle zu einem Zwecke vereinigten, würden, wenn ſie mit der gehörigen Klugheit zu Werke gingen, in der Welt Wunder s Dinge ausrichten. —

Allererſt muß freilich auf die innere Vervollkommung hingearbeitet werden. —

Der Menſch, der andern Glückſeligkeit und Zufriedenheit mittheilen will, muß erſt ſelbſt völlig glücklich und zufrieden ſeyn. —

Das wird er aber bloß durch Mäßigung ſeiner Begierden, und eine völlige Reſignation.

Wer ſich von der gewöhnlichen Klaſſe der Menſchen durch ein höheres Freiheitsgefühl unterſcheiden will, muß nothwendig gelernt haben, jedes Gut des Lebens zu beſitzen, ohne ſich zu fürchten, es zu verlieren. Denn nur alsdann iſt ihm der Genuß geſichert. —

Der genießt ſicher ſein Leben am meiſten, der es am wenigſten zu verlieren fürchtet — und der

handelt

handelt auch am freisten. — Daher beziehen sich unire Symbole so häufig auf eine gewisse Gleichgültigkeit und Unerschrockenheit vor dem Tode.

Die Furcht verengt das Herz, und macht es gröſſer Empfindungen unfähig. — Wer für sich nichts mehr fürchtet, ist erst im Stande, für andern groſsmüthige Wünsche zu thun. — Wer sich nun nicht täglich in dieser Mäſsigung seiner eigennützigen Begierden übt, um für die groſsmüthigen Gesinnungen in seiner Seele gleichsam Platz zu machen, der verdient den Nahmen eines Freimaurers nicht; und wenn unsre Versammlung diese Mäſsigung der eigennützigen Begierden nicht befördern hülfe, so erreichte sie ihren Zweck nicht. —

Die höchst mögliche moralische Vervollkommung ist also das Ziel, wornach der Maurer strebt, und diese besteht in der zweckmäſsigsten und uneigennützigsten Thätigkeit. —

Denn die bloſsen Gesinnungen machen die Moralität nicht aus. —

Wer edel denkt muß auch edel handeln, sonst ist seine Denkungsart ein Schwerdt, das in der Scheide verrostet, und edel handeln lernt man nicht anders, als durch Uebung und durch Beispiel — und beide, wer das Beispiel giebt sowohl, als wer es nimmt, gewinnen wechselseitig dadurch. — Weil nun in der Welt die guten Beispiele so zerstreut sind, so sollten sie in unsern Logen zusammengedrängt seyn, damit dieselben die eigentliche Schule der Weisheit des Lebens würden. —

Dazu müssen denn die einzelnen Mitglieder freilich so viel Umgang wie möglich miteinander haben — denn die Maurerei soll uns ja aus unserm kleinen Umgangszirkel in einen größern ziehen, wo wir mehr mannigfaltiges Gute sehen, als wir sonst Gelegenheit haben. —

Wo wir uns in alle Rechte der Menscheit wieder eingesetzt fühlen. —

Wo alle an der Wohlfahrt eines jeden Einzelnen Theil nehmen, und bey seinen Schicksalen

nicht

nicht gleichgültig sind. — Wo das, was unsere wahre Glückseligkeit ausmacht, zur Sprache kömmt. —

Wo ein jeder die Vortheile, die er durch eigene Erfahrung zu einer wahren Glückseligkeit ausfindig gemacht hat, und seine mißlungenen Versuche, dem andern mittheilt. —

Wo alles uns anmahnen soll, das Leben zu genießen, und den Tod nicht zu fürchten — uns zu unterwerfen, wo wir müssen und die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, wo wir können. —

Wo wir lernen, daß wir nicht thätig seyn müssen, um zu genießen, sondern nur genießen, um wieder thätig seyn zu können. —

Daß zwar in seinem bürgerlichen Beruf getreu zu seyn, schon viel sey, aber daß, der edle Mensch sich dennoch eine Mine zu eröfnen sucht, wo er mit selbstgewählter Thätigkeit und auf eine uneigennützige Art wirksam seyn kann. — Wo wir beständig aufmerksam auf die Kürze

unſers Lebens erhalten werden, damit wir den gegenwärtigen Augenblick nutzen lernen. —

Da nun alles darauf ankommt, immer mehr Kräfte, immer mehr Thätigkeit zu edlen Endzwecken im Umlauf zu bringen, da ſelbſt das Leben bloß durch dieſe Thätigkeit ſich vom Tode unterſcheidet — o ſo laßt uns auch dahin ſehen, daß in unſern Verſammlungen immer Leben und Thätigkeit herrſche, daß das Band zwiſchen uns immer genauer geknüpft werde, daß dieß der Ort ſey, wo wir uns unſre edelſten Entſchließungen mittheilen, und von dem, was uns Gutes gelungen iſt, einander Rechenſchaft ablegen. —

Laßt uns die feierlichen Pauſen in unſerer Arbeit dazu nutzen, daß wir, von einem Geiſte belebt, unſere Gedanken zu irgend einer ſchönen Entſchließung ſammlen, die wir ſchon lange mit uns herumtrugen und nun ausführen wollen. —

Laßt uns gemeinſchaftlich darauf denken, wie wir unſre Verſammlungen ſo nützlich und zweckmäßig, als möglich machen. —

Ich

Ich wende mich noch mit wenigen Worten an Euch meine geliebten neuaufgenommenen Brüder Gesellen. —

Seyd uns willkommen zu den neuen Arbeiten, welchen Ihr Euch jetzt mit uns gemeinschaftlich unterziehet. —

Erhaltet uns eure Liebe und euer Zutrauen und laßt uns nun Hand in Hand, dem großen Ziele der Maurerei entgegen gehen, das wir, wenn wir nur einmal den rechten Weg eingeschlagen haben, hier oder dort gewiß erreichen werden! —

Die Beſtändigkeit.

Heilig iſt jeder Tag dem Maurer,
Wo ihm eine edle That gelang.
Er feiert ihn nicht mit Geräuſch und Prunk
Sondern auf ſeiner ſtillen Kammer
Wenn er vor Gott ſeine Handlungen prüft.
Heilig iſt ihm auch der Tag,
Wo Menſchen in ein Bündniß traten,
Wodurch ſie beſſer und glücklicher
Und edler und weiſer werden.
Denn iſt nicht der Anfang jedes Guten
Des innigſten Danks der innigſten Freude
werth,
Weil nur durch ihn
Das erwünſchte Mögliche wirklich ward —
Sind wir nun auch durch dieſes Bündniß,
Das uns alle zuſammenknüpft,
Wirklich beſſer und glücklicher

Und

Und edler und weiser geworden;
Ist es, seitdem wir diesen Bund knüpften,
In unsern Köpfen heller,
In unsern Seele stiller,
Und ruhiger in dem sich' sonst empörenden Her-
zen —
O so sey uns dieser Tag nicht minder wichtig
Als der, welcher uns das Leben gab!
Zählten wir aber statt edler Fortschritte im Guten
Das Jahr nach Mahlzeiten, die wir genoßen,
Bis zu diesem festlichen Tage,
So müsse er von nun an
Unter den gleichgültigen Tagen
Des Jahrs vergessen seyn!
Denn was kümmert mich der Anfang dessen
Wodurch weder Böses verhindert
Noch Gutes gefruchtet ward!
Bey jeder menschlichen Unternehmung
Frägt die Vernunft, was ist der Zweck davon?
Und findet sie keinen,
So ist die Unternehmung Kinderspiel und Tand —

Und was giebt es wohl für ein edleres Ziel des
Maurers,
Als, den höchsten Grad
Der Mäßigkeit und Standhaftigkeit,
Einer weisen Unerschrockenheit,
Einer unerschütterlichen Rechtschaffenheit
Und einer unüberwindlichen Wahrheits Liebe, zu
erlangen?
Die Furcht muß der Maurer verlernen
Um groß und edel zu handeln.
Predigen dies nicht alle Symbole der Maurerey?
Uns der Nothwendigkeit zu unterwerfen,
Standhaft zu seyn in Gefahren,
Unerschrocken vor dem Tode —
Denn bei jedem Schritte, den er thut,
Sein Leben, sein Ansehen, seinen Gönner,
Seine Bequemlichkeit zu verlieren fürchtet,
Kriecht im Staube
Und ist zu nichts Großem fähig. —
So wollen wir denn künftig, meine Brüder,

Die uns ein heiligers Band verknüpft
Einander vor dem Müßiggange
Der Weichlichkeit, und der Unmäßigkeit uns warnen,
Mit vereinten Kräften nach dem Ziele ſtreben,
Welches uns allen winkt,
Und unſre Loſung ſey:
Die Beſtändigkeit!

Der Troſt des Zweiflers.

Noch ſind ich, ſelbſt bey einem ſiechen Körper, hier das Glück, daß ich in der weiten Welt vergeblich ſuchte. — Die Erndte beginnt nun, und ich kann ein Zuſchauer von den fröhlichen Feſten der Landleute ſeyn. — Ich kann mich ſo nahe an die liebevolle Natur halten; ſie iſt meine Mutter, meine Freundin.

Ihr wohlthätiger Hauch gießt Balſam in meine verwundete Seele. — Meine kranke Phantaſie wird immer reiner und heller, indem ſie allenthalben reizende wohlthätige Bilder ſammlet, und ſie harmoniſch ordnet; jedes Blättchen am Baume, das ich mit Wohlgefallen betrachte, flößt mir ſanfte Empfindungen ein.

Ich kann mich wieder der hangenden Birke und der hohen Fichte freun, die ohngeachtet der Verſchiedenheit ihrer Natur, ihre Zweige von oben geſellig zuſammen flechten.

Der

Der Anblick der wolligten Heerde, unter dem Schatten eines Baumes, in das grüne Gras gelagert, hat etwas Aug' und Herz erquickendes für mich, das zugleich die Seele unvermerkt erhebt, und sie für jeden Eindruck aus der Natur empfänglicher macht — die weisse weiche Wolle — das sanfte Grün — die ovalgerundeten Blätter — der zierlich gekräuselte Schatten — vereinigen sich zusammen, um in der Seele ein Bild auszumahlen, wodurch jede Nerve harmonisch vibriret, und indem auf die Weise mein Blick das Weltall, auch nur in einem einzigen seiner Punkte, gleichsam von der rechten Seite faßt, von welcher es der höchste Verstand selbst mit Wohlgefallen durchschaut, wo sich alle anscheinende Disharmonie in Harmonie auflöset — so erhebt auch dieser Anblick die Seele, und macht sie fähig, nach einem verjüngten Maßstabe die Größe und Schönheit dieses unbegreiflichen Weltalls zu messen — ihr wird ein Blick in das innerste Heiligthum der Natur eröfnet — sie staunet nicht eigentlich über das sanfte Grün, die weisse Wolle, die ovalgerundeten Blätter, und den zierlich sich kräuselnden

Schatten, sondern über die großen, bewundernswürdigen Verhältnisse, die sie in dem Augenblicke, ohne es selbst zu wissen, überrechnet.

Als ich gestern dieses Anblicks eine halbe Stunde lang genossen hatte, da erheiterte sich meine trübe Seele wieder — mein Blick wurde freier — meine Brust athmete leichter — so will ich denn öfter zu diesem Anblick meine Zuflucht nehmen, ich darf ja aus meiner Wohnung nur wenige Schritte darnach gehn. —

Kehrte ich nicht getröstet, und mit Herzerhebenden Gedanken wieder heim — o, wen hast du, liebevolle Natur, wohl je ungetröstet von dir gelassen, der Trost bei dir suchte?

Und was war mein Kummer? — war er nicht eben in dieser Verstimmung meiner Phantasie gegründet, die der erste Anblick der mich umgebenden Natur wieder heilte.

Was war es anders, als daß mein Auge den unrechten Gesichtspunkt gefaßt hatte, aus dem ich diese schöne Welt betrachtete, in

der

er ich nun anfing, Verwirrung und Unord-
ung, Unglück und Jammer zu sehen, wohin
h blickte, und zu ahnden, wohin ich nicht
lickte.

Ist nun nicht meine Seele wieder gestärkt?
neine Denkkraft nicht wieder in Thätigkeit ge-
ezt? Und das Heilungsmittel liegt mir so
abe — ich darf das Kraut nur pflücken, das
u meinen Füßen wächst, um meinen Schmerz
u lindern.

Ich stehe da und betrachte die arbeitsamen
Landleute — wohin ich blicke, sehe ich Leben
und Bewegung — Erreichung der mannigfal-
igen Endzwecke der Natur — im gleichen
Takt heben die Arme der Erndter sich mit den
Sensen auf, und die vollen Aehren sinken nie-
der — der Schweiß tröpfelt von der Stirn
des Arbeiters, aber er freuet sich seiner Ge-
sundheit und seiner Stärke — und auf den
Ersatz seiner aufgewandten Kräfte durch die zu-
bereiteten Nahrungs-Mittel und den süßen
Schlaf. —

Mit jedem wiederholten Sensenschlage kömmt Takt und Ordnung in sein Leben, und in alle seine Gedanken. — Er erfüllt in jedem Augenblicke den Zweck seines Daseyns, indem er durch die Thätigkeit seines Körpers unvermerkt seinen Geist zur Ordnung zum Ausdauren im Denken gewöhnt, das ihm, wenn er dereinst ohne Körper seyn wird, noch zu statten kommen soll, und indem er zugleich die großen Endzwecke der Natur zur Erhaltung und Ernährung der Körper befördern hilft, in denen und durch die noch mehrere Geister zu einem Daseyn höherer Art gebildet werden sollen.

Eine wohlthätige Unwissenheit umhüllet euren Blick, ihr Arbeiter im Schweisse eures Angesichts. — Um euch her ist die große unendliche Welt, ihr aber seyd auf den Fleck der Erde geheftet, wo ihr euer Leben empfingt — hier wohnt ihr eine Zeitlang in euren engen, niedrigen Hütten — dem Boden, den ihr bewohnt, zwingt ihr auch eure Nahrung ab — und dann legt ihr euch auf einen kleinen Fleck eures väterlichen Bodens schlafen, und versammlet

ſammlet euren Staub zu dem Staube eurer Voráltern. —

Es hat euch nie eingeleuchtet, was ihr einſt ſeyn werdet, die ihr dort ſchlummert. — Eure Kinder, die jetzt auf eurem Staube gehen, werden entſchlummern wie ihr — aber einſt muß die große Erndte erſcheinen — es kann nicht Blendwerk, kann nicht Täuſchung ſeyn. —

Sollte die große Natur, die kein Röhrchen, keine Faſer ohne Zweck und Abſicht ſchuf — hier ſo plötzlich aufhören nach Zweck und Abſicht zu handeln — ſollte ſie ewig ſäen, und ſäen, — ohne je zu erndten? — — ſollte dieß Erdenleben, deſſen ſo mancher nur wenige Stunden froh wird, ihr letzter Zweck ſeyn? —

Sind nicht die Gedanken des Menſchen, womit er die Ordnung und Harmonie in der ganzen Natur bemerkt, das Edelſte in der ganzen Natur? —

Und dieser reinste abgezogenste Stoff, auf dessen Bildung alle Eindrücke aus der Körperwelt unaufhörlich hinarbeiten, der sollte sich wieder, ohne nun weiter genutzt zu werden, mit der übrigen Körpermasse mischen? So verschwenderisch sollte die sonst so sparsame Natur zu Werke gehen, daß sie alle ihre Kräfte aufböte, um durch den umgebenden Körper den Geist eines Menschen zu bilden, den sie zugleich mit diesem Körper wieder zerstörte?

Zwar bildet sie im Frühling ein Blatt am Baume, ründet es sorgfältig, und versieht es höchst künstlich mit unzählichen Röhrchen, wodurch es seinen Nahrungssaft in sich saugt, und seine Bestandtheile sich vermehren — und eben dies Blatt läßt sie im Herbst wieder welken, abfallen, und in den Staub zertreten werden — denn sie liebt die Verjüngung; sie zerstört, um immer aufs neue wieder hervorzubringen — sie scheint das Altgewordene, das Verwelkte zu vernachläßigen — aber sie thut es nicht; sie läßt kein Stäubchen von dem Verwelkten verlohren gehen — und dann läßt

sie

ſie auch dasjenige, auf deſſen Wachsthum und Bildung ſie mehr Mühe gewandt zu haben ſcheint, immer länger dauren, als das, worauf ſie weniger Sorgfalt wendet. — Der Baum, der Jahre zu ſeinem Wachsthum bedurfte, dauert länger, als ſeine Blätter, die ein Frühling zur Vollkommenheit brachte. —

Zwar finden ſich die Beſtandtheile eines verwelkten, in Staub verwandelten Blattes vielleicht in Ewigkeit nie wieder ſo zuſammen, wie ſie einmal am Baume ſaßen, da das Blatt ſeinen vollkommnen Wachsthum erreicht hatte. — Aber die Natur wirkt den Stoff der verwelkten Dinge in einander, und formt ihn nach und nach zu neuen Weſen um. —

Nur ein Weſen, dem ſie Bewuſtſeyn und Selbſtgefühl verlieh, kann ohne ſeine gänzliche Vernichtung nie der Stoff zu einem andern Weſen werden. — Hier wäre alſo allein der Faden, der die Zerſtörung ſonſt immer an neues Daſeyn knüpft, gänzlich abgeſchnitten. — Hier

wäre

wäre Mangel an Zusammenhang, Verwirrung und Unordnung. —

Oder sollte ich lieber glauben, daß die Natur nur auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Körperwelt, als ihren eigentlichen Zweck hinarbeite, und daß die Erhöhung der Denkkraft und die Veredlung des Geistes, nur eine zufällige Folge bei dieser ihrer immerwährenden Bestrebung sey, woran sie selbst nie dachte, wodurch sie etwas Edleres hervorbrachte, als sie eigentlich hervorbringen wollte? —

Was sollte mich denn bewegen, so herabwürdigend von ihr zu denken, daß ich sie unter mich selbst herabsetzte, da ich sie in allen übrigen so viel weiser und verständiger, als mein eignes denkendes Wesen finde, daß ich kaum mit aller meiner Denkkraft ihrem großen Plane von ferne nachspähen kann, geschweige denn, daß ich an ihrer Stelle ihn hätte entwerfen können.

Es

Es scheint mir also, als ob das, was ich die Natur nenne, weiser und verständiger ist, als ich. — In so fern ich mir aber nun unter der Natur die Einrichtung der Dinge ausser mir denke, so wie sie ohne mein Zuthun sind, sehe ich wieder nicht, wie eine bloße Einrichtung an und für sich selber, schon als ein verständiges und weises Wesen betrachtet werden kann, noch wie sie sich selbst habe machen können. —

Hier bleib ich für jetzt mit meinem Nachdenken stehen — und ruhe sanft in dem Gedanken, daß ich in der Ordnung der Dinge mit getragen und erhalten werde, worin nur die Formen aber nicht die Bestandtheile der Dinge vernichtet werden. — Bei meinem denkenden Ich fällt selber Form und Bestandtheile in eins zusammen — wenn es also vernichtet wird, so muß es ganz vernichtet werden, ohne daß es irgend zu einem neuen Wesen je wieder umgearbeitet werden könnte; und weil nun alles in der Natur gegen eine solche Verschwendung streitet, so sichert mir das die Fortdauer meines Daseyns, bis neue Zweifel meine Ueberzeugung wankend machen.

Zweifel und Beruhigung.

Aber iſt es denn Verſchwendung in der Natur, wenn ſie einen menſchlichen Geiſt bloß deswegen bis zu einer der höchſten Stuffen der Vollkommenheit bildete, damit der hinterbleibende Abdruck deſſelben noch nach Jahrtauſenden ſich wieder in andern Geiſtern abdrückte, die ihre Vervollkommung wiederum auf kommende Geſchlechter fortpflanzen? —

Geht wohl die Spur irgend eines für die Welt verloſchnen menſchlichen Geiſtes ganz verlohren? Dauert ſie nicht in den unaufhaltſamen Folgen ſeiner geringſten Handlungen fort?

Die Erfindungen und Gedanken der einen Generation pflanzen ſich auf die andre fort. — Die Summe der menſchlichen Kenntniſſe wächſt

beſtändig an. — Die Natur ſcheint ihr Abſehn vorzüglich auf die Erhaltung und Vervollkommnung der ganzen Art gerichtet zu haben.

Sie will nur immer Leben, neues verjüngtes Leben. — Es ſoll nur immer ein Menſchengeſchlecht da ſeyn, indem ſie ſich auf tauſendfache Weiſe ſpiegelte, gleich viel, aus was für einzelnen Menſchen dieß ganze Geſchlecht beſteht.

Wenn nur grüne Blätter wieder da ſind, ſo kümmert es uns ja nichts, ob es dieſelben, die ſchon einmal da waren, oder andre ſind. —

Die junge Welt ſteigt empor, und freuet ſich ihres Daſeyns, ohne darüber zu trauren, daß die Vorwelt nicht mehr da iſt, und ohne über den Gedanken zu erſchrecken, daß ſie auch einſt nicht mehr da ſeyn wird.

In der ganzen Körperwelt iſt ohngeachtet des ewigen Kreislaufs von Veränderungen aller Weſen kein Stäubchen mehr noch weniger, als von Anfang darin war. —

Wie ist es denn mit der Geisterwelt? Nimmt diese denn ewig an der Anzahl ihrer einzelnen Wesen zu? — Wird sie mit dem Tode jedes Sterblichen neu bevölkert? Oder war sie schon von Ewigkeit wie jetzt? — Ist in ihr ein Kreislauf, wie in der Körperwelt, oder ein immer währendes Fortschreiten? —

Entsteht mit jedem Geiste, der in dem Körper durch die von allen Seiten zuströmenden Ideen genährt und aufgezogen wird, ein Wesen das vorher nicht da war? — Oder war es vorher da? — Und wenn es da war, warum ist es sich seines vorigen Zustandes nicht bewußt? — Wo ist seine vorige Selbstheit, sein voriges Ich geblieben? —

Wer rettet mich von dieser Fragesucht, die mich so unwillkürlich anwandelt — warum führen meine Gedanken mich in unübersehbare Labyrinthe? — Nie werde ich auf diese Art einen Ausweg finden. —

So will ich denn den Lauf meiner Gedanken hemmen, und meine Sinne dem Genuß der

schönen

schönen Natur eröfnen — ich will meine große Lehrerin fragen, und auf ihre sanfte Stimme horchen. —

Ich will sie am Wasserfall, in der Dunkelheit des Waldes und in ihren Höhlen und Felsengrotten belauschen — ich will sie beschwören mir das undurchdringliche Geheimniß meines Daseyns aufzuschließen. — So lange will ich aus ihrem reinem Lichtstrom schöpfen, bis meine Gedanken klar genug sind, um den milden Strahl der Wahrheit aufzufassen.

Morgen in der Frühe will ich jenen Berg besteigen, und der kommenden Sonne entgegen sehen — bis dahin soll es stille seyn in meiner Seele, damit ich durch den erquickenden Schlummer der Nacht zum neuen Denken gestärkt erwachen möge!

Leben und Wirksamkeit.

Bestimmung der Thatkraft.

Dein großer Plan sey, täglich auf deine innere Vervollkommnung hinzuarbeiten; nicht Glückseligkeit von außen in dich hinein zu zwingen, sondern aus dir selbst um dich her zu verbreiten; so kann es dir nie fehlen; so muß ein immer währendes Interesse alle deine kleinsten Begebenheiten durchflechten.

Und solltest du denn auch dein ganzes Leben hindurch allein stehen, und nie in den Zusammenhang der menschlichen Dinge eingreifen können, dürfen, oder wollen: so bedenke das: einen vollkommenen Menschen hervorzubringen ist an und für sich schon der höchste Endzweck der Natur; mag dieser vollkommene Mensch nun du selbst, oder ein anderer seyn, genug, wenn er nur da ist, daß die vollkommene Natur sich in ihm spiegeln kann.

Dafür

Dafür, daß du dich durch mühsame und ungewöhnliche Anstrengung deiner Kräfte über das thierische Leben erhebst, wirst du auf eine oder die andere Weise, die belebende Seele von einem Haufen von Menschen seyn, die an sich selbst fast nur Körper sind, und also einer belebenden Seele bedürfen, um den Bewegungen ihres Körpers eine gewisse Richtung zu irgend einem großen Zwecke zu geben.

Auf dein Geheiß wird sich ihr Fuß empor heben, und ihre Hand ausstrecken; dein Wille wird ihr Wille, dein Verstand ihr Verstand seyn.

Sie sind nicht unglücklicher wie du, aber du fühlst dich glücklicher wie sie; sie genießen bloß, weil sie nicht streben wollen; du strebst und genießest.

Dein Herrschen soll aber darinn bestehen, daß du die immer besser und weiser machst, die du beherrschest, und sie dir immer mehr gleich zu machen suchst.

Darum erhieltest du ein Uebermaß von Kräften, damit Leben und Wirksamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht sind.

Wie das Wasser strebt in seine Fläche, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, so wirken die moralischen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit.

Stürme brausen, Ströme stürzen sich von Felsen, durchbrechen Dämme, überschwemmen Städte, und wälzen sich dann ruhig wieder in ihren angewiesenen Ufern hin.

Nur der ist unglücklich, der noch nicht in seinem Gleise ist; es sey nun das gewöhnliche oder excentrische. Der noch hin und her wankt, eh er sich zu der gehorchenden oder befehlenden Parthey schlagen soll, weil niederziehende Trägheit und angebohrne Kraft sich einander das Gleichgewicht halten. Wehe dem, der sein ganzes Leben hindurch zwischen diesen Klippen kreuzt.

Im-

Immerwährender Sturm iſt in der Seele deſſen, dem die erſtickte Flamme im Buſen lodert.

Fühlſt du ein unüberwindliches Streben nach etwas Großem in dir, ſo darf ich dir nicht erſt ſagen, daß du dieſem Streben freien Lauf laſſen ſollſt, eben ſo wenig, wie ich es dem Strome erſt verſtatten darf, daß er Dämme durchbricht.

Soll das Leben erträglich werden, ſo muß erſt Intereſſe hineinkommen, eben ſo wie in ein Schauſpiel, wenn es uns nicht unausſtehliche Langeweile machen ſoll. Intereſſe erhält es aber allein dadurch, wenn alles Einzelne darin zu einem Ganzen übereinſtimmt, und wenn ſelbſt das Kleine und Unbedeutende Mittel zu irgend einem großen Zweck wird.

Der Taglöhner kömmt über das Bedürfniß eines ſolchen erhabenen Intereſſe des Lebens hinweg, indem er genöthigt iſt, zur Erhaltung ſeines thieriſchen Lebens ununterbrochen zu ar-

beiten, ohne daß er die Zeit oder die Luſt hätte über ſeinen Zuſtand nachzudenken.

Wem dies thieriſche Leben nicht gnügt, der kann kein Taglöhner bleiben, ſondern arbeitet ſich aus dem Staube empor, um über die Taglöhner zu herrſchen.

Gelingt ihm diß nicht, ſo iſt er unglücklich, und das Leben iſt ihm eine Laſt.

Aber was zugleich mit Klugheit und Eifer unternommen wird, gelingt faſt immer. Der Eifer muß die Klugheit beſeelen, wenn ſie ſicher leiten ſoll. Ja, der wahre Eifer zwingt zur Klugheit; je ſtärker jemand etwas wünſcht, deſto weniger wird er der dazu gehörigen Mittel zu verfehlen ſuchen.

Festigkeit.

Ein fortdauernder wehmüthiger Zustand ziemt einem Manne nicht; nur die Anstrengung, womit er selbst seine Wehmuth zu unterdrücken sucht, erregt unser Mitleid.

Eben das ist auch der Fall mit der Freude: man fühlt sich nie ruhig, bis man sich durch einen Gedanken an die Ungewißheit und Vergänglichkeit aller-menschlichen Dinge, erst in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann ist man auch erst wieder fähig, außer sich zu wirken, und mit Klugheit dabei zu Werke zu gehen.

Wer mit der meisten Resignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet sicher am besten. Unruhe und Sorgen plagen den, der sich über

seine

seine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn sie unglücklicher Weise vergeblich seyn sollte. Nur der arbeitet sicher und ruhig bei dem größten Plane, der das magna voluisse juvabit mit völliger Resignation von sich sagen kann.

Eine

Eine Vergleichung zwiſchen der phyſikaliſchen und moraliſchen Welt.

In der natürlichen Welt, die mich umgiebt, iſt Pflanzen, Bäumen und Kräutern, und Thieren, vom Gröſten bis zum Kleinſten, iſt alles ordnungsvoll und planmäſig, voller Licht und Klarheit, wie die alles belebende Sonne.

Die Thier- und Pflanzenwelt ſteigt ruhig vor meinem Blick empor, und ſinkt wieder in ſanfte Auflöſung hin, um einer nachfolgenden Platz zu machen. —

Zwar würgt der Wolf das Lamm — aber er würgt es nicht anders, als der Sturmwind die Blätter des Baumes verweht — daß der Wolf das Lamm aus Hunger würgt, iſt eben

so

so natürlich, als wenn das Lamm jetzt vor Hunger stürbe —

Der wiederkäuende Ochse ruht in der schwülen Sonnenhitze auf der Wiese im Grase, und fürchtet den Tag seines Todes nicht. —

Wo ich hinblicke, sehe ich Vollendung des angefangnen, ganzes vollständiges Leben im gegenwärtigen Augenblick. — Da ist nichts abgerißnes, nichts zerstücktes, noch unzweckmäßiges. —

Ich werfe von der mich umgebenden Natur einen Blick in die moralische Welt; auf menschliche Verbindungen, Aussichten, Plane, Entwürfe — und schaudere vor der Vergleichung zurück. —

—

Hier ist alles Verwirrung, Unordnung — zweckloses Streben — bauen um zu zerstören — wechselseitiges Aufreiben, mit Absicht und Vorsatz — innere Mißbilligung — thätige Aeußerung — Sünde — Verbrechen — Laster. —

Ist

Ist denn die ganze moralische Welt mit allen ihren Verbindungen und Einrichtungen etwa ein bloßer Auswuchs des wohlgeordneten Ganzen — eine Mißgeburt dieser sonst so herrlichen Schöpfung?

Und doch wieder, was ist edler als der Mensch, wenn er unschuldig, wenn er wahr und offen ist? — Wo sind denn die Goldminen die seinen Werth aufwiegen können? —

Aber wozu denn nun alle jene im Staube kriechenden, den Staub leckenden Insekten? — wozu die Welt voller kriechenden Eigennutzes, gegen eine einzige große, edle, uneigennützige Seele, die sich, wie durch Zufall, einmal aus dem Haufen empor arbeitet, und gleichsam ein Wesen fremder Art wird, das die übrigen nicht allzulange unter sich dulden? — wozu die Millionen stechenden Mückenschwärme, in diesem schön erleuchteten Weltall? — wozu der tragikomische Krieg aller gegen einen, und eines jeden einzelnen wieder mit sich selber? — wozu dieß burleske Spiel der menschlichen Leidenschaften

ten, das Prozesse, Hochgerichte, Krieg, Verwüstung und Tod über die Erde bringt, und die reine edle Natur befleckt?

Ist denn das Menschengeschlecht eine so ungeheure zusammengewerfene Masse von Schlakken, die erst hinweg schmelzen müssen, ehe ein kleines Stückchen Gold zum Vorschein kommt?

Oder ist das Menschengeschlecht nun einmal ein so sonderbares vielköpfigtes Produkt der Natur, worin das viele eins, und das eine nothwendig viel werden muß. —

Ist der einzelne Mensch etwas oder nichts? Sollen die Köpfe eines Leibes sich mit einander besprechen, und Berathschlagungen pflegen, oder soll jeder Kopf und Leib nur eins seyn? — Was ist unnatürlich, Vereinzelung oder Vereinigung des Menschen? — Ist der einzelne Mensch ein vollständiges Ding, ein Ganzes? Oder ist eine Familie, ist erst ein Staat ein Ganzes? — Ist der einzelne Mensch eine unnatürliche Zerstückelung, oder ist der Staat eine

un-

unnatürliche Zuſammenſtellung? — Herrſcht nicht eben der innerliche Krieg, eben das ewige Mißverſtändniß mit ſich ſelber, in der einſamen Zelle, in den Familien, und in den Staaten?

Die letzte Freistadt des Weisen.

Beobachten — sich über die Dinge erheben, wodurch man sonst mit ins Spiel gezogen wird — und nun mit Seelenruhe darauf achten — dieß bleibt das ewige Antheil des Weisen, das ihm kein Zufall rauben, ein Ersatz für jede Entbehrung, der ihm durch nichts verleidet werden kann. —

Als jenem edlen Römer, mitten im ruhigen Genuß des Lebens, da er lachend und scherzend im Kreise seiner Freunde saß, auf Befehl des Tyrannen sein Todesurtheil angekündigt wurde, und der Scharfrichter, welcher es an ihm vollstrecken sollte, auch schon bereit stand; so ging er mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele zum Tode die seine Freunde in ein betäubendes Erstaunen setzte. —

Auf Befragen: wie ihm zu Muthe sey? — gab er zur Antwort: Er faße jetzt alle seine Gedanken zusammen, um auf den Punkt recht aufmerksam zu seyn, wo nun sein gegenwärtiges Daseyn in ein anderes Daseyn wirklich übergehen würde. —

Dieser entschloßene Sterbliche, mußte wohl zwey Dinge gelernt haben, denen er jene Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele, noch in der letzten Stunde seines Lebens verdankte:

Erstlich, sich der Nothwendigkeit unterwerfen,

und

Zweytens, wenn ihm sonst nichts mehr übrig blieb, — doch noch ruhiger Beobachter zu seyn. —

Ohne Unterwerfung unter die Nothwendigkeit, findet kein ruhiges Beobachten statt — Diese ist die einzige nothwendige Stütze des ruhigen festen Denkens. —

Beobachten, ist die einzige Seelenthätigkeit,

die uns in Ermanglung aller andern, bis an den letzten Hauch unsers Lebens übrig bleibt —

Warum lernen wir also, bey dem furchtbaren Wechsel der Dinge, nicht unser Glück in dem suchen, was uns durch keinen Wechsel der Dinge entrissen werden kann? — Warum üben wir uns nicht von Kindheit auf, in dieser großen Kunst, die uns, wie jenen edlen Römer, sterben lehrt! —

Das ruhige Beobachten ist zugleich mit einem großen, erhabenen Gefühl verknüpft, das uns über diese Erde und alle die kleinen Verhältnisse des Lebens hinweg versetzen kann. Durch diese Seelenruhe wird unser Blick gestärkt, das Ganze zu umfassen, und unparteyicher von einem Zusammenhange der Dinge zu urtheilen, in welchen wir uns nicht mehr verflochten denken —

Das ruhige Beobachten aber ist eine Kunst, die wir täglich, bey allen unangenehmen und

angenehmen Vorfällen üben können, und die beſtändig unſern Geiſt veredlen wird. —

Bey den unangenehmen Vorfällen, die wi nicht ändern können, wird es uns, auch für die bitterſte Nothwendigkeit, der wir uns unterwerfen müſſen, Erſatz ſeyn, daß wir wenigſtens unſere Denkkraft beſchäftigen, indem wir kaltblütig unterſuchen, worin nun die Nothwendigkeit desjenigen was nicht mehr geändert werden konnte, eigentlich gegründet war? —

Eine widrige Meinung, welche z. B. Menſchen von denen unſer Glück abhängt von uns hegen, iſt fürs erſte eine Nothwendigkeit, der wir uns, ſo wie der Kälte, dem Regen und dem Sturmwinde, unterwerfen müſſen — die wir mit keiner Gewalt umſtoßen können —

Nach dem wir nun einmal reſignirt ſind, und uns dieſer bittern Nothwendigkeit unterworfen haben — ſo ſind wir nun im Stande kaltblütig nachzudenken: wie doch wohl dieſe

widrige Meinung von uns in den Köpfen dieſer Leute entſtanden ſeyn mag? —

Und eben bey dieſer kaltblütigen Unterſuchung wird man vielleicht am erſten auf Mittel ſtoßen, wodurch dasjenige, wovon man anfänglich glaubte, daß es nicht zu ändern ſey, oft mit leichter Mühe geändert werden kann. —

Bey angenehmen Vorfällen ziehet uns das ruhige Beobachten aus dem Wirbel der Dinge heraus, der uns ſonſt unaufhaltſam mit ſich fortreißt; es erhöht unſer Selbſtgefühl, und macht uns in jedem Augenblick beſſer und weiſer. —

Das ruhige Denken muß eine Unterlage haben, wovon es ausgeht — mit dieſer Unterlage müſſen wir jede Minute unſers Lebens, ohne räſonniren zu dürfen, in Richtigkeit ſeyn. — Nun iſt aber die Nothwendigkeit gerade eine Sache, womit ſich weder zanken, noch über welche ſich weiter räſonniren läßt. — Das Räſonnement kann alſo in jedem Moment des Lebens

bens am bequemſten und leichteſten hievon ausgehen. —

Ich denke mir den Zuſammenhang der Dinge fürs erſte, als ein Weſen, das bloß ſtärker iſt, als ich, dem ich mich alſo auf alle Fälle unterwerfen muß — und da ich nun hierin einmal reſignirt bin, ſo habe ich erſt hinlängliche Ruhe und Muße, um über dieſen Zuſammenhang der Dinge weiter kaltblütig nachzudenken — jeder Schimmer von Zweckmäßigkeit, Ordnung, und Abſicht, den ich nun erblicke, iſt mir gleichſam ein angenehmer Fund, ein Gewinn, der meine Erwartung übertrift, welche auf das Schlimmſte ſchon einmal gefaßt war.

Die Macht des Unglücks.

Macht das Glück fröhlich — so macht das Unglück weise —

Und die Weisheit macht doch am Ende, trotz dem Unglück, wieder fröhlich — sie frägt: was ist Unglück?

Armuth und Niedrigkeit?! — thörichter Wahn! — Wie kann ein Mensch arm und niedrig seyn. —

Krankheit? — Was kann mir Krankheit rauben, als einen vorbeyrauschenden Genuß? Kann sie mir wohl die Standhaftigkeit, die Geduld, womit ich Schmerzen trage, oder irgend eine andere errungene Tugend, oder einen Vorzug meines Geistes rauben, der doch weit edler, als ein vorbeyrauschender Genuß ist?

Meine

Meine Denkkraft, worin ich mich gesichert fühle, kann sie mir nicht rauben, denn diese Denkkraft bin ich selbst, — und habe sie selbst — kein anderes Wesen außer mir hat sie; sie könnte also nur einem Undinge geraubt werden — was heißt das anders, als, sie kann gar nicht geraubt werden. —

Alles was ich habe, kann ich verlieren, aber nichts, was ich bin. — Das Unglück kann seine Macht nie auf das erstrecken, was ich bin. Kann ich mich denn also nicht in jedem Augenblicke, wo es mir gefällt, in diesen Mittelpunkt meines Daseyns zurückziehen, der dem Unglücke keinen einzigen Berührungspunkt darbietet? —

Und dulden die Menschen wohl irgend eine Widerwärtigkeit, als weil sie sie dulden wollen? — weil ihnen das Spiel worin ihre Leidenschaften wechselsweise gesetzt werden, bey aller ihrer Traurigkeit, immer noch behäglicher ist, als die unerschütterliche Ruhe des Weisen, der sich zuweilen selbst gern wieder unglücklich fühlet, und freywillig Schmerz und Traurigkeit empfindet, um sich von der Weisheit gleichsam einige Augenblicke wieder zu erhohlen. —

Das Edelſte in der Natur.

Was giebt es Edleres und Schöneres in der ganzen Natur, als den Geiſt des Menſchen, auf deſſen Vervollkommnung alles übrige unabläßig hinarbeitet, und in welchem ſich die Natur gleichſam ſelbſt zu übertreffen ſtrebt.

Denn die Natur, welche den menſchlichen Geiſt gebildet hat, genügt ihm zuletzt nicht mehr — er ruft in der Schöpfung, die ihm umgiebt, eine neue Schöpfung hervor. —

Die Bäume die ihm Schatten gaben, müſſen ſich nun, ihres Schmucks beraubt, und in Bretter und Balken verwandelt, zu künſtlichen Wohnungen für ihn zuſammenfügen; ſie müſſen ſich zu einem Sitze krümmen, oder ihre glatte Fläche vor ihm erheben, um die Speiſen ſeinem Munde, und die Arbeit ſeinen Händen und ſeinen Augen näher zu bringen.

Mitten

Mitten im Schooße der Natur ſteigt zwiſchen Bergen, Thälern und Flüſſen, plötzlich eine Stadt empor mit Palläſten, Statüen, Gemählden, Tempeln, Schauſpielen, Muſik und Tanz. —

Durch wen entſtand dieß große Zauberwerk? Die gütige Natur ſchuf und bildete den menſchlichen Geiſt, und brachte das mittelbar durch ihn hervor, was ſie ſelbſt unmittelbar nicht würde hervorgebracht haben. —

Sie ließ es ſich wohlgefallen, daß der Menſch ihre Wälder zu Städten und Dörfern, ihre Felſenbrüche zu Palläſten und Thürmen umſchuf. — Denn das Größte, was er unternehmen konnte, brachte noch keine Aenderung in ihrem großen Plane hervor. —

Warum ſollte ſie ihm nicht vergönnen, in ihrem unermeßlichen Pallaſte ſein Neſt zu bauen? —

Der ſchöpferiſche Geiſt des Menſchen ahmt die große Natur im Kleinen nach; beſtrebt ſich,

durch

durch die Kunst ihre Schönheiten im verjüngten Maßstabe darzustellen, und wähnt wohl gar, sie zu übertreffen und zu verschönern — aber die Natur sieht lächelnd seinem Spiele zu, und läßt ihn eine Weile seine kleine Schöpfung anstaunen — dann verschwemmt sie, was er schuf, in dem Strome der Zeiten, und läßt wieder neue Werke der Kunst unter fremden Himmelsstrichen emporsteigen, um sie auch dereinst wieder in Vergessenheit zu begraben. — Sie aber ist sich immer gleich und jugendlich — ihr sanfter Hauch erquickt mit jedem Frühling die Erde, ihr belebender Strahl weckt mit jedem Morgen die schlummernde Welt zu neuer Thätigkeit.

In ihrem mütterlichen Schooße erzieht sie ein Menschengeschlecht nach dem andern, und bildet unzählige Geister zu höherer Vollkommenheit, deren sterbliche Hülle sie dann wieder mit dem Staube mischt, aus dem sie unaufhörlich Wachsthum und neues Leben hervorruft.

Sollte nun die sonst so sparsame Natur mit so vielem Aufwande den menschlichen Geist gebildet

bildet haben, um Statüen, Tempel und Gemählde durch den menschlichen Geist hervor zu bringen, weil sie ihn selbst eben durch diese Ausübung seiner schaffenden Kraft vollkommener machen wollte?

Sollte alle das Gewirre in der bürgerlichen Welt keinen Zweck haben, als sich selbst — wer könnte dann diesen Knoten lösen?

Arbeitet die Natur nicht unaufhörlich auf Veredlung und Verfeinerung des gröbern Stoffes hin? — Ist Gold nicht edler als Silber und der Geist nicht edler als Gold? —

Kann die Natur etwas Erhabeneres hervorbringen, als einen Menschen, der sagen kann:

> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, aber schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Ist es nicht die Krone ihres Werks, von einem Wesen, das sie schuf und bildete, so angeredet — so gedacht zu werden?

Wer

Wer kann sie fassen, wer kann sie lieben, als der Geist des Menschen?

O hier ist eine Goldgrube, reicher als alle Berge von Peru. — Hier bildet sich das edelste Metall von ächtem inneren Gehalte, wogegen der Glanz des feinsten Goldes schwindet.

Ob nun gleich der Mensch so oft seinen Werth verkennt, und über die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse, unter Arbeit und Sorgen, sein geistiges Wesen ganz vergißt, so leitet ihn dennoch die gütige Natur durch alle das Gewirre der Geschäfte und die Krümmungen des Lebens, unvermerkt dem großen Endzwecke näher, wozu sie ihn schuf. —

Jeder Stand, jede Beschäftigung im Leben giebt unvermerkt dem Geiste Nahrung, indem durch tausend zufällige Veranlassungen die Denkkraft der Seele geübt wird, Schlüsse, Entwürfe und Pläne zu machen, ihre Ideen zu ordnen, ein Ganzes zu übersehen, und sich die Dinge in der Welt aus dem rechten Gesichtspunkte vorzustellen.

Ohne

Ohne selbst daran zu denken, übt der Mensch stündlich und augenblicklich seine Denkkraft; und vom Könige der sein Volk beherrscht, bis zum Hirten, der seine Heerde weidet, ist von dieser immerwährenden Wohlthat der Natur niemand ausgeschlossen.

Wenn das Messer nur scharf schneidet, was liegt denn an dem Steine, worauf es gewetzt ward? —

Da nun aber der Geist des Menschen so sehr ausser sich wirkt, daß er sich oft in den Dingen die ihn umgeben verschwimmt, und anfängt, sie für höher als sich selbst und Wesen seiner Art zu halten, so ist es nöthig, daß er auf alle Weise in sich selbst und auf seinen eignen Werth zurückgeführt werde.

Ernstes Nachdenken muß hier, wie die Arzney bey einer körperlichen Krankheit, der Natur zu Hülfe kommen, und ihre Endzwecke zu befördern suchen.

Der

Der Menſch muß es wieder empfinden lernen, daß er um ſein ſelbſt willen da iſt — er muß es fühlen, daß bey allen denkenden Weſen, das Ganze eben ſo wohl um jedes Einzelnen willen, als jedes Einzelne um des Ganzen willen da iſt.

Die Natur giebt uns alſo ſelbſt den beſten Fingerzeig, wo wir das wahre Edle und Schöne aufſuchen und befördern ſollen. — Alles was ſie hervorbringt, erreicht erſt dann den höchſten Gipfel ſeiner Vollkommenheit, wenn es ſich irgend einem menſchlichen Geiſte darſtellt, der im Stande iſt, dieſe Vollkommenheit zu begreifen.

Wir haben alſo nun einen feſten Geſichtspunkt, auf welchen wir alles beziehen können — es kömmt nur in ſo fern auf die Veredlung und Verfeinerung der ſchönen Kunſtwerke an, als der menſchliche Geiſt durch die Betrachtung dieſer Kunſtwerke veredelt und verfeinert werden kann.

Alle Wiſſenſchaften und Künſte, die ſeit Jahrtauſenden erfunden ſind, müſſen ſich in dieſen Punkt vereinigen. —

Und es ist wohl einmahl Zeit, daß der Mensch, das hin und herzerstreute, bisher so oft vernachlässigte, und gemißbrauchte, in diesem einzigen erhabenen Gesichtspunkte zusammen fasse, und es darnach schätzen lernte.

Es muß nothwendig ein gemeinschaftlicher Faden, durch alle das Mannichfaltige, was in den Köpfen von Millionen Menschen zerstreut ist, durchlaufen, um es zu einem gewissen festen Endzwecke zusammen zu knüpfen, und es nach seinem verhältnißmäßig größern oder geringern Einfluß auf die allgemeine Bildung des menschlichen Geistes zu ordnen.

Der einzelne Mensch muß schlechterdings niemals als ein bloß nützliches sondern zugleich als ein edles Wesen betrachtet werden, das seinen eigenthümlichen Werth in sich selber hat, wenn auch das ganze Gebäude der Staatsverfassung, wovon er ein Theil ist, um ihn herwegfiele.

Der Staat kann eine Weile seine Arme, seine Hände brauchen, daß sie wie ein unter

geordnetes Rad in die Maschine eingreifen — aber der Geist des Menschen kann durch nichts untergeordnet werden, er ist ein in sich selbst vollendetes Ganze.

Baumstämme mögen sich behauen und beschneiden lassen, um zu dem Ganzen eines Gebäudes in einander gefugt zu werden. — Der Mensch soll keinen Gran von den Vorzügen seines Wesens verlieren, um in irgend ein Ganzes, daß außer ihm ist, gepaßt zu werden, da er selbst für sich das edelste Ganze ausmacht.

Daß ich denke und den Werth meines Daseyns fühle, will ich nicht dem Zufall danken, der mir gerade unter dem Theile des Menschengeschlechts einen Platz anwieß, der sich den gesitteten Theil nennt — ich stelle mich auf die unterste Stufe, worauf mich der Zufall versetzen konnte, und gebe keinen von meinen Ansprüchen auf die Rechte der Menschheit auf. Ich fodre so viel Freiheit und Muße, als nöthig ist, über mich selbst, über meine Bestimmung, und meinen Werth als Mensch zu denken.

Eins der größten Uebel, woran das Menschengeschlecht krank liegt, ist die schädliche Absonderung desselben, wodurch es in zwey Theile zerfällt, von welchem man den einen, der sich erstaunliche Vorzüge vor dem andern anmaßt, den gesitteten Theil nennt.

Dieser Theil scheint sich für den Zweck der Schöpfung, und alle übrige Menschen für untergeordnete Wesen zu halten, die deswegen im Schweiß ihres Angesichts die Erde bauen, damit es Rechtsgelehrte, Staatsmänner, Priester, Künstler, Dichter und Geschichtschreiber geben könne, von deren geistigen Beschäftigungen, und verfeinerten Vergnügungen, jene Bebauer des Feldes nicht einmal die Nahmen wissen.

Aber auch selbst in den gesitteten Ständen betrachtet immer ein Theil dem andern mehr als bloß brauchbare und nützliche Wesen — so denkt man sich immer einen Theil von Menschen, als ob er bloß um des andern Willen da wäre — dies geht ins unendliche fort, und

warum denn nun zuletzt alle da sind, bleibt unausgemacht. —

Diese falsche Vorstellungsart hat fast in alle menschlichen Dinge ein schiefe Richtung gebracht. — Die herrschende Idee des nützlichen hat nach und nach das Edle und Schöne verdrängt — man betrachtet selbst die große erhabne Natur nur noch mit kameralistischen Augen, und findet ihren Anblick nur interessant, in so fern man den Ertrag ihrer Produkte überrechnet. —

Bey der Einrichtung der Stände und Gewerbe, ist nicht die Frage, in wie fern dieser Stand oder dieß Gewerbe auf die Menschen, die es treiben zurück wirkt, den Körper und den Geist schwächt oder gesund erhält, und die Endzwecke der Natur zur Bildung des menschlichen Geistes hintertreiben oder befördern hilft, sondern man scheint immer einen Theil der Menschen als ein bloßes Werkzeug in der Hand eines andern zu betrachten, der wieder in der Hand eines andern ein solches Werkzeug ist, und so fort. —

Da z. B. eine Zeitlang das Erziehungsgeschäft zum herrschenden Gedanken in unsern Köpfen geworden war, so war die Welt, welche erst erzogen werden sollte, das einzige, worauf man sein Augenmerk richtete — die erziehende Welt, welche doch auch nun einmal da war, wurde in Ansehung ihrer eignen Bildung und Veredlung wenig oder gar nicht in Erwägung gezogen. — Da es doch ganz unmöglich ist, daß ein Theil von Menschen den andern veredlen kann, wenn er nicht selber erst veredelt worden ist.

Bei den Methoden die man vorschrieb, nahm man nur auf den Zögling, nicht auf den Erzieher Rücksicht. — Es blieb dem Zufall überlassen, ob die Methode so eingerichtet war, daß zugleich der Geist des Erziehers, indem er sie auf seinen Zögling anwandte, dadurch zu Fortschritten in der Vollkommenheit veranlaßt wurde oder nicht.

Man erweg nicht daß bei dem Erziehungs-Geschäft die Bildung des Erziehers durch dasselbe

be eben ſowohl Zweck iſt, als die Bildung des Zöglings, und daß die letztere ohne die erſtere gar nicht erreicht werden kann.

Soll ein Lehrer ſich z. B. zu den geringen Fähigkeiten ſeiner Schüler herablaſſen, ſo muß ihm nothwendig zugleich ein Weg vorgezeichnet werden, wie er ſelbſt aus dieſer Herablaſſung für die Bildung ſeines eigenen Geiſtes Vortheil ziehen, und durch dieſelbe z. B. ſeine Ideen mehr verdeutlichen, ſeine Denkkraft zu neuer Anſtrengung vorbereiten könne, u. ſ. w.

Welch eine andre Geſtalt würden alle menſchlichen Dinge gewinnen, wenn man auf die Weiſe bei allen Einrichtungen, die gemacht werden, jeden einzelnen Menſchen immer zugleich als Zweck und Mittel, und nicht bloß als ein nützliches Thier, betrachtete.

Daß nun jeder einzelne Menſch, wenn er ſeinen Antheil von Kräften zur Erhaltung des Ganzen aufgewandt hat, ſich auch als den Zweck dieſes Ganzen betrachten lerne, und

auch von jedem andern so betrachtet werde — darinn besteht eigentlich die wahre Aufklärung, welche nothwendig allgemein verbreitet seyn muß, wenn sie nicht als bloße Täuschung und Blendwerk betrachtet werden soll.

Hier steht nun wieder jene schädliche Absonderung zwischen dem sogenannten gesitteten Theile der Menschen, und dem welcher nicht so heißt, im Wege.

Und überhaupt hat man bei den menschlichen Einrichtungen größtentheils schon im Zuschnitte des rechten Zwecks verfehlt. — Da sie aber nun einmal da sind, so muß man sich freilich den bittern Trank, so gut wie möglich, zu versüßen streben.

Das kann man aber durch den tröstenden Gedanken, daß es keinen Stand in der Welt giebt, der dem Menschen die Macht rauben könnte, die wahren Vorzüge seines Geistes zu empfinden, über die Verhältnisse der Dinge und ihren Zusammenhang Betrachtungen anzu-

ſtellen, und ſich mit einen einzigen Schwunge ſeiner Denkkraft über alles das hinwegzuſetzen, was ihn hienieden einengt, quält und drückt. —

Die Signatur des Schönen.

Als Philomele ihrer Zunge beraubt war, webte ſie die Geſchichte ihrer Leiden in ein Gewand, und ſchickte es ihrer Schweſter, welche es auseinanderhüllend, mit furchtbarem Stillſchweigen die gräßliche Erzählung laß.

Die ſtummen Charaktere ſprachen lauter, als Töne, die das Ohr erſchüttern; weil ſchon ihr bloßes Daſeyn von dem ſchändlichen Frevel zeugte, der ſie veranlaßt hatte.

Die Beſchreibung war hier mit dem Beſchriebenen eins geworden — die abgelößte Zunge ſprach durch das redende Gewebe.

Jeder mühſam eingewürkte Zug ſchrie laut um Rache, und machte bei der mitbeleidigten Schweſter das mütterliche Herz zum Stein. Keine rührende Schilderung aus dem Munde irs

gend eines Lebendigen, konnte so, wie dieser stumme Zeuge, würken.

Denn nichts lag ja dem Unglück der weinenden Unschuld näher, und war so innig damit verwandt, als eben dieß mühsame Werk ihrer Hände, wodurch sie allein ihr Daseyn kund thun, und ihre Leiden offenbaren konnte.

Eben darum konnte es seiner schrecklichen Wirkung nicht verfehlen. —

So war dem unglücklichen Weibe des Kollatinus nichts näher als ihr Gatte und ihr Vater selbst welche durch die bloße Erzählung ihres beweinenswerthen Schicksals ein ganzes unterdrücktes Volk gegen die Macht der Tyrannei empörten, und die erloschne Freiheitsliebe in aller Busen wieder weckten. Mit seiner eignen unschuldigen Tochter Blut bespritzt, durfte Virginius nur den Mund eröfnen, um alles zur lebhaftesten Theilnehmung an seiner Erzählung hinzureißen — nur durch die einfachste Beschreibung der jammervollen Scene, konnte

er

daſſelbe Volk noch einmahl bewegen, das Joch der Knechtſchaft von ſich abzuſchütteln.

Eben das nahe Band, welches den überlebenden Gatten und Vater an jenes Schlachtopfer der willkürlichen Herrſchaft knüpfte, machte daß die Erzählung zugleich mit der erzählten Sache, auf die Gemüther würkte, und bis ins innerſte ſie erſchütterte.

Denn aus den theuren Ueberlebenden flehte der Mund der Todten ſelbſt die menſchliche Natur um Mitleid an.

Aber wer kann dem Vater, wer dem Gatten nacherzählen? — Wer ſo rührend Philomelens Unglück ſchildern, als das Tuch worin ſie ſelbſt es würkte.

Daß ſie es in dieß Tuch würkte, macht ja ſelbſt den rührendſten Zug in der Schilderung ihrer Leiden aus.

Und die Beſchreibung durch Worte muß ſich hier begnügen, daß blos anzudeuten, was

durch

durch ſein Daſeyn ſelber mehr als Worte, ſagt. Wer den Schmerz des Virginius würdig beſchreiben wolte, müßte entweder, wie der Schauſpieler, ſtreben, auf eine Zeitlang durch ein künſtliches Vergeſſen ſeiner ſelbſt, und durch das darſtellende Mitgefühl fremder Leiden ſo viel wie möglich, ſelbſt wieder dieſer Virginius zu ſeyn. Oder er müßte, wie der bildende Künſtler, einem der ſtehenden Momente Dauer geben, welcher deswegen am ſtärkſten die Seele erſchütterte, weil in allem, was in ihm auf einmal ſich dem Auge darſtellt, immer eines durch das andere, ſo wie das Ganze durch ſich ſelber, redend und bedeutend wird.

Der Geſchichtsſchreiber hebt, durch die einfache Erzählung des Vorhergehenden und Nachfolgenden einen ſolchen Moment heraus; durch die ſimple Erwähnung der Umſtände, welche die Begebenheit veranlaßten; durch die Beſchreibung des Eindrucks, welchen der Anblick dieſer Scene auf die Gemüther machte, und der wichtigen Folgen, welche dieſer Eindruck nach ſich zog.

Durch

Durch die Hand des bildenden Künſtlers dargeſtellt, kann Progne, von dem aufgerollten Gewebe ihrer Schweſter, auf den neben ihr ſtehenden ſchmeichelnden Knaben, einen Blick werfen, der den gräßlichen Vorſatz ihrer Seele ſchon in dem erſten Augenblick ſeiner Geburt enthüllt.

Das Vorhergehende und Nachfolgende dieſes Moments, in ſo fern es noch durch Worte bezeichnet werden kann, beſtimmt für die Imagination des bildenden Künſtlers den Ausdruck, der nun über allen fernern Ausdruck durch Worte erhaben iſt, welche eben da aufhören müſſen, wo das ächte Kunſtwerk anfängt. Denn darinn beſteht ja eben das Weſen des Schönen, daß ein Theil immer durch den andern und das Ganze durch ſich ſelber, redend und bedeutend wird — daß es ſich ſelbſt erklärt — ſich durch ſich ſelbſt beſchreibt — und alſo auſſer dem bloß andeutenden Fingerzeige auf den Inhalt, keiner weitern Erklärung und Beſchreibung mehr bedarf.

Sobald ein ſchönes Kunſtwerk, auſſer dieſem Fingerzeige, noch einer beſondern Erklärung

bedürfte, wäre es ja eben deswegen schon unvollkommen: denn das erste Erforderniß des Schönen ist ja eben seine **Klarheit**, wodurch es sich dem Auge entfaltet.

Das in die Hülle der Existenz, gleich dem Electrischen Funken, verborgne Schöne findet allenthalben statt, und dient der häßlichsten Oberfläche sehr oft zur Unterlage — wo also die Kunst es auf der Oberfläche darstellen will, muß sie es auch nothwendig **ganz** entwickeln, und es gleichsam **aus sich selbst** enthüllen.

Wo dann das ächte Schöne sich uns entfaltet, da ist es durch sich selbst die vollkommenste Erklärung der Vollkommenheit, die im Innern der Natur verborgen, unter tausend Gestalten lauscht, und mehr oder weniger sich unserm Blick entzieht.

Es ist eine deutliche Beschreibung dessen, was unserer Sterblichkeit nur dunkel ahndet. —

Das Licht, worinn sich uns das Schöne zeigt, kömmt nicht von uns, sondern fließt von

dem

vom Schönen ſelber aus und verſcheucht auf ei
ne Weile die Dämmerung um uns her. —

Darum fühlen wir beym Anblick des Schö
nen unſer Herz und unſern Verſtand erweitert,
weil uns etwas von demjenigen ſichtbar und
fühlbar zu werden ſcheint, was immer unſern
forſchenden Gedanken ſich entzieht, welche durch
die ſchwachen Laute der Sprache nur mühſam
ihren Kreislauf beſchreiben, und immer da in
ſich ſelbſt wieder zurück fallen, wo ſie ihren
höchſten Gegenſtand zu erreichen hofften. —

Jemehr wir nehmlich, überhaupt beym An
blick der Natur, die Urſach in ihrer Wirkung,
das innere Weſen der Dinge in ihren äußren
Formen und Geſtalten leſen, um deſto befrie
digter fühlen wir uns, und um deſto vollkomm
ner ſcheint uns das zu ſeyn, was durch ſeine
äußere Form zugleich ſein inneres Weſen uns
enthüllt.

Eben darum rührt uns die Schönheit der
menſchlichen Geſtalt am meiſten, weil ſie die

inwohnende Vollkommenheit der Natur am deutlichſten durch ihre zarte Oberfläche ſchimmern und uns, wie in einem hellen Spiegel, auf den Grund, unſeres eigenen Weſens, durch ſich ſchauen läßt.

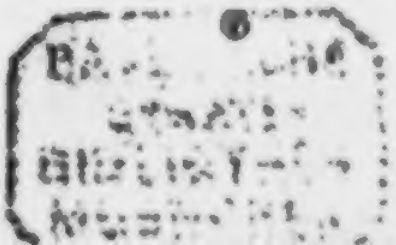
Die Nacktheit ſelber, welche jeden Mangel aufdeckt, und jedes andere Thier entſtellet, iſt bei dem Menſchen das höchſte Siegel der Vollendung ſeiner Schönheit, die allein ihrer Blöſſe ſich nicht ſchämen darf, ſondern, wie die Wahrheit keinen andern Schmuck als ſich ſelber kennt. Denn die Nacktheit ſelbſt entſteht ja aus der vollkommenſten Beſtimmtheit aller Theile, wodurch alles zufällige von der vollendeten Bildung ausgeſchloßen wird, und nur das weſentliche auf der Oberfläche erſcheint.

Sobald die Bildung nicht in allen Theilen ſo vollkommen beſtimmt und vollendet iſt, daß ſie das innre Weſen des Gebildeten allenthalben auf ſeiner Oberfläche durchſchimmern läßt, findet auch bei der Entblößung keine eigentliche Nacktheit ſtatt.

Denn

Denn die letzte ins Auge fallende Oberfläche ist alsdann immer selbst schon wieder eine Art von Bekleidung, die das innere Wesen uns verdeckt — eben weil alsdann die Bildung nicht vollkommen bestimmt und in sich selbst vollendet ist, sondern durch den Auswuchs von Schuppen, Haar, und Federn, gleichsam über sich hinausgeht — und eben dadurch immer mehr an Schönheit und Bedeutsamkeit verliert, bis sie zuletzt in dem unbestimmtesten Wachsthum der Pflanze die harte Rinde um sich herzieht, die den Schatz von Vollkommenheit, den sie umschließt, am neidischten unserm Blick entzieht. So wie sich nehmlich mit der zunehmenden Bestimmtheit alles Ungebildete dem Gebildeten nähert; so nähert sich auch, mit der zunehmenden Zufälligkeit, das Gebildete immer mehr dem Ungebildeten.

Denn der Begriff des Unorganisirten ist mit dem Begriff des Zufälligen unzertrennlich verknüpft. —



Der

Der Tropfen fällt dem Tropfen, der Staub dem Staube, zu — aber das Gebildete fällt nicht zu sich selber, sondern ist nur insofern gebildet, als es durch die Bestimmtheit seiner Form, sich aus seiner nächsten Umgebung sondert, und das Zufällige von sich ausschließt.

Das Unorganisierte hingegen, welches dem Unorganisierten zufällt, wird ungehindert mit ihm eins, und zieht es mit sich zu Boden.

Der Regen strömt in Tropfen, in Flocken fällt der Schnee herab, die zueinanderfallend in eine Masse sich verlieren.

Die Zufälligkeit seiner Bildung drückt den harten Stein zur Erde nieder, und die Bestimmtheit ihrer Form treibt die Pflanze aus dem Schoß der Erde empor.

Mit dem ersten Anfange der Bestimmtheit, und mit der schwächsten Ausschließung des Zufälligen, tritt der Wachsthum in die zarte Pflanze, wodurch sie in Blättern und Zweigen

sich

ſich ſelbſt verjüngt, und ihre erſte einfachſte Organiſation ſo oft wiederholt, als ihr Wachsthum dauert.

Mit der völligen Beſtimmtheit der Bildung, und Ausſchließung alles Zufälligen, durch das nothwendige Beyſammenſeyn zweier ſymmetriſchen Hälften, tritt die Bewegung in den Embryo, der ſich den Feßeln ſeiner nächſten Umgebung entwindet, eben weil er durch die Ausſchließung alles zur Erde drückenden Zufälligen, ſeinen eigenen Schwerpunkt und die Achſe ſeines Umdrehens in ſich ſelber hat.

Und mit der allervollkommenſten Beſtimmtheit in der Geſtalt des Menſchen, die bis auf die feinſten Züge ſich erſtrecket, tritt endlich in dem beweglichſten Theile des Organs, die redende Stimme ſelbſt ein, welche als das Reſultat der vollkommenſten Beſtimmtheit nun alles übrige ſelbſt wieder in der Natur beſtimmt, und durch das Wort ihm ſeine Grenzen vorſchreibt. —

Jemehr auf die Weise aus der harten, umgebenden Hülle das Zarte, Bewegliche sich entwickelt, um desto redender und bedeutender wird es durch sich selber — bis dahin, wo die allerzarteste Beweglichkeit, in dem eigentlichen Werkzeuge der Sprache, selbst zur Sprache wird.

Denn da wo Mund und Wange lächeln, muß auch die Zunge verständlich reden. —

Eintönig rauschen die Blätter des Baumes vom Winde hin und her bewegt. —

Die Nachtigall singt auf seinen Zweigen ihr mannichfaltiges Lied —

Indes der junge Schäfer: an seinen Stamm gelehnt, den Nahmen der Geliebten mit Entzückung ausspricht, oder mit scharfer Spitze der wachsenden Rinde ihn einverleibt. —

Dieser unabänderliche Nahme belebt alle übrigen Laute seines Mundes, welche mit den abwech-

wechſelnden Bewegungen ſeiner Seele gleichen Schritt halten, und mit der ſchwellenden Empfindung ſeines Buſens ſteigen und fallen.

Und iſt es nicht derſelbe Hauch der Luft, welcher in den Blättern des Baumes rauſcht, in der Kehle der Nachtigall zu ſchmelzenden Tönen, und auf der redenden Lippe des Menſchen zum verſtändlichen Laut ſich bildet? —

So iſt nun bei dem bloß Wachſenden nichts als ſeine Bildung, bei dem Lebenden und Athmenden Bildung und Bewegung, bei dem Lebenden und Denkenden aber Bildung, Bewegung, und Laut beſtimmt — wodurch das Ganze in Harmonie ſich auflöſt — das Umfaßende ſich wieder ſelbſt umfaßend, mit leiſem Tritt auf ſeiner Umgrenzung wandelt, — und mit dem aufmerkſamen Ohre, von der äußerſten Zungenſpitze, ſeines Weſens Wiederhall vernimmt. —

Hier iſt es alſo, wo Bildung und Laut ſich ſcheiden. — Durch das redende Organ der

ſchreibt die menſchliche Geſtalt ſich ſelber in allen Aeußerungen ihres Weſens — da aber, wo das weſentliche Schöne ſelbſt auf ihrer Oberfläche ſich entfaltet, verſtummt die Zunge, und macht der weiſern Hand des bildenden Künſtlers Platz.

Denn da, wo das denkende Gebildete in den äußerſten Fingerſpitzen ſich in ſich ſelbſt vollendet, vermag es erſt, das Schöne unmittelbar wieder außer ſich darzuſtellen. — Indes die Zunge durch eine beſtimmte Folge von Lauten jedesmal harmoniſch ſich hindurch bewegend nur mittelbar das Schöne umfaßen kann, in ſo fern nehmlich die mit jedem Worte erweckten, und nie ganz wieder verlöſchenden Bilder, zuletzt eine Spur auf dem Grunde der Einbildungskraft zurück laßen, die mit ihrem vollendeten Umriß daſſelbe Schöne beſchreibt, welches von der Hand des Künſtlers dargeſtelt, auf einmal vors Auge tritt.

Worte können daher das Schöne nicht eher beſchreiben, als bis ſie in der bleibenden Spur,

die

die ihr vorübergehender Hauch auf dem Grunde der Einbildungskraft zurückläßt, selbst wieder zum Schönen werden.

Dieß können sie aber nicht eher werden, als auf dem Punkte, wo die Wahrheit der Dichtung Platz macht, und die Beschreibung mit dem Beschriebenen eins wird, weil sie nicht mehr um des Beschriebenen willen da ist, sondern ihren Endzweck in sich selber hat; und also auch nicht ferner dazu dienen kann, uns eine Sache kenntlich zu machen, die wir noch nicht kennen, indem unsre ganze Aufmerksamkeit mehr auf die Beschreibung selbst, als auf die beschriebne Sache gezogen wird, die wir durch die Beschreibung nicht so wohl kennen lernen, als vielmehr sie in ihr wieder erkennen sollen.

Denn es ist offenbar, daß wir uns bei der Dichtung die Sachen um der Beschreibung willen, bei der Geschichte hingegen die Beschreibung um der Sache willen, jedesmal wieder denken.

Bei der Beſchreibung des Schönen durch Worte, müſſen alſo die Worte, mit der Spur, die ſie in der Einbildungskraft zurück laßen zuſammen genommen, ſelbſt das Schöne ſeyn.

Und ſo müßen nun auch bei der Beſchreibung des Schönen durch Linien, dieſe Linien ſelbſt zuſammen genommen das Schöne ſeyn, welches nie anders als durch ſich ſelbſt bezeichnet werden kann, weil es eben da erſt ſeinen Anfang nimmt, wo die Sache mit ihrer Bezeichnung eins wird.

Die ächten Werke der Dichtkunſt ſind daher auch die einzige wahre Beſchreibung durch Worte von dem Schönen in den Werken der bildenden Künſte, welches immer nur mittelbar, durch Worte beſchrieben werden kann, die oft erſt einen ſehr weiten Umweg nehmen und manchmal eine Welt von Verhältniſſen in ſich begreifen müßen, ehe ſie auf dem Grunde unſres Weſens daſſelbe Bild vollenden können, das von außen auf einmal vor unſerm Auge ſteht.

Man könnte in dieſem Sinne ſagen: das vollkommenſte Gedicht ſey, ſeinem Urheber un-

be-

bewußt, zugleich die vollkommenſte Beſchreibung des höchſten Meiſterſtücks der bildenden Kunſt, ſo wie dieß wiederum die Verkörperung oder verwirklichte Darſtellung des Meiſterwerks der Phantaſie; — wenn wir nur einen Augenblick auf den Grund unſers Weſens ſchauen, und dort die Spur uns erklären könnten, welche nach Leſung des Homer dieſelbe Empfindung des Schönen in uns zurückläßt, die der Anblick des höchſten Kunſtwerks unmittelbar in uns erweckt.

So viel fällt demohngeachtet deutlich in die Augen, daß die zurückgelaßene Spur von irgend einer Sache, von dieſer Sache ſelbſt ſo unendlich verſchieden ſeyn könne; daß es zuletzt faſt unmöglich wird, die Verwandſchaft der Spur mit der Geſtalt des Dinges, wodurch ſie eingedrückt ward, noch ferner zu errathen. — So wie denn jede ſich fortbewegende Spitze einerley Spur zurückläßt, die übrige Geſtalt des Dinges, woran ſie befindlich iſt, mag auch beſchaffen ſeyn wie ſie wolle.

Das Allerverſchiedenſte kann daher immer in der letzten Spur, die es von ſich zurücklößt, ſich wieder gleich werden; wie denn alles was da iſt; ſich auf dem Punkte gleich wird, wo ſeine äußerſten Spitzen in unſerm Denken zuſammentreffen, und dort eine gemeinſchaftliche Spur von ſich zurücklaßen, die mit nichts außer ſich mehr Aehnlichkeit hat, und eben daher von allem was da iſt, ohne Hinderung ſagen kann: es iſt.

Auf die Weiſe kann nun auch auf dem Grunde der Einbildungskraft, da, wo die in ihr erweckten Bilder ihre letzte, leiſeſte Spur zurücklaßen, durch das Zuſammentreffen aller dieſer Spuren etwas von allen den einzelnen Bildern ganz Verſchiednes entſtehen, das blos die reinſten Verhältniße in ſich faßt, nach welchen das ganz von einander Verſchiedne ſich um und zu einander bewegt.

Nun giebt es aber in der ganzen Natur keine ſo ſanften und reinen Bewegungen von Linien um und zu einander, als in der Bil-

dung

bung des Auges ſelbſt, in deſſen umſchatteter Wölbung Himmel und Erde ruht, während daß es das Allerverſchiedenſte in ſeinen reinſten Verhältniſſen in ſich faßt. —

Daher kömmt nichts unter allen Sichtbaren dem Sehenden ſelbſt an Schönheit gleich, und die ſanfte Spur des Sehenden in ſeine ganze Umgebung verhältnißmäßig eingedrückt, iſt von allem Sichtbaren allein vermögend, uns unmittelbar Liebe und Zärtlichkeit einzuflößen.

Nun gründet ſich aber der Genuß des Schönen ſtets auf Liebe und Zärtlichkeit, in ſo fern es uns jedesmal auf eine Weile aus uns ſelber zieht, und macht, daß wir über ſeinem Anſchaun uns ſelbſt vergeſſen. —

Da nun unter allem Sichtbaren nichts ſähig iſt, uns unmittelbar Liebe und Zärtlichkeit einzuflößen, als die reinſten Verhältniſſe in der vollendeten Geſtalt des Sehenden, ſo ſcheinet es, als müßten wir jedesmal dieſe Verhältniſſe auf eine oder die andere Weiſe, in

uns

uns oder außer uns wieder erkennen, so oft wir dem Schönen zu huldigen uns gedrungen fühlen.

Und wo könnten auch wohl die unzähligen Wiedersprüche, die wir im Kleinen und im Großen wahrnehmen; der Druck der Ungleichheit, die Entzweiung des Gleichen; der Raub des Eingreifenden; der Neid des Ausschließenden; die Verdrängung des Mächtigen; die Rachsucht des Verdrängten; die Empörung des Niedrigen; der Fall des Erhabnen; und alle die gegen einander streitenden Kräfte sich endlich in eine sanftere Harmonie verlieren, als in den reinsten Verhältnissen der Bildung, welche zuletzt alle diese Wiedersprüche in sich selber auflöst und vereinigt? —

In welcher der Druck des Ungleichen seine Tyrannei; die Entzweiung des Gleichen ihre abneigende Feindschafft; der Raub des Eingreifenden seine zerstörende Gewaltsamkeit; der Neid des Ausschließenden, die Verdrängung des Mächtigen ihre Ungerechtigkeit; die Rachsucht

des

des Verdrängten ihre Unversöhnlichkeit, die Empörung des Niedrigen ihren Haß, und der Fall des Erhabnen seine Schmach verliert. —

Wo das Auge, durch die höchste und tiefste seiner Spuren, Stirn und Wange scheidend, den denkenden Ernst vom jugendlichen, lächelnden Leichtsinn sondert; indem es in dunkler Umschattung hinter dem Schimmer der Morgenröthe hervor tritt, und durch die Wölbung von oben seinen Glanz verdeckt; während daß die Scheidung des Gewölbten über ihm in den einander entgegen kommenden Augenbraunen sich sanft zu einander neigend, die Wiedervermählung des Getrennten in jedem untergeordneten Zuge vorbereitet, und der ganzen sich herabsenkenden Umgebung, bis zu den Spitzen der Zehen, die immerwährende Spur von Scheidung und von Wölbung eindrückt.

So sinkt die erhabene Wölbung der Stirn, gerade da, wo sie durch das Emporragende zwischen Auge und Wangen sich am merklichsten fortpflanzt, auf einmal, unbeschadet ihrer Hoheit

heit, bis zu dem leiseſten verlohrenſten Zuge des Mundes herab, deſſen ſanftgebogener Rand wiederum auf der ſtützenden Wölbung des Kinnes ruht, das durch ſich ſelbſt emporgetragen, und in ſich ruhend, ſeinen eignen Umriß um ſich ſelber zieht. —

In dieſer ſanften Hinabſenkung des Gewölbten wird endlich der trennende Zwieſpalt, ſelber doppelt und vierfach ſchön, weil nur durch ihn die völlige Entfaltung des eingewickelten nach einem beſtimmten Maße ſich vollenden kann. —

Nach welchem Maße das Auseinandertretende dem ſich Entgegenneigenden, das Abſpringende dem ſich Einfügenden, das ſich Entfernende dem ſich Annähernden, nichts an Schönheit nachgiebt, aus keinem andern Grunde, als weil das Abweichende mit dem ſich Entgegenkommenden, die Entfernung mit der Annäherung einerlei nothwendigen Urſprung hat.

Dieſer Urſprung iſt es, welcher durch keinen beſtimmten Laut dem Ohre vernehmbar wird: er bezeichnet ſich aber durch die ſichtbare Auflöſung des Widerſpruchs in der ſanfteſten Trennung des Zuſammengefügten, und der innigſten Zuſammenfügung des Getrennten.

Das menschliche Elend.

Die wichtigsten Sachen, welche die ganze Menschheit betreffen, kommen manchmahl erst sehr spät zur Sprache, so wie es in großen Rathsversammlungen zu geschehen pflegt, wo die Aufmerksamkeit auch nicht immer gerade zuerst auf das fällt, worauf sie zu erst fallen sollte; sondern der Zufall scheint die Gedanken der Menschen eben so im Großen, wie im Kleinen zu lenken: sonst müßten alle Dinge in der Welt schon eine ganz andre Gestalt gewonnen haben —

Aber so fängt man erst spät an, nach dem man schon sehr lange Conchylien, Schmetterlinge, und allerlei Gewürme klassifizirt hat, auch das menschliche Elend in Klassen zu ordnen, damit es etwa einer oder mehrere Menschen, die einen Staat zu beherrschen haben, mit einem Blick, wie auf einer Landkarte,

überſehen, und eins nach dem andern, ſo wie die Noth am dringendſten wäre, abhelfen könnten —

Indem man allerlei hierüber nachſinnt, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie leicht allem menſchlichen Elende abgeholfen werden könnte, wenn in irgend einem günſtigen Augenblicke aller Menſchen Herzen, wie durch ein Wunder, plötzlich erweicht, und nur auf einen einzigen Tag lang von Selbſtſucht und Eigennuz gänzlich befreit werden könnten.

Was für erſtaunliche Veränderungen würde dieſer einzige Tag in der Welt bewirken? — Scepter würden ſich beugen, Kronen würden niedergelegt, Waffen zerbrochen, Werkzeuge der Zerſtörung in die Tiefen des Meeres geſenkt, Thränen getroknet, Wunden geheilet, Seufzer geſtillt werden! — Alles wieder ins Geleis kommen, was aus ſeiner Bahn gewichen war. — Das Krumme wieder gerade, das Höckerichte eben werden. —

Aber nun wäre auch auf einmal den menſchlichen Beſtrebungen ihr Stachel, dem allgemeinen Wettlauf der Sporn genommen — das lebendige Spiel der Leidenſchaften gegeneinander hörte auf. — Um dieß große Spiel nun wieder in Bewegung zu bringen, müßte doch am Ende jener Stachel des Thätigkeitstriebs den Menſchen wieder gegeben werden. —

Am andern Tage würde alles von neuen ſeinen Gang gehen. —

Die geſenkten Scepter würden ſich allmälig wieder erheben, nieder gelegte Kronen würden wieder aufgeſetzt, die zerbrochenen Waffen wieder zuſammen geſchmiedet, die Werkzeuge der Zerſtörung aus dem tiefſten Abgrunde wieder herauf gewunden, und alles bald wieder in ſeinem vorigen Zuſtande hergeſtellt ſeyn —

Muß Eigennutz und Selbſtſucht nothwendig in der Welt ſeyn — wie ſoll denn je die allgemeine Quelle des menſchlichen Elendes verſtopft werden? — So lange es Unterdrücker giebt,

muß

muß es auch Unterdrückte geben. — Die menschlichen Kräfte wollen freien Spielraum haben, hat nun die Kraft eines einzigen unter tausenden einen zu großen Spielraum, so sind tausende nicht so glücklich, wie sie es seyn könnten —

Alles Elend der Menschen entsteht aus in sich selbst zurückgedrängten ungenutzten Kräften, die das Laster und die Thorheit erwecken. — So wie Kinder nur dann auf Unarten und Thorheiten gerathen, wenn sie unbeschäftigt sind. — Die Selbstthätigkeit der Menschen anzufeuern ist daher die erste Grundregel einer guten bürgerlichen Einrichtung —

Der Künstler ist nicht elend, welcher Tag und Nacht mit unermüdetem Eifer an der Vollendung seines Werks arbeitet. —

„Du wägst das menschliche Elend auf trüg„lichen Schalen, scheint eine geheime Stimme „in mir zu sagen — im Ganzen genommen ist „das Elend nirgends, als in dem Kopfe dessen

„der ein Belieben daran findet, es zusammen
„zu fassen — was einmal einzeln ist, bleibt
„ewig einzeln — du kannst jedesmal nur das
„Elend eines einzelnen Menschen, und nie das
„Elend aller Menschen zusammen genommen
„auf die Wage legen. —

„Da nun das Elend so vereinzelt wird, so
„fällt schon seine eingebildete Schwere weg,
„die fast ganz verschwindet, wenn du die Ver-
„einzelung desselben durch die Zeit erwägst; daß
„es nur eigentlich der gegenwärtige Augenblick
„ist, worin der einzelne Mensch es wirklich
„trägt; daß es gar keine eigentliche Summe
„des Elendes selbst bei dem einzelnen Men-
„schen giebt, eben weil sein wirkliches Daseyn
„auf den Moment begrenzt, und alles übrige
„bei ihm nur Erinnerung an die Vergangen-
„heit oder Furcht vor der Zukunft ist — und
„daß ein jeder dieser Momente dieß kurze nnd
„nichtige Leben seinem Ende näher bringt. —

„Das Elend des einen ist dem Blick des
„andern durch Meere, durch weite Strecken

Lan-

„Landes wo niemand wohnet, und an den be-
„wohnten Orten ſelbſt durch die Wände und
„Mauern entzogen, welche die Seufzer und
„Thränen der Menſchen in ſich ſchließen —

„Kurz die groſſe Maſſe des menſchlichen
„Elendes, wird bei genauer Zergliederung des
„Begriffes, ſo winzig klein, wie die Menſchen
„ſelber und ihr ganzes irrdiſches Daſeyn —
„es verſchwindet in Traum und Blendwerk,
„wie des Menſchen Leben. —

„Denen die es tragen, iſt es lange nicht
„ſo wichtig, als denen die es betrachten und
„ſchildern — und wem es wichtig ſcheint, der
„findet ſchon wieder in dieſer Wichtigkeit eine
„Art von Troſt. —

„Die Menſchen würden es dir wenig dan-
„ken, wenn du ihnen ihr ſelbſt gewählтes
„Elend rauben wollteſt. —

„Daß ſie Sclaven ſind, dadurch glauben
„ſie ſich der Mühe des Denkens überhoben —

„Daß sie unglücklich, verlassen oder verfolgt
„sind, macht ihnen ein gewisses behägliches
„Gefühl von Mitleid mit sich selber. —

„Es giebt wirklich kein Elend auf Erden
„welches nicht seinen geheimen Trost und Er-
„satz für den Elenden mit sich führt, nur
„ihm allein, und keinem der umstehenden
„fühlbar oder merkbar wird — darum trage
„deine eigne Bürde durch dieß Leben, so gut
„du kannst! — Was hilft es dir, dich zum
„Mittelpunkte zu machen, welcher das vereinig-
„te menschliche Elend zusammenfaßt?

„Du siehst doch nur die Aussenseite — oder
„hast du mit dir selbst nicht genug zu thun?
„Drum wandle still und ruhig den kurzen Le-
„benspfad und denke:

„Man wants but little here below
„Nor wants that little long —

Gegen diese Stimme, welche das Resultat von Schwäche und Niedergeschlagenheit des Geistes ist, fühle ich die bessre Natur, und ei-

einen edlen Thätigkeitstrieb in mir, ſich wieder auflehnen —

Ehe ich ſelbſt vollkommen ruhig und zufrieden ſeyn kann, muß ich erſt mit allen den Weſen, die auſſer mir eben ſo wie ich denken und empfinden, gewiſſermaſſen in Richtigkeit ſeyn.

Ich fühle einen Hang in mir, zu wiſſen, wie es um ſie ſteht, welcher ſo gar das Intereſſe meines eignen Daſeyns bei mir überwiegt.

Ich fühle, das es mir unerträglich ſeyn würde, in einer Welt zu leben, worin irgend ein denkendes und empfindendes Weſen wirklich und nothwendig unglücklich wäre. —

Denn ich kann der Neigung nicht widerſtehen, mich an die Stelle deſſelben zu ſetzen, an welche mich der Zufall der Geburt hätte ſetzen können, dem ich nicht zu gebieten vermochte.

Ehe ich daher in der Betrachtung des menſchlichen Elends einen Schritt weiter gehe,

suche ich erst festen Fuß zu fassen, indem ich mir den tröstenden durch Erfahrung gerüsten Gedanken denke, daß es in der Macht des Menschen steht, sich der Nothwendigkeit freiwillig zu unterwerfen —

Daß sein eigentliches denkendes Ich dem Unglück keinen einzigen Berührungspunkt darbietet, daß dieses nur mit seiner Umgebung spiele, aber ihn selbst nicht erschüttern könne; daß es in jeden Augenblick seines Daseyns in seiner Macht steht, sich in sich selbst zurück zu ziehen, und alles was ihn umgiebt, freiwillig dem Zufall Preis zu geben —

Nachdem ich dieß voraus gesetzt habe, kann ich erst mit unbefangenem Muthe über das menschliche Elend nachdenken und Betrachtungen anstellen.

Aus dieser sichern Veste, die ich um mich herangezogen habe, biete ich dem Zufall Trotz, der mich als den unglücklichsten auf Erden konnte gebohren werden lassen — und nun

fühle

fühle ich mich erst stark genug, das, was die Menschen drückt und quält, als einen Gegenstand meiner kaltblütigen Betrachtung vor mich hinzustellen, weil ich nun auf jeden Fall, es mag demselben abgeholfen werden können, oder nicht, gefaßt bin. —

Und nun laße ich das menschliche Elend in seinen fürchterlichsten Gestalten vor meiner Seele vorüberziehen, und denke mir, wie sich das alles entwickeln, was aus diesem faulenden Saamenkorn dereinst für ein Halm empor keimen wird —

Wie Kerker und Vestung, Schwerdt und Rad, Mönchs-Klöster und Tollhäuser, Krieg und Pest, als ungeheure Dissonanzen, sich endlich wohl in allgemeine Harmonie wieder auflösen, und alles das Mangelhafte und Unvollkommene, gegen das Gute und Vollkommene, was daraus entspringt, wie ein Traum und Blendwerk verschwinden wird, indeß das Gute und Vollkommene selbst wirklich da ist, und unvergänglich bleibt. — — Solten aber

auch diese süßen Gedanken selbst nur ein Traum seyn, so sinke ich dennoch nicht — denn ich habe gelernt, wenn alles um mich wankt, mich in den Moment meines Daseyns zurückzuziehen. —

Die

Die Säule.

Unter Zierrath denken wir uns dasjenige gleichsam überflüßige an einer Sache, wodurch sie nicht nützlicher wird, als sie schon war, sondern nur besser ins Auge fält.

Durch die angebrachte Zierrath soll unsre Aufmerksamkeit mehr auf die Sache selbst hingeheftet werden, so daß wir bey ihrem bloßen Anblick gern verweilen.

Die Zierrath muß also nichts Fremdartiges enthalten, sie muß nichts enthalten, wodurch unsre Aufmerksamkeit von der Sache selbst abgezogen wird, sondern sie muß vielmehr das Wesen der Sache, woran sie befindlich ist, auf alle Weise andeuten, und bezeichnen, damit wir in der Zierrath die Sache gleichsam wieder erkennen und wieder finden.

Je bedeutender daher die Zierrath ist, desto schöner ist sie.

Wenden wir nun diesen Satz auf die Zierrathen in der Baukunst an, so muß es einleuchtend werden, ob dieselben wesentlich oder zufällig sind, ob sie durch andere ersetzt werden können, oder nicht?

Das Kapitäl der korinthischen Säule ist mit Laubwerk verziert, wo zwischen den Blättern zarte Stengel sich hervordrängen, die oben unter dem Deckel schneckenförmig sich in sich selbst zurückkrümmen. —

Das Kapitäl der jonischen Säule hat nur die schneckenförmig in sich selbst zurückgekrümmten Auswüchse oder Voluten, ohne die Blätter.

Das Kapitäl der dorischen und toskanischen Säule ist ganz ohne diesen zarten Auswuchs, und trägt nur die sichtbare Spur des Drucks von oben an sich, indem es mehr oder weniger Ringe und Reifen um sich herzieht, und stufenweise über seinem Stamm hervortritt.

Die

Die toskanische und dorische Säule sind kürzer, in sich gedrängter, und tragen blos das auf ihnen ruhende Gebälck —

Die jonische und corinthische Säule sind schlanker und aufgeschoßner, und heben das auf ihnen ruhende Gebälck empor.

Je kürzer die Säule im Verhältniß gegen ihre Dicke ist, destomehr nähert sie sich dem Block, der ungebildeten bloß tragenden Masse; je schlanker sie aber ist, destomehr nähert sie sich dem Gebildeten, Emporstrebenden und Wachsenden.

Die korinthische Säule, als die schlankeste von allen, muß daher das Zeichen des Wachsens und Emporstrebens am deutlichsten an sich tragen; nun giebt es aber in der ganzen Natur keine vollkommnere Bezeichnung des Wachsens und Emporstrebens, als den zarten Blätterwuchs, wo noch nichts geendigt und geschlossen ist, sondern immer neue zarte Sprößlinge sich hervordrängen können, und wo dies Her-

verdrängen und innere Streben zugleich weit deutlicher ins Auge fällt, als bey dem Stamme selbst.

Die zarten Sprößlinge aber die zwischen dem Laubwerk in gerader Linie emper schießen würden, wenn sie durch den Druck von oben nicht gehemmt wären, bezeichnen eben dadurch am deutlichsten die innere wachsende und strebende Kraft, daß sie sich nun in sich selbst zurückkrümmen, und ihren Wachsthum nach unterwärts in sich selbst vollenden, nachdem er oberwärts gehemmt ist.

Man versuche es bey der korinthischen Säule, das Laubwerk und diese schneckenförmig gewundenen Stengel mit irgend einem andern Zierrath zu vertauschen, und gebe Acht, ob nicht das Ganze auf einmal ein unbedeutendes todtes Ansehen erhalten, und als ein müssiges Spielwerk ins Auge fallen wird.

Warum nicht Blumen und Früchte, statt der Blätter? — Eben deswegen weil hier ein

durch

durch den Druck von oben gehemmter Wuchs oder gehemmtes Emporſtreben bezeichnet werden ſoll; und Blumen und Früchte, in ihrem Wuchs ſchon geſchloßen und vollendet ſind, und nicht ferner gehemmt werden können. Die Blume ſenkt ihr Haupt, und die Frucht zieht den ſchwer beladnen Aſt zu Boden.

Durch Blumen und Früchte würde unſre Aufmerkſamkeit, von dem eigentlichen Bearifſe des durch den Druck gehemmten Emporſtrebens der ſchlanken Säule abgezogen, und auf etwas fremdes, nicht zur Sache gehöriges gelenkt werden.

Denn die Säule hat ja weiter nichts als das anſcheinende Emporſtreben mit dem Baumſtamme gemein, nicht aber ſeine nützende fruchttragende Kraft.

Der Baum hat weiter nichts zu tragen als ſeine eigene zu ihm gehörende Frucht, die Säule trägt etwas außer ſich, dem ſie mit leichten Wuchs entgegen ſtrebt, und eben dieſer

An-

Anschein von leichtem Entgegenstreben würde ja durch alles Schwere und Niederziehende an der Säule selbst, gehemmt und verhindert werden.

Wollte man den Blätterwuchs an dem Kapital der korinthischen Säule mit Federnschmuck vertauschen, so würde des Ganze dadurch wie unterbrochen scheinen; weil Federn mit dem Begriff eines emporschießenden Stammes nichts gemein haben, sondern die Aufmerksamkeit auf etwas anders, auf die belebte Bildung lenken, wodurch der Eindruck des Ganzen gehemmt wird.

Bei allem aber was schön ins Auge fallen soll, kömmt es eben darauf an, daß der einfache Begriff des Ganzen durch nichts Unübereinstimmendes gestört und unterbrochen werde.

Die korinthische Säule vollendet sich auf dem Punkte, wo die zwischen den Blättern hervorsprossenden zarten Stengel zuletzt in ihrem

rem Wachsthum wie gehemmt paarweise unter dem Drucke in Spirallinien sich in sich selbst zurückkrümmen, ohne Blätter gewonnen zu haben. —

In dieser letzten Vollendung steht die Säule, als ein feines und schlankes Ganze da, welches gleichsam noch mehr Kraft in sich hat, als nur das auf ihm ruhende Gebälck zu tragen, und gewissermaßen den Ueberfluß seines innern Wuchses, in seiner zartesten Vollendung in sich selbst wieder aufnimmt.

Die jonische Säule tritt in bescheidne Grenzen zurück, sie verhält sich sanftentgegenstrebend aber auch sanft leidend gegen den Druck von oben; sie schießt nicht bis zu dem üppigen Blätterwuchs der korinthischen Säule empor, welche das Gebälck nur gleichsam schwebend über sich trägt. —

Sie krümmt sich nur in ihren zartesten Vollendungen durch bloße Spirallinien in sich selbst zurück.

Durch die zarten Auswüchse bezeichnet sie ebenfalls, nur im mindern Grade, als die korinthische Säule, die Fülle ihres innern emporstrebenden Wachsthums; durch die Krümmungen dieser zarten Auswüchse bezeichnet sie den Druck des Gebälks von oben; und dadurch, daß nur diese zarten Sproßen, aber sie selber sich nicht krümmt, bezeichnet sie bei der Schlankheit und dem emporstrebenden Wuchs, ihre innwohnende Stärke, wodurch sie dem Druck in der Masse wiedersteht, und nur in ihrer letzten Vollendung seine Spur trägt.

Zufälligkeit und Bildung.

In dem Begriffe des Iſolirens, des Ausſonderns aus der Maſſe, beruhet alle Bildung, und unterſcheidet ſich dadurch allein von der Zufälligkeit.

Jemehr etwas ſich ſelber iſolirt, ſeinen eigenen Umriß um ſich herzieht und ſeinen Schwerpunkt in ſich ſelber hat, deſto weniger iſt es zufällig, deſto weniger fällt es zu etwas anderm und vermiſcht ſich damit. —

Der Menſch ſcheidet ſich durch die genaueſte Beſtimmtheit ſeiner Umriſſe von allem, was ihn umgiebt — er unterſcheidet ſich von ſeiner nächſten Umgebung, von der Bedeckung, die er ſelber erſt um ſich herzieht. —

Das Thier iſolirt ſich ſchon nicht ſo ſehr, ſeine Bedeckung iſt ihm angewachſen, und läßt

die Umrisse nur im Ganzen, nicht aber im Einzelnen durchschimmern. —

Der Baum isolirt sich noch weniger, ihm ist die grobe Rinde angewachsen, die von seiner innern Natur am wenigsten durchschimmern läßt. —

Isoliren, aus der Masse sondern, ist die immerwährende Beschäftigung des Menschen, er mag als Eroberer die Grenzen seines Gebiets um Meere und Länder herziehen — oder aus dem Marmorblock eine in sich vollendete Bildung hervortreten laßen.

Aller Reitz der Dichtung beruht auf diesem Isoliren, Aussondern aus dem Ganzen, und darin, daß dem Isolirten ein eigener Schwerpunkt gegeben wird, wodurch es sich selbst wieder zu einem Ganzen bildet. —

Durch dieß Isoliren wird die Armuth in dem Schäferleben reitzend und poetisch — weil es in keinem drückenden Verhältniß mit einem Staate, sondern an und für sich bestehend gedacht wird.

Selbst

Selbst das Schreckliche, sobald es sich nicht mehr auf uns beziehet — uns nicht mehr in Schrecken setzt, wird es in sich selber schön, und wir sehen es mit Vergnügen an. —

Schlafen und Wachen.

Hat ſich denn mein ganzes Leben in dieſe einſame Stunde der Mitternacht zuſammen gedrängt? —

Wie lebhaft, wie geräuſchvoll wird' alles um mich her — da doch die Welt im Schlummer liegt — welch ein täuſchendes Spiel meiner Phantaſie, ſtellt mir eine ſo reitzende Perſpective der Vergangenheit und der Zukunft dar. —

Morgen wird alles wieder wach ſeyn — die Todtenſtille, die jetzt herrſcht, wird verſchwinden, und dieſelbe Welt, die jetzt im tiefen Schlummer liegt, wird dann in allen ihren Beziehungen und Verhältniſſen wieder lebendig ſeyn. —

Schlummert denn noch eine Weile ſanft ihr Müden, welche der morgende Sonnenſtrahl zu neu-

neuen Beschwerden wecken wird — ruht noch eine Weile, ihr bestimmten Opfer dieses fest geknüpften Zusammenhanges menschlicher Einrichtungen und Gesetze, träumet nicht von eurem Schicksal, das mit dem morgenden Tage unaufhaltsam über euch hereinbrechen wird. —

Der Wind hört des Nachts nicht auf zu rauschen. — Das Meer hört nicht auf, seine Wellen emporsteigen zu lassen, und die schwerbeladnen Schiffe auf seinem Rücken fortzutragen — die Flüsse eilen Tag und Nacht unermüdet fort — die hohe Eiche senkt sich nicht zum Schlummer nieder, sondern trägt ihr Haupt hoch im Sturme empor. — Nie arbeitet die leblose Natur sich ab — nur die lebenden und empfindenden Wesen bedürfen dieser immer wiederkehrenden Pause, dieses Stillstandes aller ihrer empfindenden Kräfte — unbeschadet der natürlichen Lebensbewegungen, die ebenfalls ohne Rast und Ruhe unaufhörlich von statten gehen — so wie die Flüsse unaufhörlich in ihren Betten hinrauschen, und Sturm und Regen bei Tag' und Nacht fortwähret. —

Die Pflanzenwelt bedarf auch einer Art von Ruhe, einer Art von Schlummer, wo sie sich zu neuem Wachsthum und neuer Fruchtbarkeit erhohlet, und Kräfte sammlet. — Ein tiefer Schlummer, der vom Herbst bis zum Frühling dauert. — Was also an das Lebende grenzt, das Organisirte und Wachsende scheinet auch des Schlummers, so wie das Lebende und Empfindende zu bedürfen. —

Nur das Selbstthätige, und was daran grenzt, bedarf Erhohlung, Erquickung, nicht das, was getrieben, was maschinenmäßig bewegt wird — nicht der Lauf der Flüsse — nicht der Herzschlag und Blutumlauf. —

Was von den bewegenden Kräften in der Natur Erhohlung bedarf, und nicht Erhohlung bedarf, scheidet sich in das Edlere und Unedlere, in das Gröbere und Verfeinerte, in das Organisirte und Unorgainsirte. —

Bedürfniß der Erhohlung ist das untrügliche Zeichen edlerer Kräfte, die zu höherm Zweck auf-

aufgespart, gleichsam in einen Brennpunkt zusammen gedrängt werden sollen. —

Das Ausstrecken einer Hand nach Zweck und Absicht ist etwas Größeres, und Erhabneres, als das Rauschen aller Winde, und das Strömen aller Flüsse auf dem ganzen Erdboden. —

Wunderbar — und ich schaudre nicht, dieß Bewußtseyn meiner selbst, das einzige, was ich wirklich mein nennen kann, das Edelste, was ich besitze, wodurch ich die ganze Schöpfung gleichsam in mich hineinziehen, und mit einem Blick umfassen kann, auf einige Stunden ganz hinweg zu geben — mich freiwillig des Gebrauchs meiner Denkkraft zu entäußern, die mir allein mein wirkliches Daseyn sichert? — Würd ich nicht schaudern, wenn die täuschende Wahrscheinlichkeit des Erwachens, die sich auf Jahre lange Erfahrung gründet, nicht so fest in meiner Seele stünde? —

Der Logos.

Das Wort iſt das Kleid, das den Gedanken umhüllet — aber ohne das Wort wäre der Gedanke nichts — das Wort iſt allmächtig — es war im Anfange, und war bei Gott, und Gott war das Wort, und durch das Wort iſt alles gemacht, was gemacht iſt —

Unſer ganzes Leben und Seyn drängt ſich in ein groſſes Wort zuſammen, aber ich kann es nicht buchſtabieren — dieß Wort hat den Himmel gewölbet, es hat aus der dunkeln Mitternacht die Morgenſterne hervorgerufen —

Es gehet aus vom Vater, Sohn, und Geiſt, ſo wie der Geiſt vom Vater und Sohn, und der Sohn vom Vater allein ausgehet. — Viere ſind, die da zeugen im Himmel: der Vater, der Sohn, der Geiſt, und das Wort, und dieſe viere ſind eins —

Das

Das Wort aber iſt Fleiſch geworden, und hat unter uns gewohnet, und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen, als eine Herrlichkeit des eingebohrnen Sohnes Gottes —

Wir können ſie noch alle Tage ſehen, und dürfen ſie nicht weit ſuchen. — Die Weisheit ſtehet auf den Gaſſen und ſpricht: kommet her zu mir, und lernet von mir; ich will euch Worte des Lebens ſagen. Die Worte des Lebens aber tönen ſanft und voll, und wer ſie einmal gehört und ſein Ohr daran gewöhnet hat, dem tönen ſie ſein ganzes Leben hindurch in einem fort, und ſind der harmoniſche Takt zu allem, was er denkt und ſpricht, und thut.

Wer auf dieſen Takt horcht, deſſen Blut fließt leicht in ſeinen Adern, ſeine Seele iſt immer heiter, ſein Auge beſtändig offen für den Lichtſtrom, der ſich aus Gottes Schöpfung hinein ergießt; ſein Schlummer iſt ſanft, ſein Erwachen froh — ſein Tod wie erwünſchter Schlaf in der ſchwülen Mittagshitze. —

Beim Abſchiede des Jahres 1785.

— — — — —
— — — — —

— Und nun, du Herrſcher über Meer und Länder,
Gieb deinen Scaen — und verleih,
Daß minder nicht geſchätzt, als Stern und Ordensbänder,
Der Werth des braven Manncs ſey!

Wenn dann die ſtille, bürgerliche Tugend,
In unſre Hütten wiederkehrt,
Verſammlet eine unentnervte Jugend
Sich um den väterlichen Heerd.

Ein künftiges Geſchlecht ſpricht dann aufs neue
Der Weichlichkeit der Sitten Hohn;

Uebt

Uebt Ehrlichkeit und deutſche Biedertreue,
Und redet nicht ein Wort davon. —

Und kann die eine Tugend alle wecken,
So kehrt auch deutſcher Stolz zurück,
Nicht ſklaviſch mehr der Großen Staub zu lecken,
Noch zittern vor Tyrannenblick.

Ein jeder fühlt die angeſtammte Würde
Der Menſchheit rein und unentweiht;
Und ſpottet der ihr angeflickten Zierde
Von titelſücht'ger Eitelkeit.

Und Freiheit herrſcht im Denken und im Reden
Weil die Verſtellungskunſt nicht gilt. — —
So ſeh' ich denn entzückt ein zweites Eden,
Das ſich vor meinem Blick enthüllt. —

Doch ach, da dieſer ſchöne Traum entfliehet,
Was iſt der Wahrheit Unterpfand? —
Ihr, die ihr eine künft'ge Welt erziehet,
Erfüllung ſteht in eurer Hand —

Bei euch, ihr wen'gen Edeln, hier auf Erden;
O eilt, noch könnt ihr helfen — noch! —
Kann dieſe Welt nicht mehr gerettet werden;
Die Nachwelt ruft — o rettet doch!

Die Symbole der Maurerei.

Die Symbole der Maurerei, können keinen würdigern Gesichtspunkt haben, als wenn wir sie wie schöne Einfassungen großer Gedanken betrachten, womit die weisesten Menschen in allen Zeitaltern sich beschäftiget haben, und welche nun die Nachwelt unter diesen Sinnbildern als köstliche Kleinodien aufbewahrt, um zur Veredlung des Geistes und Herzens davon Gebrauch zu machen.

Nun finden wir aber, daß dem weisesten Menschen nichts näher gelegen hat, als die zweckmäßige Benutzung des gegenwärtigen Moments. — Was wir daher weit auseinander denken, Leben und Tod, das dachten sie sich immer nahe zusammen, und aus dieser immerwährenden Mischung von Licht und Schatten erwuchs der milde Schimmer ihrer Tage, ihr gehaltener Schmerz bei den Wiederwärtigkeiten

des

des Lebens, ihre gemäßigte Freude bei angenehmen Vorfällen, und das so oft von ihnen angepriesene feste Gleichgewicht der Seele. —

Wenn wir auf unsre Symbole aufmerksam sind, so finden wir, daß alles uns anmahnt, auf den fliehenden Moment aufmerksam zu seyn. — Es ist hoch Mittag! tönt der Ruf in unser Ohr, so oft wir uns versammlen — schnell eilen die Minuten hin, und ehe wir es uns versehen, ertönt schon der Ruf wieder: es ist voll Mitternacht!

Schnell folgen die beiden Schläge aufeinander, welche den dritten vorbereiten, der langsam nach tönt, und das Zeichen zum Aufbruch giebt. — Schnell fliehen die Jahre des Maurers dahin, wie die Jahre der Kindheit, und er zählt sie mit den Zahlen der Kinderjahre.

Was giebt es aber wohl für eine höhere Weisheit als die, welche dieses flüchtige Leben bis in seine kleinsten Momente vereinfacht und veredelt; keine Kraft, die in unserm Wesen

schlum-

ſchlummert ungenutzt läßt, und alle das Höchſte was wir wünſchen können, uns auf einmal und auf immer giebt? — Oder kennen wir noch etwas, das edler und köſtlicher, als das Leben iſt, welches gleich dem Golde in ſich ſelbſt gedrängt, auch in ſich ſelber ſeinen Werth hat? Und kömmt nicht alles darauf an, dies Leben, das jeder unter uns beſitzt, bis zu dem Grade zu veredeln, wo es die angeſtammte Würde der Menſchheit ganz in ſich entwickelt, und von den Feſſeln, die es hemmten, ſich muthig loßreißt?

Thubalkain.

Die alte Natur erstaunt, wenn sie aus der Tiefe der grauen Vorzeit auf die neuen Geburten emporschaut, die in ihren Schoße entstanden sind —

Daß der Mensch, von ihr gezeugt, in ihre Eingeweide herabstieg, und das Eisen hervorgrub, womit er sie zu einer neuen Geburt beschwängerte; daß aus den Wäldern und Steinbrüchen Städte mit Palläſten und Thürmen sich erhuben, Schiffe auf dem Rücken des Meeres emporstiegen; der aufgerißnen Erde der Saamen eingestreut, und volle Erndten aus ihrem Schoße hervorgezwängt wurden; daß der zersägte Eichenstamm sich zum Stuhle krümmte, und zum Tische erhub, auf deßen glatter Fläche Auge und Hand sanft hingleitet.—

Das mächtige Schloß verwahrt und schützt das Eigenthum, und hat Gemeinschaft und Absondrung in des Menschen Willkür geſetzt.

Iſt es nicht Thubalkain, der verſchloſſne Thüren eröfnet? — —

Ihm klingt auch das frohe Spiel der Senſen an ſchwülen Erndtetagen, ihm tönet das Gehämmer von den dampfenden Feueröfen — ihm das Leben und Wirkſamkeit athmende Geräuſch, aus den Werkſtätten der Künſtler und Arbeiter in allerlei Stein und Erzt —

Ihn preiſen die Chöre der arbeitſamen Sänger mehr als den Flötenſpieler. — —

Aber ach, die Schärfe des Eiſens wendet ſich — die Geiſter der gefällten Eichenſtämme ſeufzen durch die Lüfte, und verkündigen Unheil über das Menſchengeſchlecht —

Das Spiel der Senſen ertönt nicht mehr — Feuerſchlünde eröfnen ſich — die Bombe kracht — Schwerter wühlen in menſchlichen Eingeweiden — Ketten klirren laut — Deſpoten lachen, Sklaven heulen. —

Die Chöre der arbeitsamen Sänger stehen einsam und weinen, in das Gewand der Trauer gehüllt, und singen Klagelieder — und seufzen: Thubalkain! —

Liſt iſt nicht Seelenſtärke.

Wer häufig zur Liſt und Verſtellung ſeine Zuflucht nimmt, verräth dadurch eine kleine Seele, und eine groſe Schwäche des Verſtandes.

Der ohnmächtige Kämpfer bedarf mehrerer Kunſtgriffe um ſeinen Gegner zu Boden zu werfen, als der Starke.

Dieſe Einrichtung der Natur erſtreckt ſich bis auf die Thiere — das kleine Geſchlecht der Inſekten iſt grauſam, liſtig, und verzagt, indeß die edlern, und mit mehr Stärke begabten Thiere gemeiniglich groſmüthig und tapfer ſind.

Die gütige Natur hat es ſo eingerichtet, daß die Kraft Böſes zu thun, gerade da am meiſten vermindert iſt, wo der Wille dazu am ſtärkſten iſt.

Der groſſe, allumfaſſende Verſtand des Menſchen wird bis zur kleinſten Liſt erniedrigt, wo das Herz verderbt iſt.

Daher iſt es falſch, wenn man einem liſtigen Spitzbuben Genie zuſchreibt.

Das wahre Genie muß ſich eben ſo wohl in der Wahl der Zwecke, als, in der Wahl der Mittel, ſie zu erreichen, offenbaren.

Das Genie des Spitzbuben aber offenbart ſich bloß in der Wahl der Mittel zu ſeinen Endzwecken; es wäre ihm alſo höchſtens ein halbirtes Genie zuzuſchreiben, woran noch dazu gerade die beſſre und edlere Hälfte fehlt.

Die Heuchelei ist ein Tribut, den das Laster der Tugend bezahlt.

Das Laster nimmt oft zu der Maske der Unschuld und Tugend seine Zuflucht, um seine Endzwecke zu erreichen.

Aber im umgekehrten Fall wird die Tugend nie zu dem Laster ihre Zuflucht nehmen.

Der ärgste Geizhals wird die Mildthätigkeit, und der ärgste Spitzbube die Ehrlichkeit an andern schätzen, und wird auch immer davon als von einer sehr guten Sache reden.

Der abgefeimteste Betrüger wird oft in dem Falle seyn, sich einfältig und ehrlich stellen zu müssen, aber der ehrliche Biedermann sieht sich nie genöthigt, die Rolle eines Betrügers zu spielen.

Er hat den Vortheil von seiner Ehrlichkeit, daß er seiner Natur keinen Zwang anthun darf, um anders zu scheinen, als er ist.

Der Betrüger aber muß seiner Natur Zwang anthun, er ist in einer ängstlichen, peinlichen Lage. — —

Die Heuchelei ist ein Tribut, den das Laster der Tugend bezahlt.

Ueber den Begriff des in sich selbst Vollendeten.

Es ist wohl wahr, daß wir die Grenzlinien schärfer ziehen müssen, als sie in der Natur gezogen sind, sobald wir den Unterschied zweier Dinge zum eigentlichen Gegenstande unsers Nachdenkens machen wollen.

Die Begriffe von Nutzen und Vergnügen aber verlierenfich so sehr in einander, und treffen so nahe zusammen, daß es fast unmöglich ist, sich das Angenehme und Nützliche in einer Gegeneinanderstellung zu denken. Das Nützliche ist so wie das Schöne, nur eine besondere Art des Angenehmen.

Man hat den Grundsatz von der Nachahmung der Natur, als den Hauptendzweck der schönen Künste verworfen, und ihn dem Zweck

des Vergnügens untergeordnet, den man dafür zu dem ersten Grundgesetze der schönen Künste gemacht hat. Diese Künste, sagt man, haben eigentlich bloß das Vergnügen, so wie die mechanischen den Nutzen, zur Absicht. —

Nun aber finden wir sowohl Vergnügen am Schönen, als am Nützlichen: wie unterscheidet sich also das erstre vom letztern?

Bei dem bloß Nützlichen finde ich nicht so wohl an dem Gegenstande selbst, als vielmehr an der Vorstellung von der Bequemlichkeit oder Behaglichkeit, die mir, oder einem andern durch den Gebrauch desselben zuwachsen wird, Vergnügen.

Ich wende mich gleichsam zum Mittelpunkte, worauf ich alle Theile des Gegenstandes beziehe, d. h. ich betrachte denselben bloß als Mittel, wovon ich selbst, in so fern meine Vollkommenheit dadurch befördert wird, der Zweck bin.

Der bloß nützliche Gegenstand ist also in sich nichts Ganzes oder Vollendetes, sondern wird

es erſt, indem er in mir ſeinen Zweck erreicht, oder in mir vollendet wird. —

Bei der Betrachtung des Schönen aber wälze ich den Zweck aus mir in den Gegenſtand ſelbſt zurück: ich betrachte ihn, als etwas, nicht in mir, ſondern in ſich ſelbſt Vollendetes, das alſo in ſich ein Ganzes ausmacht, und mir um ſein ſelbſt Willen Vergnügen gewährt; indem ich dem ſchönen Gegenſtande nicht ſo wohl Beziehung auf mich, als mir vielmehr eine eine Beziehung auf ihn gebe. Da nun das Schöne mehr um ſein ſelbſtwillen, das Nützliche aber bloß um meinetwillen, lieb iſt; ſo gewährt mir das Schöne ein höheres und uneigennützigeres Vergnügen, als das bloß Nützliche.

Das Vergnügen an dem bloß Nützlichen iſt gröber und gemeiner, das Vergnügen an dem Schönen feiner und ſeltener.

Da das Nützliche ſeinen Zweck nicht in ſich, ſondern außer ſich in etwas andern hat, deſſen

Voll-

Vollkommenheit dadurch vermehrt werden soll; so muß derjenige, welcher etwas Nützliches hervorbringen will, diesen äußern Zweck bei seinem Werke beständig vor Augen haben.

Und wenn das Werk nur seinen äußern Zweck erreicht, so mag es übrigens in sich beschaffen sein, wie es wolle; dies kömmt, in so fern es bloß nützlich ist, gar nicht in Betracht.

Wenn eine Uhr nur richtig ihre Stunden zeigt, und ein Messer nur gut schneidet; so bekümmere ich mich, in Ansehung des eigentlichen Nutzens, weder um die Kostbarkeit des Gehäuses an der Uhr, noch um das Heft an dem Messer; auch achte ich nicht darauf ob mir selbst das Werk in der Uhr oder das Heft an dem Messer gut ins Auge falle, oder nicht. Die Uhr und das Messer haben ihren Zweck außer sich, in demjenigen, welcher sich derselben zu seiner Bequemlichkeit bedienet; sie sind daher nichts in sich Vollendetes, und haben an und für sich, ohne die mögliche oder wirkliche Erreichung ihres äußern Zwecks, keinen eigenthümlichen Werth.

Mit

Mit dieſem ihren äußern Zweck zuſammengenommen als ein Ganzes betrachtet, machen ſie mir erſt Vergnügen; von dieſem Zweck abgeſchnitten, laſſen ſie mich völlig gleichgültig.

Ich betrachte die Uhr und das Meſſer nur mit Vergnügen, in ſo fern ich ſie gebrauchen kann, und brauche ſie nicht, damit ich ſie betrachten kann.

Bei dem Schönen iſt es umgekehrt.

Dieſes hat ſeinen Zweck nicht außer ſich, und iſt nicht wegen der Vollkommenheit von etwas andern, ſondern wegen ſeiner eigenen innern Vollkommenheit da. Man betrachtet es nicht, in ſo fern man es brauchen kann, ſondern man braucht es nur, in ſo fern man es betrachten kann.

Wir bedürfen des Schönen nicht ſo ſehr, um dadurch ergötzt zu werden, als das Schöne unſerer bedarf, um erkannt zu werden. Wir können ſehr gut ohne die Betrachtung ſchöner Kunſtwerke beſtehen, dieſe aber können, als ſolche, nicht wohl ohne unſre Betrachtung beſtehen.

Jemehr wir sie also entbehren können, desto mehr betrachten wir sie um ihrer selbstwillen, um ihnen durch unsre Betrachtung gleichsam erst ihr wahres Daseyn zu geben.

Denn durch unsre zunehmende Anerkennung des Schönen in einem schönen Kunstwerke, vergrößern wir gleichsam seine Schönheit selber, und legen immer mehr Werth hinein.

Daher das ungeduldige Verlangen, daß alles der Schönen huldigen soll, welches wir einmal dafür erkannt haben: je allgemeiner es als schön erkannt und bewundert wird, desto mehr Werth erhält es auch in unsern Augen.

Empfänden wir das Vergnügen an dem Schönen mehr um unsert- als um sein selbstwillen, was würde uns daran liegen, ob es von irgend jemand außer uns erkannt würde?

Wir verwenden, wir beeifern uns für das Schöne, um ihm Bewunderer zu verschaffen, wir mögen es antreffen, wo wir wollen: ja wir empfinden so gar eine Art von Mitleid beim Anblick eines schönen Kunstwerks, das in den Staub danieder getreten, von den Vorübergehenden mit gleichgültigem Blick betrachtet wird. —

Auch

Auch das süße Staunen, das angenehme Vergessen unserer selbst bei der Betrachtung eines schönen Kunstwerks, ist ein Beweis, daß unser Vergnügen hier etwas untergeordnetes ist, das wir freiwillig erst durch das Schöne bestimmt werden lassen, welchem wir eine Zeitlang eine Art von Obergewalt über unsre Empfindungen einräumen.

Während das Schöne unsre Betrachtung ganz auf sich zieht, zieht es sie eine Weile von uns selber ab, und macht, daß wir uns in dem schönen Gegenstande zu verlieren scheinen; und eben dies Verlieren, dies Vergessen unserer selbst, ist der höchste Grad des reinen und uneigennützigen Vergnügens, welches uns das Schöne gewährt.

Wir opfern in dem Augenblick unser individuelles eingeschränktes Dasein einer Art von höherem Daseyn auf. Das Vergnügen am Schönen muß sich daher immer mehr der uneigennützigen Liebe nähern, wenn es ächt seyn soll.

Jede specielle Beziehung auf mich in einem schönen Kunstwerke giebt dem Vergnügen, das

ich

ich daran empfinde, einen Zusatz, der für einen andern verloren geht; das Schöne in dem Kunstwerke ist für mich nicht eher rein und unvermischt, bis ich die besondre Beziehung auf mich ganz davon hinweg denke, und es als etwas betrachte, das bloß um sein selbstwillen hervorgebracht ist, damit es etwas in sich Vollendetes sey. —

So wie nun aber die Liebe, und das Wohlwollen dem edlen Menschenfreunde gewissermaßen zum Bedürfniß werden können, ohne daß er deswegen eigennützig werde; so kann auch dem Manne von Geschmack das Vergnügen am Schönen, durch die Gewöhnung dazu, zum Bedürfniß werden, ohne deswegen seine ursprüngliche Reinheit zu verlieren.

Wir bedürfen des Schönen bloß, weil wir Gelegenheit zu haben wünschen, ihm durch Anerkennung seiner Schönheit zu huldigen.

Ein Ding kann also nicht deswegen schön seyn, weil es uns Vergnügen macht, sonst müßte auch alles Nützliche schön seyn; sondern was uns Vergnügen macht, ohne eigentlich zu nützen, nennen wir schön.

Nun kann aber das Unnütze oder Unzweckmäßige unmöglich einem vernünftigen Wesen Vergnügen machen.

Wo also bei einem Gegenstande ein äußerer Nutzen oder Zweck fehlt, da muß dieser in dem Gegenstande selbst gesucht werden, so bald derselbe mir Vergnügen erwecken soll; oder, ich muß in den einzelnen Theilen desselben so viel Zweckmäßigkeit finden, daß ich vergeße zu fragen, wozu nun eigentlich das Ganze soll? Das heißt mit andern Worten: ich muß an einem schönen Gegenstande nur um seyn selbst willen Vergnügen finden; zu dem Ende muß der Mangel der äußern Zweckmäßigkeit durch seine innere Zweckmäßigkeit ersetzt seyn; der Gegenstand muß etwas in sich selbst Vollendetes seyn.

Ist nun die innere Zweckmäßigkeit in einem schönen Kunstwerke nicht groß genug, um mich die äußere darüber vergessen zu lassen; so frage ich natürlicher Weise: wozu das Ganze? Antwortet mir der Künstler: um dir Vergnü-

gen zu machen; so frage ich ihn weiter: was hast du für einen Grund, mir durch dein Kunstwerk eher Vergnügen, als Mißvergnügen zu erwecken? Ist dir an meinem Vergnügen so viel gelegen, daß du dein Werk mit Bewußtsein unvollkommener machen würdest, als es ist, damit es nur nach meinem vielleicht verderbenem Geschmack wäre; oder ist dir nicht vielmehr an deinem Werke so viel gelegen, daß du mein Vergnügen zu demselben hinaufzustimmen suchen wirst, damit seine Schönheiten von mir empfunden werden?

Ist das letztere, so sehe ich nicht ab, wie mein zufälliges Vergnügen der Zweck von deinem Werke seyn könnte, da dasselbe durch dein Werk selbst erst in mir erweckt und bestimmt werden mußte.

Nur in so fern du weißt, daß ich mich gewöhnt habe, an dem, was wirklich in sich vollkommen ist, Vergnügen zu empfinden, ist dir mein Vergnügen lieb; dies würde aber nicht so sehr bei dir in Betracht kommen, wenn

es dir bloß um mein Vergnügen, und nicht vielmehr darum zu thun wäre, daß die Vollkommenheit deines Werks durch den Antheil, den ich daran nehme, bestätigt werden soll.

Wenn das Vergnügen ein nicht so sehr untergeordneter Zweck, oder vielmehr nur eine natürliche Folge bei den Werken der schönen Künste wäre; warum würde der ächte Künstler es denn nicht auf so viele als möglich zu verbreiten suchen, statt daß er oft die angenehmen Empfindungen von vielen Tausenden, die für seine Schönheit keinen Sinn haben, der Vollkommenheit seines Werks aufopfert? —

Sagt der Künstler aber: wenn mein Werk gefällt, oder Vergnügen erweckt, so habe ich doch meinen Zweck erreicht; so antworte ich: umgekehrt! Weil du deinen Zweck erreicht hast, so gefällt dein Werk, oder daß dein Werk gefällt, kann vielleicht ein Zeichen sein, daß du deinen Zweck in dem Werke selbst erreicht hast.

War aber der eigentliche Zweck bei deinem Werke mehr das Vergnügen, das du dadurch bewirken wolltest, als die Vollkommenheit des Werkes in sich selber; so wird mir eben dadurch der Beifall schon verdächtig, den dein Werk bei diesem oder jenem erhalten hat.

„Aber ich strebe nur den Edelsten zu gefallen." — Wohl! Aber dies ist nicht dein letzter Zweck; denn ich darf noch fragen: warum strebst du gerade den Edelsten zu gefallen? Doch wohl, weil diese sich gewöhnt haben, an dem Vollkommensten das größte Vergnügen zu empfinden? Du beziehst ihr Vergnügen auf dein Werk zurück, deßen Vollkommenheit du dadurch willst bestätigt sehen.

Muntre dich immer durch den Gedanken an den Beifall der Edeln zu deinem Werke auf; aber mache ihn selber nicht zu deinem letzten und höchsten Ziele, sonst wirst du ihn am ersten verfehlen.

Auch der schönste Beifall will nicht erjagt, sondern nur auf dem Wege mitgenommen seyn.

Die

Die Vollkommenheit deines Werks fülle während der Arbeit deine ganze Seele, und stelle selbst den süssesten Gedanken des Ruhms in Schatten, daß dieser nur zuweilen hervor trete, dich aufs neue zu beleben, wenn dein Geist anfängt, laß zu werden; dann wirst du ungesucht erhalten, wornach Tausende sich vergeblich bemühen. Ist aber die Vorstellung des Beifalls dein Hauptgedanke, und ist dir dein Werk nur in so fern werth, als es dir Ruhm verschaft; so thu Verzicht auf den Beifall der Edlen.

Du arbeitest nach einer eigennützigen Richtung: der Brennpunkt des Werks wird außer dem Werke fallen, du bringst es nicht um sein selbstwillen, und also auch nichts Ganzes, in sich Vollendetes hervor.

Du wirst falschen Schimmer suchen, der vielleicht eine Zeitlang das Auge des Pöbels blendet, aber vor dem Blick des Weisen wie Nebel verschwindet.

Der wahre Künſtler wird die höchſte innere Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit in ſein Werk zu bringen ſuchen; und wenn es dann Beifall findet, wird's ihn freuen, aber ſeinen eigentlichen Zweck hat er ſchon mit der Vollendung des Werks erreicht. So wie der wahre Weiſe die höchſte mit dem Lauf der Dinge harmoniſche Zweckmäßigkeit in alle ſeine Handlungen zu bringen ſucht; und die reinſte Glückſeligkeit, oder den fortdauernden Zuſtand angenehmer Empfindungen, als eine ſichere Folge davon, aber nicht als das Ziel derſelben betrachtet.

Denn auch die reinſte Glückſeligkeitslinie läuft mit der Vollkommenheitslinie nur paralel; ſo bald jene zum Ziele gemacht wird, muß die Vollkommenheitslinie lauter ſchiefe Richtungen bekommen.

Die einzelnen Handlungen, in ſo fern ſie uns zu einem Zuſtande angenehmer Empfindungen abzwecken, bekommen zwar eine anſcheinende Zweckmäßigkeit; aber ſie werden zu

ſam-

ſammen kein übereinſtimmendes harmoniſches Ganze aus.

Eben ſo iſt es auch in den ſchönen Künſten, wenn der Begriff der Vollkommenheit, oder des in ſich ſelbſt Vollendeten dem Begriffe von Vergnügen untergeordnet wird.

„Alſo iſt das Vergnügen gar nicht Zweck?“ — Ich antworte: was iſt Vergnügen anders, oder woraus entſteht es anders, als aus dem Anſchauen der Zweckmäßigkeit? Gäbe es nun etwas, wovon das Vergnügen ſelbſt allein der Zweck wäre; ſo könnte ich die Zweckmäßigkeit jenes Dinges bloß aus dem Vergnügen beurtheilen, welches mir daraus erwächſt.

Mein Vergnügen ſelbſt aber muß ja erſt aus dieſer Beurtheilung entſtehen; es müßte alſo da ſeyn, ehe es da wäre. Auch muß ja der Zweck immer etwas Einfacheres, als die Mittel ſeyn, welche zu demſelben abzwecken: nun iſt aber das Vergnügen an einem ſchönen Kunſtwerke eben ſo zuſammengeſetzt, als das

Kunſtwerk ſelber, wie kann ich es denn als etwas Einfacheres betrachten, worauf die einzelnen Theile des Kunſtwerks abzwecken ſollen? Eben ſo wenig wie die Darſtellung eines Gemähldes in einem Spiegel der Zweck ſeiner Zuſammenſetzung ſeyn kann; denn dieſe wird allemal von ſelbſt erfolgen, ohne daß ich bei der Arbeit die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen brauche.

Stellt nun ein angelaufener Spiegel mein Kunſtwerk deſto unvollkommener dar, je vollkommener es iſt; ſo werde ich es doch wohl nicht deswegen unvollkommener machen, damit weniger Schönheiten in dem angelaufenen Spiegel verloren gehen? —

Die metaphysische Schönheitslinie.

Bei dem wahren Künstler muß das Kunstwerk, was er hervorbringen will, gleichsam erst in seiner Seele reif geworden seyn. Ein Reichthum großer und edler Gedanken, die schon seine frühste Kindheit erzeugte, liegt in ihm da.

Diese Gedanken sind aber in den ganzen Zusammenhang aller seiner übrigen weniger edlen und großen Vorstellungen, — und gleichsam in sein Ich verwebt; er findet ein gewißermaßen eigennütziges Vergnügen darin, indem er sie betrachtet, in wie fern sie zu der Vollkommenheit seines Ichs abzwecken.

Indem nun das Maaß dieser großen und edlen Gedanken gleichsam voll ist, so empfindet der Künstler einen Drang sich mitzutheilen, und seine innere Vollkommenheit gleichsam auser sich zu vervielfältigen.

Ein reineres edleres Vergnügen, das sich der Liebe nähert, ahndet ihm dunkel, wenn er seine eigne subjektive Vollkommenheit, in eine objektive, oder seinen Genuß in Anschauen wird verwandelt sehen.

Diese dunkle Ahndung aber bestimmt sein Werk noch nicht, sondern nun wirken die großen und edlen Gedanken auf einen besondern Zweck, dem sie sich am leichtesten und natürlichsten unterordnen können, und auf die Weise nicht mehr zerstreut als Mittel zur Vollkommenheit eines größern Ganzen abzwecken, sondern selbst in sich vereinigt, ein Ganzes ausmachen: sie müßen gleichsam eine Neigung gegen sich selbst erhalten, und ein Faden nach dem andern muß abgeschnitten werden, der sie mit den übrigen Vorstellungen in der Seele des Künstlers, gleichsam nach einer äußern Richtung, zusammen knüpft.

Was in dem Moment der höchsten Reife der großen und edlen Gedanken die lebhafteste und wichtigste Vorstellung in der Seele des

Künst-

Künstlers ist, sey sie auch nur durch zufällige Umstände veranlaßt worden, an diese schließen sich plötzlich alle seine übrigen großen und edle Gedanken, und lösen sich verhältnißmäßig von dem Zusammenhange der übrigen Vorstellungen ab, je mehr sie sich an der einzigen Hauptvorstellung festhalten.

Sobald Homer nur einen Achilles hat, ordnen sich auch schon seine Schlachten, seine Helden, seine großen und edlen Gesinnungen und Charaktere. Alle seine großen und erhabenen Vorstellungen reißen sich jetzt mit einiger Beschwerlichkeit aus dem Zusammenhange seines Denkens gleichsam aus seiner Ichheit heraus, und neigen sich gegen sich selber, um etwas außer ihm bestehendes, in sich Vollendetes zu seyn.

Nun vergißt er auf eine Zeitlang das dunkle Vergnügen, das ihm ahndete, und hat sein Augenmerk nur auf seinen Achilles gerichtet; des Achilles wegen müßen Griechen fallen, des Achilles wegen müßen die übrigen Helden

im

im Dunkeln, und Hektor nur in einem etwas schwächern Lichte als Achilles stehen, damit durch seinen Fall, der Held noch mehr gehoben werde. Der Held wird durch die Begebenheiten, und die Begebenheiten durch den Helden in jedem Augenblick wichtiger.

Wenn das Vergnügen, was der Künstler an seinem Werke selbst empfindet der unmittelbare Zweck desselben wäre, so brauchte er das Große und Edle was einmal in seiner Seele da ist, nicht außer sich darzustellen; denn indem es in seine übrigen Vorstellungen Einfluß hat, und also unmittelbar zu seiner Glückseligkeit abzweckt, macht es ihm ja schon Vergnügen; und er bringt gewissermaßen seinem Werke ein Opfer, indem er den großen und edeln Gedanken eine Neigung gegen einander giebt, wodurch sie während dieser Zeit nicht unmittelbar zu seiner Glückseligkeit abzwecken, indem sie aus dem Zusammenhange seiner Ichheit gleichsam gerissen werden.

In diesem Verstande kann man sagen, daß der Künstler sein Werk aus Liebe zu dem

Werke

Werke verfertige, indem er sich gleichsam eine Zeitlang für sein Werk aufopfert, sich selbst über dem Werke vergißt.

Die allmälige Neigung der Gedanken gegen einander, oder die allmälige Verwandlung der äußern Zweckmäßigkeit in die innre, oder kürzer das in sich selbst Vollendete, scheinet daher der eigentlich leitende Zweck des Künstlers bei seinem Kunstwerke zu seyn.

Der Künstler muß suchen, den Zweck, der in der Natur immer außer dem Gegenstande liegt, in den Gegenstand selbst zurückzuwälzen, und ihn dadurch in sich vollendet zu machen.

Dann sehen wir ein Ganzes, wo wir sonst nichts als abzweckende Theile erblickten.

Die Begebenheiten der Iliade würden in einer allgemeinen Weltgeschichte, uns nur in so ferne wichtig seyn, als sie mit dem ganzen Lauf der Dinge zusammenhingen, sie würden sich in das Ganze verschwimmen, ihr Zweck würde

ins

immer in ihren Folgen außer ihnen seyn, und wir würden in ihnen nie ein Ganzes überschauen.

Der Dichter schneidet sie gleichsam aus ihrem Zusammenhange heraus, und giebt den Begebenheiten eine Neigung gegen sich selber unter einander, die sie in der Natur nicht haben.

Der Zweck aller dieser Begebenheiten fällt in sie selbst zurück; wir vergessen ihren Zusammenhang mit dem großen Lauf der Dinge, und glauben eine Welt, ein Ganzes von Begebenheiten im Kleinen zu sehen.

Der Dichter schneidet die Fäden ab, wodurch die Begebenheiten eine Neigung außer sich bekommen könnten, er läßt dasjenige weg, was in eine andere Sphäre von Begebenheiten eingreift, er rückt Ursach und Wirkung näher zusammen, als sie es in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge sind; eine Mannigfaltigkeit von auseinander fließenden Begebenheiten, die sich kaum in Jahrhunderten zutragen, sehen

wir

wir hier in einem kurzen Zeitraume zuſammengedrängt.

Damit aber die Abweichungen von der Wahrheit nicht zu auffallend werden, ſo müßen dieſelben allmälig geſchehen. Zu jeder weitern Abweichung von der Wahrheit, und zu jeder Zuſammenneigung der Begebenheiten, muß uns der Dichter erſt durch eine weniger gewagte, und weniger merkliche vorbereiten, worauf wir unſern Glauben gleichſam ſtützen können.

Erſtlich muß uns etwas vorgeſtellt werden, was wir an und für ſich ſelber zu glauben nicht abgeneigt ſind; dies iſt aber ziemlich gleichgültig, weil wir bei den Kunſtwerken immer mehr auf die innere, als äußere Wahrheit ſehen.

Dann aber muß nicht gleich etwas folgen, was ſich etwa alle hundert Jahre einmal in der Folge zuträgt, ſondern das Seltnere und Ungewöhnlichere muß durch das Alltäglichere und

Gewöhnlichere allmälig vorbereitet werden, ſo daß die wunderbarſten Verkettungen in der Auflöſung der Begebenheiten nicht mehr auf eine unangenehme Art auffallend ſind, weil die Kunſt uns mit ſanfter Hand dazu geleitetet, und unſer Auge gleichſam an das Neue und Auffallende allmälig gewöhnt hat.

Das Einzige wahre in ſich Vollendete, iſt nur die ganze Natur als ein Werk des Schöpfers, der allein mit ſeinem Blick das Ganze umfaßt, und den Zweck dieſes großen Gegenſtandes in ihn ſelbſt zurückwälzt. In ſo fern alſo hier Zweck und Mittel zuſammen genommen eins ausmachen, ſtellt ſich das allerhöchſte Schöne nur dem Auge Gottes dar.

Unſer umſchränkter Verſtand ſieht in der großen Natur nichts als Mittel, und ahndet nur die Zwecke.

Wenn wir uns die Natur als einen großen Zirkel denken, deſſen Theile insgeſammt eine Neigung gegen ſich ſelbſt haben, um miteinander

der ein Ganzes auszumachen, so sind uns wegen der unermeßlichem Größe des Umkreises die Krümmungen fast unmerkbar, und wir glauben da all uthalben nichts als grade Linien, oder bloß abzweckende Mittel zu sehen, wo doch eine immerwährende Neigung zum Zweck ist, die uns entwischt, weil wir nicht einmal einen so großen Theil des Zirkels überschauen können, der uns eine wirkliche Krümmung darstellte; wir müßen diese Krümmungen nur ahnden, nur errathen.

Indem wir nun einen Drang empfinden, das höchste Schöne in der allein in sich selbst vollendeten ganzen Schöpfung nachzuahmen, so geben wir demjenigen was uns in der Natur gerade Linien, oder bloß abzweckende Mittel zu sein scheinen, eine allmälige Neigung gegen sich selber, gleichsam als ob wir in dem großen unermeßlichen Zirkel einen kleineren im verjüngten Maaßstabe nachbilden wollten.

Indem wir uns aber die abzweckenden Mittel in der Natur, als gerade scheinende Linien

denken, so müßen wir so viele solcher dicht an einander gränzenden Linien annehmen, als es abzweckende Mittel in der Natur giebt.

Soll nun aus dem natürlichen ein Kunstwerk hervorgebracht, oder die höchste Schönheit im verjüngten Maaßstabe dargestellt werden, so muß das gleichsam negativ, oder wie durch einen Schattenriß geschehen; indem ich von der ersten gerade scheinenden Linie einen willkürlichen Abschnitt, von der angrenzenden schon einen etwas stärkern, und von der folgenden noch einen etwas stärkern Abschnitt mache, so daß diese Abschnitte der gerade scheinenden dicht an einander gränzenden Linien, wiederum eine anscheinende krumme Linie bilden, die aber im Grunde nur aus lauter Bruchstücken besteht, und nicht in einem fortgehet.

Wir wollen uns also einen unermeßlichen Zirkel in lauter an einander gränzenden Linien denken, und in demselben eine krumme Linie, die im Kleinen einen Theil des großen Zirkels dar-

darſtellt, indem ſie eine Anzahl der eigentlichen Linien des groſſen Zirkels durchſchneidet. So wie nun hier die an einander gränzenden groſſen Linien durch ihren allmäligen Mangel oder durch ihre ſtuffenweiſen Abſchnitte, eine krumme Linie bilden, wodurch ſie ſelbſt durchkreuzt werden, dieſe krumme Linie aber nur etwas Anſcheinendes und Negatives iſt; ſo bekommen auch in den ſchönen Kunſtwerken die abzweckenden Mittel, die wir mit den geradeſcheinenden aneinander gränzenden Linien verglichen haben, immermehr innre anſcheinende Zweckmäßigkeit, jemehr ſie äußere wahre Zweckmäßigkeit verlieren, und zuletzt kömmt ein Punkt, wo die äußere Zweckmäßigkeit gänzlich ausgeſchloſſen, und irgend ein Gegenſtand, der in der Natur auch nur Mittel war, ſelbſt zum Zweck gemacht wird, auf welchem ſich nun alle die zuſammengeſtellten Mittel wegen des allmäligen Abſchnitts ihrer äußern Zweckmäßigkeit zu beziehen ſcheinen.

Je allmäliger und je ſanfter nun der Uebergang dieſer Mittel von ihrer äuſſern

Zweckmäßigkeit, zu der anscheinenden innern ist, desto gerundeter wird die anscheinende krumme Linie, und ein desto getreuerer Schattenriß der höchsten Schönheit wird sie seyn.

Ginge die anscheinende krumme Linie zu gerade hinunter, so würde das Horazische Ungeheuer herauskommen. Ein Kopf vom Löwen, Schwanz von Fisch, Brüste von einem Weibe; lauter Mittel, wovon die Zwecke in der Natur auf einmal, und auf völlig gleiche Art, ohne allmälige Abstuffung abgeschnitten wären.

Dies kann uns also nicht täuschen, hier ist die fehlende natürliche äußere Zweckmäßigkeit, durch seine anscheinende innere Zweckmäßigkeit ersetzt.

Läuft die krumme Linie zu parallel mit der geraden Linie des großen Cirkels, so kömmt ein langweiliges historisches Gedicht heraus, wo die Erzählung des Trojanischen Krieges von den Eiern der Leda anhebt.

Geht

Geht die krumme Linie bis über den Punkt, wo von der äußern Zweckmäßigkeit der stärkste Abschnitt statt findet, so daß sich alles in der innern Zweckmäßigkeit verliert, und muß sie nun auf der andern Seite wieder heruntersteigen, wo die Abschnitte wieder abnehmen, und die äußere Zweckmäßigkeit wieder zunehmen muß, so wird das Kunstwerk matt, indem es sich aus seinem immer in sich selbst vollendetem Zusammenhange, in den äußern Zusammenhang der Dinge wieder verschwimmt.

Diese krummen Linien wollen wir also die Schönheitslinien, und die in dem unermeßlichen Zirkel gerade scheinenden Linien die Wahrheitslinien nennen. Die Schönheit wäre also die Wahrheit im verjüngtem Maaßstabe.

Wir können die Wahrheitslinie nicht selber biegen, sondern nur machen, daß sie sich zu biegen scheinet, indem sie mit den hervorstehenden äußersten Spitzen der anzränzenden Wahrheitslinien eine krumme Linie bildet, und auf die Weise das Zusammengesetzte vorgestellt wird,

als ob es etwas aus einem Stück bestehendes wäre.

Das in sich vollendete, was in der Natur durch die Succession bewerkstelligt wird, muß hier auf eine anscheinende Art durch die Zusammenstellung hervorgebracht werden. Die einzubildete Schönheitslinie durchkreuzt eine Anzahl Wahrheitslinien, indem sie denselben allmälig engere Gränzen vorschreibt, welche Gränzen eben das Wesen der Schönheitslinie ausmachen.

So muß also der Dichter bei einem jeden Dialog im Drama, dasjenige gehörig abzuschneiden wißen, was derselbe, der gewöhnlichen Folge der Dinge gemäß, nun noch ferner in sich fassen müßte; und in jedem folgenden Dialog, muß alles, was gesagt wird, immer weniger Beziehung auf irgend etwas anders in der Welt als auf die Katastrophe des Stücks haben; es muß also immer mehr äußerlich Zweckmäßiges von jeder Unterredung abgeschnitten werden, je mehr das Drama in sich selbst vol-

vollendet seyn, oder innerliche Zweckmäßigkeit haben soll.

Je unmerklicher ein Künstler diese Abstufung machen kann, desto vollkommener ist sein Werk. Das Gehörige weglassen ist also eigentlich das wahre Wesen der Kunst, die mehr negativ, als positiv zu Werke gehen muß, wenn sie gefallen soll. Wie jener große Zeichner von sich sagte; er habe einen schönen Kopf mehr durch Auslöschen als durch Zeichnen hervorgebracht.

Die einzelnen Theile in einem schönen Kunstwerke müssen alle aus der Natur genommen, und also wahr seyn, aber ihre Zusammensetzung ist die Schönheit, diese ist also nur eine einzige, dahingegen die Wahrheit mehrfach ist. Je mehrfacher die Wahrheitslinien, welche durch ihre Abstufung die Schönheitslinien bilden, bis auf einen gewissen Punkt, sind, je näher sie aneinander gränzen, desto größere Aehnlichkeit wird diese mit der unermeßlichen wirklichen Schönheitslinie haben.

Sind der eingeschloßenen Wahrheitslinien aber zu viele, so geht diese Aehnlichkeit wieder verloren: denn die Schönheitslinie weicht von ihrem Urbilde ab, und neigt sich wieder zur Wahrheitslinie.

Wenn ich in einem Drama das Aufeinanderfolgende immer als Ursach und Wirkung ansehen soll, so muß mich der Künstler niemals einen Sprung merken lassen.

Ob ich alsdann gleich das jetzt Gesagte im Dialog auf tausend andere Dinge ziehen könnte, so fühle ich mich doch gedrungen, es auf das folgende zu beziehen, und dasselbe als die Wirkung davon anzusehen, weil gerade so viel äußeres Zweckmäßiges von dem Dialog abgeschnitten ist, als nöthig ist mich die zunehmende innere Zweckmäßigkeit fühlen zu lassen; und doch immer nur etwas mehr, als in dem Vorhergehenden, damit die Schönheitslinie der Wahrheitslinie in so fern ähnlich werde, daß ihre Krümmung so viel wie möglich unmerklich ist, und ich auf die Weise desto leichter und angenehmer getäuscht werde.

Mil-

Milton

über den Urſprung des Böſen.

In einer böſen Stunde, o Eva, gabſt du jenem falſchen Wurme Gehör, der abgerichtet war, es ſey von wem es wolle, des Menſchen Stimme nachzubilden, nur wahr, was unſern Fall, und falſch, was die verſprochne Erhöhung unſers Weſens anbetrift. Daß wir nun unſere Augen in der That eröfnet finden, und finden, daß wir Gutes und Böſes unterſcheiden können, das Gute nehmlich, welches wir verloren, und das Böſe, welches uns ſtatt deſſen zu Theil geworden iſt. — Schlimme Frucht des Wiſſens, wenn unſere Nakkheit uns nur dadurch ſichtbar wird, wenn es von Ehr' und Treue, Reinigkeit und Unſchuld uns entblößt, die unſre ſonſt gewohnte Zierde war, und nun befleckt und voller Schmutz iſt, indem

in unſerm Angeſicht die Zeichen der ſtrafbaren Begierde ſichtbar werden, aus welcher alles Böſe entſpringt; ja ſelbſt die Schaam, der volle Schluß des Böſen, iſt ſchon an uns ſichtbar; zweifle alſo länger nicht an dem, was vor der Scham vorhergeht. Wie ſoll ich nun hinfort das Antlitz Gottes oder irgend eines Engels ſchauen, das ich ſo oft mit Freude ſonſt und mit Entzücken ſahe. Dieſe himmliſchen Geſtalten werden dieſe irrdiſche nun ganz mit ihrem unerträglich hellen Glanz verdunkeln. O könnt' ich hier in wilder Einſamkeit in irgend einer dunklen Grotte leben, wo die höchſten Wälder, dem Stern und Sonnenlichte undurchdringlich ihre Schatten, wie der braune Abend, weit umher verbreiten. Bedecket mich, ihr Fichten; ihr Zedern mit unzähligen Zweigen hüllt mich ein, wo ich die Sonne und die Sterne nie wieder ſehe! — Aber laß uns jetzt, o Eva, einen Rath erſinnen, da wir nun einmal ſo verwickelt ſind, wie wir für jetzt am beſten dieſe Theile vor einander bergen, die der Scham am meiſten ausgeſetzt, ſich uns am unſcheinbarſten zeigen. Irgend ein Baum, deſſen breite

glatte

glatte Blätter wir um unſre Lenden gürten, mag denn dieſe mittlern Theile rund umher bedecken, damit der neue Gaſt, die Scham, dort nicht mehr ſitze, und uns als unrein ſchelte!

Welches iſt denn nun die verbotene Frucht von welcher wir gekoſtet, und die Erkenntniß des Guten und Böſen dadurch erlangt haben?

Sind es die Künſte und Wiſſenſchaften? Iſt es der Handel, iſt es der Ackerbau?

Sind dieß Abweichungen von der Natur, die ſich durch ſich ſelbſt beſtrafen? Oder ſind dieſe Abweichungen eben ſo natürlich, wie die Natur ſelbſt.

Wenn ſie es ſind, warum iſt denn in allen menſchlichen Einrichtungen ſo viel Schiefes und Verkehrtes?

Warum iſt in die menſchlichen Einrichtungen wirkliches Elend verwebt?

Iſt es denn dem freien Willen des Menſchen möglich in dieſer ſchönen Schöpfung Gottes etwas zu verderben, ſo iſt er ja wirklich Gott gleich, ſo läßt ſich ja wirkliche Empörung der Geſchöpfe gegen den Schöpfer, der endlichen Wirkung gegen die unendliche Urſach denken? oder vielmehr die Urſach iſt denn ſelbſt nicht mehr unendlich, weil ſie durch ihre eignen Wirkungen wiederum eingeſchränkt wird.

Oder iſt die Freiheit der endlichen Weſen nur anſcheinend? So wäre denn dieß wunderbare Ganze eine aufgezogne Uhr, die von ſelber abläuft, und Krieg, Unterdrückung, und alle die mißtönenden Zuſammenſtimmungen der menſchlichen Verhältniſſe, woraus das wirkliche Elend erwächſt, wären alſo dem Schöpfer ein wohlgefälliges Spiel.

Und was wäre das für ein Schöpfer? Wer bebt nicht mit Schaudern vor diesen Abgrunde zurück!

Das Eisen

Ein Ideenspiel.

Das Pflanzenreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich giebt ihm trennende und zusammenfügende Werkzeuge, Sicherheits- Vertheidigungsmittel.

Der Mensch zerstört das Thierreich und Pflanzenreich —

Das Mineralreich, dem die Natur keine eigentliche Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von dem Menschen zerstört, aber es zerstört den Menschen, indem es zu seinem eignen Verderben von ihm gebildet wird —

Helm, Schild — Schwerdt, Kugel, Pfeil — Stahl ſchützt gegen Stahl — Helm und Schild ſchützen Kopf und Bruſt gegen Schwerdt und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerſchmetternden Bombe, noch der Kugel von Blei, die durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird. —

Darum halten Helm und Schild in unſern Tagen den Tod und die Zerſtörung nicht mehr zurück, ſondern ſind als eine unnütze Laſt des Kriegers hinweggeworfen —

Die zerſtörenden Werkzeuge haben über die ſchützenden die Obermacht gewonnen —

Mit der erhöhten Kraft der Zerſtörung hat die Erhöhung der beſchützenden Kraft nicht gleichen Schritt gehalten. —

Bogen und Pfeil iſt hingeworfen, und das tödtende Feuerrohr an ſeine Stelle getreten. —

Helm und Schild iſt auch hinweggeworfen, aber an ſeine Stelle iſt nichts getreten. —

Das Eiſen rächt an dem Menſchen die zerſtörte Thier- und Pflanzenwelt. —

Die weiche Wolle des Schafes kleidet ihn.

Die Stämme des Baumes geben ihm, ob er ſie gleich abgehauen hat, eine bequeme Wohnung, und ſchützen ihn vor Wind und Regen. —

Aber das Eiſen, das er ſelbſt zu ſeinem Verderben geſchmiedet hat, zerſchmettert und tödtet ihn —

Es iſt das nützlichſte und gefährlichſte Werkzeug in der Hand des Menſchen — Zerſtörung bleibt immer ſein vorzüglichſter Zweck. —

Durch die Art fällt der Baum —
Durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die innerſte Zuſammenſetzung des Baumes zerſtört.

Durch das Meſſer wird die ganze innere Zuſammenſetzung des Thieres aufgelöſt, und aus ihren feſteſten Fugen gebracht —

Durch

Durch die Senſe fallen Aehren. — Der Menſch zerſtört durch das Eiſen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine andre Schöpfung von ſeiner eignen Arbeit daraus hervorgehen zu laſſen. —

Bald beneiden ſich die Menſchen unter einander dieſe neue von ihnen ſelbſt hervorgebrachte Schöpfung. Daraus entſteht Krieg und Streit. — Eben das gefährliche Werkzeug, wodurch dieſe Schöpfung hervorgebracht wurde, zerſtört ſie wieder —

Die glühende Kugel verwandelt Paläſte in Schutthaufen —

Die Spitze des Eiſens kehrt ſich gegen den Menſchen ſelbſt — und weil er damit die Ordnung der Natur zerſtörte, ſo zerſtört es ihn wieder.

Der Menſch der dieſe wunderbare Verkettung der Dinge, ihr In- und Gegeneinanderwirken, ihr Entſtehen und wieder Vernichten

werden, im Ganzen genommen überschauet, weiß am Ende kein Resultat daraus zu ziehen. — Die mancherley Beziehungen und Verhältnisse der Dinge untereinander wirken wieder auf seine Denkkraft, und setzen sie unwillkührlich in Thätigkeit —

Er sinnt, und sinnt, indem er glaubt auf etwas zu stoßen — allein es ist beinahe, als ob durch alles das die Fiebern seines Gehirns nur sollten in Bewegung gesetzt werden; denn am Ende ist die ganze Frucht seines Nachdenkens — ein Ideenspiel.

Vernichtung.

Laß die Gold umſäumte Wolke
Ueber jenen Hügel ziehn —
Laß ſie ſinken in das Meer
Wo die Purpurſtreifen glühn;
Wölkchen ſchweben um ſie hér,
Gleich dem zarten Lämmervolke
Auf dem weichen Wieſengrün —
Sie iſt Königin des Himmels —
Sie verbreitet Licht und Glanz —
Was trägt ſie in ihrem Schooße?
Was umſchließt ihr Purpurkranz?
Iſt es eine goldne Schale
Die in ihrer Wölbung ruht,
Und vermiſcht mit Morgenſtrahle
Jenes purpurrothe Blut

In die offne Wölbung gießet,
Die vom Schimmer überfließet —
Oder iſt es eine Kugel
Die den Lichtſtof in ſich ſchließet,
Und ſich auf der Fläche wiegt,
Wo ſie von der Luft umgeben,
Wie auf einem Küſſen liegt —
Ach die Purpurwolke ſinket,
Doch ihr Schimmer ſinket nicht —
Denn aus ihren Saume blinket
Plötzlich ein allmächtig Licht —
Nun hat ſich das Licht gerundet —
Und der Wolken Königin,
Welche dieſes Licht gebohren,
Schwindet ſelbſt in Nacht dahin —
All' ihr Schimmer iſt verlohren —
Aber lächelnd ſinkt ſie hin:
Denn ſie hat das Licht gebohren.
Die Gebährerin des Lichts
Sinket lächelnd in ihr Nichts.

Vorbereitung des Edlern durch das Unedlere.

Alles, was die Natur hervorbringt, hat edlere und minder edle Theile.

Die Blätter des Baumes ſind verfeinerter, als ſein Stamm und ſeine Zweige, die Blüthe iſt veredelter als die Blätter, und die Frucht iſt das Edelſte von allem.

Das Erdreich, worin der Baum wächſt, iſt noch weit gröber und ungebildeter als der Stamm deſſelben; und doch würden der Stamm und die Zweige nicht ohne das Erdreich, und die feiner gebildeten Blätter, Blüthen und Früchte, nicht ohne den gröber gebildeten Stamm und ſeine Aeſte und Zweige ſeyn können.

Das weniger Edle muß alſo immer die Grundlage des Edlern ſeyn, und das erſte muß durch das letztere bis zur höchſten Stufe der Verfeinerung vorbereitet werden.

Der Stamm verliert ſich in die ſchlankeren Aeſte, die Aeſte in die zartergebildeten Zweige, die Zweige in Blätter, die Blätter in Blüthen, und die Blüthen in Früchte.

Im menſchlichen Körper heißen diejenigen die edlern Theile, deren Verletzung am gefährlichſten und in welcher gleichſam der Hauptſitz des Lebens iſt: die übrigen Theile des Körpers ſcheinen mehr um dieſer willen hervorgebracht zu ſeyn, als daß jene ſelbſt um der übrigen Willen hervorgebracht wären.

Nun findet aber zwiſchen den edlern Theilen wiederum ein groſſer Rangſtreit ſtatt, und es kömmt faſt alles auf die Frage an, ob der Kopf um des Magens oder der Magen um des Kopfes willen da ſey? Ob der Menſch nur

den

denken soll, um zu essen, oder ob er essen soll, um zu leben und zu denken.

Niemand wird leugnen, daß die Gesinnungen und Handlungen des Menschen, die Blüthen und Früchte am Baume sind, die durch den gröbern Nahrungsstoff allmälig zubereitet werden. — Und dennoch denkt der gröste Theil der Menschen nur um zu essen — aber er denkt doch — die Natur hat ihren Endzweck erreicht, sie hat das edlere durch das weniger edle unmerklich veranlaßt und vorbereitet.

Die Pädagogen.

Seit undenklichen Jahren war die Erziehung eine Sache, die man, wie tausend andre Dinge, ihren Gang gehen ließ, ohne sich ihre Vervollkommung zu einem besondern Augenmerk zu machen.

Es standen in unsern Tagen der Weichlichkeit und Ueppigkeit Männer auf, welche aus starken Gründen bewiesen, daß die Erziehung etwas sehr wichtiges sey; und ein großer Theil der Menschen fing an, diesen Männern zu glauben, und die Erziehung auch für etwas sehr wichtiges zu halten.

Da man nun darauf zu denken anfing, wie man eigentlich das künftige Menschengeschlecht erziehen wollte, so zerfiel dasselbe in zwei Theile, wovon man denjenigen, welcher über den

andern erhaben zu seyn glaubt, den gesitteten Theil nennt.

Zu diesem rechneten sich nehmlich alle, welche ihren Kopf mehr, als ihre Hände brauchen, und zu jenem wurden alle diejenigen gerechnet, die ihre Hände mehr als ihren Kopf brauchen.

Nun war es aber dahin gekommen, daß der denkende Theil die Hände der übrigen Menschen fast allein für sich arbeiten, und der mit den Händen arbeitende Theil die Köpfe der übrigen Menschen fast allein für sich denken ließ.

Ein ganzer Theil von Menschen war also gleichsam der Kopf der übrigen geworden, die seine Hände waren, welches ganz wieder die Ordnung der Natur ist, die einem jeden einzelnen Menschen zu seinem Gebrauch Kopf und Hände gegeben hat.

Dieß nun wieder ins Gleis zu bringen, hätte eigentlich das Hauptaugenmerk der neuen Wissenschaft seyn sollen, welche man die Erziehungskunst oder Pädagogik nannte.

Weil aber der gesittete Theil der Menschen die Erziehungsbücher verfertigte, so zog er vorzüglich sich selbst in Betrachtung, und alles lief darauf hinaus, wie er seine Geisteskräfte noch mehr vervollkommnen wollte, darüber vergaß er seine Brüder, deren Hände ihm doch Nahrung und Bequemlichkeit verschaften, und denen er nicht einmal einen kleinen Theil seiner erworbenen Weisheit wollte zufließen lassen, indem er sich nicht entblödete, noch die Frage aufzuwerfen, ob man das Volk in der Täuschung oder Unwissenheit erhalten müsse oder nicht?

Die Erziehungskunst blieb daher größtentheils auf die sogenannten gesitteten Stände eingeschränkt, die dadurch noch mehr verfeinert, und noch gesitteter werden sollten, und

das

das Volk blieb, wie es war — denn zwischen ihm und der sogenannten feinern Welt blieb eine undurchdringliche Scheidewand.

Anstatt sich einander zu nähern, entfernten sie sich immer weiter von einander.

Daher die fürchterlich grotesken Erscheinungen von Dummheit und Aberglauben des Pöbels gerade da, wo man die höchste Aufklärung vermuthete.

Die Erziehungskunst ließ sich auf die Weise nicht mehr auf allgemeine Grundsätze zurückbringen, sondern zerfiel in so viele ganz von einander abgesonderte Methoden, als es Verschiedenheiten der Stände gab, und allenthalben zeigten sich nun Unordnung und Widersprüche.

Da dachten die weisesten unter den Vätern von dem gesitteten Theile der Menschen, daß es besser sey, wenn sich ihre gesunde Vernunft mit der warmen väterlichen Liebe vereinbarte,

um den wahren Gesichtspunkt der Erziehungskunst selbst zu treffen, als wenn sie den leeren Hirngespinnsten mancher eingebildeter Weisen ferner Gehör gäben.

Und nun fanden sie, daß es gar nicht wohl gethan sey, wenn die höhern Stände die niedern zu sich wollten hinaufsteigen lassen; daß es aber sehr wohl gethan sey, wenn die höhern zu den niedern ein paar Stufen herabstiegen.

Sie fanden, daß es zum Wohl der Menschheit nöthiger sey, den höhern Ständen schon in der Jugend Ehrfurcht gegen die niedern, als den niedern Ehrfurcht gegen die höhern einzuflößen.

Daß derjenige, welcher vorzüglich seinen Kopf brauchen soll, um andre zu regieren,

von

von dieſen vorher gelernt haben müſſe, ſeine Hände zu brauchen, um ſich im Fall der Noth zu ernähren.

Daß die wahre Kultur ſchlechterdings nicht einſeitig ſeyn könne, ſondern ſich verhältniß-mäßig auch über die niedrigſten Stände verbreiten müſſe. Und daß die höhern Stände von den niedern an Körperkultur wieder gewinnen müſſen, was ſie ihnen an Geiſtes-kultur mittheilen.

Die weiſen Väter, welchen 'es übrigens weder an Macht noch Reichthum fehlte, um ihre Abſichten durchzuſetzen, fielen auf ein ganz einfaches und leichtes Mittel, wozu ſie weder des einen noch des andern bedurften, und wodurch ſie demohngeachtet bewerkſtelligten, daß die verhaßte Scheidewand zwiſchen den Ständen allmälig weggerückt wurde.

Daß

Daß die niedern Stände mehr Ehrfurcht gegen die höhern hegten, weil sich diese im Nothfall dasjenige selbst verschaffen konnten, was sie sonst von den niedern Ständen abhängig macht. Und daß die höhern Stände mehr Liebe und Ehrfurcht gegen die niedern hegten, weil sie einmal ihres Gleichen gewesen, und näher mit ihnen bekannt geworden waren. So daß auf die Weise bessre Richter, bessre Aerzte, bessre Lehrer des Volks, bessre Obrigkeiten, und bessre Fürsten, entstanden;

Daß der Menschheit ihr erkranktes Selbstgefühl wieder gegeben ward;

Daß die Weichlichkeit der Sitten abnahm;

Daß die menschlichen Dinge sich nach und nach wieder in ihr ordentliches Gleis fügten, die allgemeine Aufklärung mit gleichen Schritten fortging, die Stände einander immer

näher

näher rückten, und allmälig jeder Vorzug der Menschheit, sich wie der Thau des Himmels, über alle ergoß. —

Und was thaten die weisen Väter, um diese Endzwecke zu bewirken?

Sie liessen ihre Söhne Handwerke lernen.

Der bildende Genius.

Je lebhafter ſpiegelnd das Organ von der dunkel ahndenden Thatkraft, durch die unterſcheidende Denkkraft, und die darſtellende Einbildungskraft, bis zu dem hellſehenden Auge und dem deutlich vernehmenden Ohre wird, um deſto vollſtändiger und lebendiger werden zwar die Begriffe, aber um deſto mehr verdrängen ſie ſich auch und ſchlieſſen einander aus.

Wo ſie ſich alſo am wenigſten einander ausſchlieſſen, und ihrer am meiſten nebeneinander beſtehen können, das kann nur da ſeyn, wo ſie am unvollſtändigſten ſind, wo bloß ihre Anfänge oder erſten Anläſſe zuſammentreffen,

die

die eben durch ihr Mangelhaftes und Unvollständiges in ſich ſelber den immerwährenden, unwiederſtehlichen Reiz bilden, der ſie zur vollſtändigen Wirklichkeit bringt.

Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie, ſo weit wie die Natur ſelber ſeyn, das heiſt: die Organiſation muß ſo fein gewebt ſeyn, und ſo unendlich viele Berührungspunkte der allumſtrömenden Natur darbieten, daß gleichſam die äuſſerſten Enden, von allen Verhältniſſen der Natur im Großen hier im Kleinen ſich nebeneinanderſtellend, Raum genug haben, um ſich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organiſation von dieſem feinen Gewebe, bei ihrer völligen Entwicklung, auf einmal in der dunklen Ahndung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in

ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele deren bloß thätige Kraft, schon das Edle grosse Ganze der Natur in dunkler Ahndung faßt, kann sich die erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft und der am hellsten spiegelnde äußre Sinn, mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahndeten Verhältnisse jenes großen Ganzen, müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden muß die Thatkraft, worinn sie schlummern, sie nach sich selber aus sich selber bilden, sie muß alle Verhältnisse des großen Ganzen, und

in ihnen das höchste Schöne, gleichsam wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einem Brennpunkte fassen; — aus diesem Brennpunkte muß sich nach des Auges gemessener Weite ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen ründen, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur eben so wahr und richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen in verjüngendem Maaßstabe überträgt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich das, was er darstellt, wäre durch seine Bildung zu einem für sich bestehenden Ganzen, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein eigenmächtiges Ganze duldet, nicht bestehen könnte; so führt uns dieß auf den Punkt daß jedes

mal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des grosen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange, spiegeln kann.

Da nun aber jene grosen Verhältnisse in deren völligen Umfange das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung statt finden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmäligen Werdens, in dunkler Ahndung auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung, gleichsam vor seinem wirklichem Daseyn da ist; wodurch alsdenn auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen

Ge-

Genuß der Werke der ſchönen Künſte ſelbſt vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher kommendes in uns entſtehen, daß den Genuß der ſchönen Kunſtwerke uns erhöht. Allein da unſer höchſter Genuß des Schönen dennoch das Werden deſſelben aus unſrer eignen Kraft unmöglich mit in ſich faſſen kann; — ſo bleibt der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber; und das Schöne ſelbſt hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns — Und das bildende Genie iſt daher im groſſen Plane der Natur zuerſt um ſein ſelbſt und dann erſt um unſertwillen da, weil es nun einmal auſſer ihm noch Weſen giebt, die ſelbſt nicht ſchaffen, und bilden, aber das Gebildete doch wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darinn, daß ſein innres Weſen, auſſer den Grenzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung,

in seinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sey? ist es schön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als den Inbegriff aller harmonischen Verhältniße des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne hin und her in der Natur zerstreute ist ja nur in so fern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältniße des großen Ganzen mehr oder weniger darinn offenbart. — Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur, immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der edlen und majestätischen Verhältniße des großen Ganzen der Natur ist. — Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht — oder empfunden werden.

Welt

Weil nehmlich, in gänzlicher Ermanglung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenstand unsrer Denkkraft ist so würden wir in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können auch seines Genusses ganz entbehren müssen, in dem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schönere näher käme, als das Minderschöne, — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kömmt, ohne sie selbst zu seyn: — dieß ist, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen; die, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses, bei der Hervorbringung des Schönen, durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

Wenn nehmlich das Organ nicht fein genug gewebt ist um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und nur noch ein Punkt zum Schluß

des völligen Zirkels fehlt; so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch es auſſer uns wieder darzuſtellen würde uns miſslingen, und uns deſto unzufriedner mit uns ſelber machen, je näher unſer Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt. Weil nehmlich das Weſen des Schönen eben in ſeiner Vollendung in ſich ſelbſt beſteht, ſo ſchadet ihm der letzte fehlende Punkt ſo viel als tauſend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle in welche ſie gehören — und iſt dieſer Vollendungspunkt einmal verfehlt, ſo verlohnt ein Werk der Kunſt der Mühe des Anfangs und der Zeit ſeines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und ſein Daſeyn muß nothwendig, durch die Vergeſſenheit worein es ſinkt, ſich wieder aufheben.

Eben ſo ſchadet auch dem in das feinere Gewebe der Organiſation verflochtnen unvollendeten Bildungsvermögen, der letzte zu ſeiner Vollſtändigkeit fehlende Punkt, ſo viel als tauſend

ſend. — Der höchſte Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben ſo wenig, wie der geringſte, in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen ſeine Grenzen überſchreitet, muß es nothwendig unter ſich ſelber ſinken, ſich aufheben, und vernichten.

Je vollkommner nun das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſtomehr iſt es in Gefahr ſich zu täuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weiſe, durch tauſend mißlungne Verſuche, ſeinen Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunſt, zugleich durch das Werden deſſelben, in die bildende Kraft, die es ſchuf, hindurch; und ahndet dunkel den höhern Grad des Genuſſes eben dieſes Schönen, im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus ſich ſelbſt, hervorzubringen.

Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas ähnliches aus sich selbst hervorzubringen; haßt ihr eignes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das ausser ihr schon da ist, und woran sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet. Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahndet, theilhaftig zu werden; in einem schönen Werke, das ihr sein Daseyn dankt, mit dem Bewußtsein von eigner Bildungskraft, sich selbst zu spiegeln. — Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte; und das Schöne sich nur um sein selbstwillen, von der Hand des Künstlers greifen, und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

Wo sich nun in den schaffen wollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des

Schö-

Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewähren ſoll, und wo dieſe Vorſtellung der erſte und ſtärkſte Antrieb unſerer Thatkraft wird; die ſich zu dem, was ſie beginnt, nicht an und durch ſich ſelbſt gedrungen fühlt, da iſt der Bildungstrieb gewiß nicht rein; der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen aus einander, das Werk kann ſich nicht ründen.

Dem höchſten Genuß des aus ſich ſelbſt hervorgebrachten Schönen ſich ſo nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, ſcheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äuſſerſt leicht wird; wenn wir aus dieſem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu beſitzen ſchmeicheln, um doch ſein Weſen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir finden, tilgen; und jede Vorſtellung des Genuſſes, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nur da ſeyn wird, durch das Gefühl von unſrer eignen Kraft gewähren ſoll, ſo viel wie möglich zu verbannen ſuchen. So daß,

wenn

wenn wir es auch mit dem letzten Athemzuge erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten. — Behält alsdann das Schöne, das wir ahnden, bloß an und für sich selbst in seiner Hervorbringung noch Reiz genug, unsre Thatkraft zu bewegen; so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist. — Verliert sich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter — der Frieden in uns ist hergestellt. — Das nun wieder in seine Rechte getretne Empfindungsvermögen eröfnet sich zum Lohne für sein bescheidnes Zurücktreten in seine Grenzen, dem reinsten Genuß von allem Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äusserst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche angemaaßte Abdrücke des höchsten Schönen, gegen einen ächten, durch den falschen

schen Bildungstrieb, in den Werken der Kunst entstehen. Denn da auch die ächte Bildungskraft, sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werkes auch schon den ersten höchsten Genuß desselben, als ihren sichern Lohn schon in sich selber trägt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allererſten Moment ihres Anstoßes durch sich selbst, und nicht durch die Ahndung des Genusses von ihrem Werke erhält; und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selber kein richtiges Urtheil fällen kann, so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungner Versuche dieser Selbsttäuschung zu entkommen. — Und selbst auch diese mißlungnen Versuche sind noch nicht immer ein Beweiß von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie ächt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben damit das ächte Schöne selten bleibe, läßt die Natur die innwohnende Bildungskraft

nicht

nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen; oder sie läßt sie einen falschen Weg einschlagen, auf den sie sich nie entwickeln kann. Und eben damit das ächte Schöne und Edle durch seinen seltnen Werth sich vom Gemeinen und Schlechten scheide, läßt sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte in dem Maß entstehen, als durch die Vielheit desselben die Seltenheit des ächten Schönen desto glänzender schimmern kann, ohne dadurch ganz verdrängt und überschwemmt zu werden.

In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhält sich zu einander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, in so fern dieselbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger oder doch fast vollständiger Abdruck ist. Empfindungs- sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft; und die thätige Kraft, worinn sich beide gründen, umfaßt zugleich auch alles, was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie herausspinnend, in sich trägt.

In so fern nun diese thätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervorbringend in sich faßt, heist sie Bildungskraft; und in so fern sie das, was ausser den Grenzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegen neigend, in sich begreift, in so fern heißt sie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hin-

gegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein statt finden.

Des Maurerlehrlings Weihe.

Was kann die höchste, oder tiefste Weisheit Höheres lehren?
Als das: der Mensch muß edel seyn, das heißt, er muß der Menschheit Würde fühlen,
Er muß den Blick zu etwas Höherm heben,
Als das, wonach der große Haufe strebt —
Er soll für Menschen Wohl und Weh ein zart Gefühl,
Und Kraft auch in sich haben, das eine ohne Prunk,
Zu fördern, und das andre wenn gleich nicht
Zu tilgen, doch mit sanfter Hand zu mildern,
Wo nicht mit süßem Trost, der aus der Weisheit Schule kömmt!

Die Weisheit aber sagt: zu höherm Leben
Ist Duldung stets der Keim, und die Gefahren
Die den Sterblichen von allen Seiten drohn
So lange die Zerstörung ihren Schritt
Noch ungehemmt durch alle Menschenalter
hält —
Sind das, woraus des Helden Edelmuth
Des Weisen goldne Lehr' und manche schöne
That
Des wechselseitgen Beistands liebreicher Hülf'
erwächst.
So tritt der Maurer Lehrling seinen Pfad
Umringt von täuschenden Gefahren an,
Die endlich vor dem Blick des Eingeweihten
Gleich einem Traum verschwinden. — Doch so
wie
Die drohende Gefahr nur bildlich war,
So ist auch diese Einweihung ein Vorbild
Von einer höhern Weihung, die der Maurer
Wenn sie ihm werden soll, sich selbst erringen
muß,

Wozu dieß Vorbild ſtets ein Wink, ein Sporn,
und Führer iſt. —
In Oſten dämmert noch das Licht mit blaſſem
Schimmer
Von daher ſchallt des Meiſters Stimme, die
uns zur Ordnung und zur Stille ruft —
Und nicht umſonſt in unſerm Ohr ertönt,
Damit wir vom Geräuſch des Lebens auf Mo-
mente,
Den Geiſt zu würdigern Gedanken ſammlen
Wodurch das Leben ſelbſt erſt ſeinen Werth
erhält.

Die Stuffen des Geſellengrades.

Deutet hier nicht alles auf Streben nach höherer Vollkommenheit, auf immerwährendes Fortſchreiten, auf Muth und Verachtung der Gefahr, auf immerwährende Annäherung zu einem aufgeſteckten Ziele, wodurch das Zaudern und der Stillſtand verbeten, der Müſſiggang ſchändlich wird? — Hier wehet das Panier dem wir folgen ſollen — um immer zum Aufbruch bereit zu ſeyn, denn unſer erſtes Loſungszeichen iſt Verachtung des Todes — das zweite deutet auf Muth und Kraft zum Leben — das Zeichen, das uns näher knüpft, iſt ein bedeutender Händedruck — unſer erſtes Loſungswort macht uns aufmerkſam auf das Göttliche unſers Urſprungs, das zweite auf die Kraft, die in uns wohnet.

Wir

Wir versammlen uns, um den Götterfunken wieder anzufachen, der unter der Asche glimmt — die heilige Flamme, welche dieser Tempel gleich dem Feuer der Vesta aufbewahrt, soll unsere Brust durchglühen und unser Wesen veredeln. — Wir beschwören den Geist, der in uns selber verborgen wirkt und lebt, daß er mit Macht sich äußere, die Nebel der eigennützigen Sorgen durch seinen angebohrnen Glanz verscheuche, und Licht und Klarheit in uns, und um uns her verbreite.

Die Binde ist nun von des Lehrlings Augen gefallen — ihm leuchtet ein flammender Stern auf dunklem Pfade —

Die Stuffen zu dem Heiligthum müssen erstiegen werden — und ihre Zahl bezeichnet harmonischen Zusammenklang, worin die Leiter der Töne schlummert, aus welcher mannichfaltige Melodien sich entwickeln — wohin wollen diese Winke anders deuten, als daß der Maurer jede Stuffe zur Vollkommenheit, jede höhere Geistesentwickelung zum Ziele seiner Be-

ſtrebungen machen, und alle das Schöne, was Menſchen dachten und empfanden, ſich zueignen, und die Frucht davon genießen ſoll.

Denn was die Vorwelt erfunden hat, ſoll die Nachwelt nutzen, und Künſte und Wiſſenſchaften ſind, ſobald ſie erfunden worden, ein Eigenthum der Menſchheit. — Die zerſtreuete Menſchheit aber ſoll ſich in unſrer Loge ſammlen, hier ſoll der Sitz der wechſelſeitigen Mittheilung, ſo wie der Eintracht und des Friedens ſeyn. — Das Geheimſte und Wichtigſte ſoll hier zur Sprache kommen und vor dem Blick des Maurers das Innerſte unſers Weſens ſich enthüllen.

Dazu aber iſt es nöthig, die Stuffen der Menſchenbildung zu erſteigen, Kenntniſſe, welche Geiſt und Herz erheben, ſich zu erwerben, und dieſe mit den maureriſchen Kenntniſſen zu verknüpfen, um in den Symbolen der Maurerei den Punkt zu finden, der uns allein den innern Frieden giebt. — Denn dieſer Frieden

ſoll

ſoll keine träge Ruhe, ſondern eine feſte Reſignation ſeyn, die auf jeden Erfolg gefaßt, nur deſto thätiger iſt, und ohne Furcht und Schrecken an jähen Abgründen die Lebensbahn hinwandelt.

Dann erſt iſt die Loge für uns ſo hoch wie der Himmel, und reicht vom Aufgange bis zum Niedergange. — Der geſtirnte Himmel iſt ihre Decke, und ihr Fußboden wohin unſer Fuß treten mag — wir finden ſie in uns, und uns in ihr zu allen Zeiten wieder. — Wo Ordnung, Ebenmaaß, und Schönheit in bleibenden Werken der Menſchen, ihren Worten, oder Thaten herrſcht, da glänzt im hellen Stern der Buchſtabe mit der Flammenſchrift — und wo ein neues Gefilde des Denkens ſich eröfnet, da ſind die Stuffen zum Heiligthum.

Hier ſoll der erſte Schlag des Hammers den ernſten Gedanken in unſre Seele rufen: daß über unſern Häuptern unſichtbar unſer Schickſal ſchwebt, und wir mit feſtem Tritt durchs Leben gehen, und in uns ſelbſt den Frieden

finden müſſen, der außer uns nicht iſt. — Ordnung und Stille ſollen hier den Ton der Harmonie in unſer Leben bringen — und jedes Sinnbild ſoll zur rechten Zeit vor unſre Seelen treten, und uns mit leiſer Stimme warnen, ſo oft der Fuß von ſeiner Bahn abweicht.

Hier ſteht ein Pfeiler, der nicht wankt, er bürgt die Götterkraft, die in uns wohnt, flößt Muth zum Leben ein. — Hier meine Brüder wollen wir verweilen; denn unſre Meiſter rufen uns entgegen: aus Mitternacht flammt der Stern — ſein Licht verſchwindet — und der Verhang fällt. — —

Mutius Scävola.

Dadurch daß die That des Mutius Scävola erwünschte Folgen hatte, wurde sie nicht im geringsten edler, als sie war, und würde auch, ohne den Erfolg, von ihrem innern Werthe nichts verlohren haben; sie brauchte nicht nützlich zu seyn, um edel zu seyn; bedurfte des Erfolges nicht, eben weil sie ihren innern Werth in sich selber hatte.

Und wodurch anders hatte sie diesen Werth, als durch sich selbst, durch ihre Entstehung, durch ihr Daseyn?

Das edle und große der Handlung lag ja eben darinn, daß der junge Held, auf jeden Erfolg gefaßt, das alleräusserste wagte, und da es ihm mißlang, ohne Bedenken seine

Hand in die lodernde Flamme streckte, ohne noch zu wissen, was sein Feind in dessen Gewalt er war, über ihn verhängen könnte. —

So kann nur der handeln, welcher eine große That, deren Erfolg so äußerst ungewiß ist, um dieser That selbstwillen, unternimmt, wovon allein schon das große Bewußtseyn ihn für jeden mißlungnen Versuch schadlos hält.

Wäre Mutius, unter andern Umständen, bloß das Werkzeug eines andern, dem er aus Pflicht gehorchte, zu einer ähnlichen That gewesen, und hätte sie, mit Beistimmung seines Herzens, vortrefflich, und so wie er sollte, ausgeführt; so hätte er zwar noch nicht im eigentlichen Sinne edel, aber sehr gut gehandelt: denn ob gleich seine Handlung auch schon vielen Werth in sich selber hat, so wird doch ihre Güte zugleich noch mit durch den Erfolg bestimmt.

Hätte

Hätte aber eben dieſer Mutius den Anariff auf den Feind ſeines Vaterlandes meuchelmörderiſcher Weiſe aus Privatrache und perſönlichem Haß gethan, und ſie wäre ihm nicht mißlungen, ſo hätte ſie ſeinem Vaterlande, ohne gut und edel zu ſeyn, dennoch genützt, und hätte, ohne den mindeſten innern Werth zu haben, dennoch, durch den Erfolg, eine Art von äußerm Werth erhalten.

Wie nun das Gute zum Edlen; eben ſo muß das Schlechte zum Unedlen ſich verhalten: das Unedle iſt der Anfang des Schlechten, ſo wie das Gute der Anfang des Schönen und Edlen iſt; und ſo wie eine bloß gute noch keine edle, ſo iſt eine bloß unedle deswegen noch keine ſchlechte Handlung.

Und wie das Nützliche zum Guten, eben ſo verhält wiederum das Unnütze ſich zum Schlechten: das Schlechte iſt gleichſam der Anfang des Unnützen, ſo wie das Nützliche ſchon der Anfang des Guten iſt: wie das bloß Nützliche

liche deswegen noch nicht gut iſt, ſo iſt auch das bloß Schlechte deswegen noch nicht unnütz.

Nun ſteigen die Begriffe von unedel, ſchlecht und unnütz eben ſo herab, wie die Begriffe von nützlich, gut, und ſchön, heraufſteigen. Von den heraufſteigenden Begriffen ſteht das Edle und Schöne auf der höchſten, ſo wie von den herabſteigenden das Unnütze auf der niedrigſten Stufe. Von allen dieſen Begriffen nun ſtehen der vom Schönen und der vom Unnützen am weiteſten von einander ab, und ſcheinen ſich am ſtärkſten entgegen geſetzt zu ſeyn; da wir doch vorher geſehen haben, daß das Schöne und Edle ſich eben dadurch vom Guten unterſcheidet, daß es nicht nützlich ſeyn darf um ſchön zu ſeyn, und alſo der Begriff vom Schönen mit dem Begriff vom Unnützen oder nicht Nützlichen ſehr wohl müßte beſtehen können.

Hier zeigt es ſich alſo, wie ein Zirkel von Begriffen ſich zuletzt wieder in ſich ſelbſt verliert, indem ſeine beiden äußerſten Enden gerade

rade da wieder zuſammenſtoßen, wo, wenn ſie nicht zuſammenſtießen, von einem zum andern der weiteſte Weg ſeyn würde.

Der Begriff vom Unnützen nehmlich, in ſo fern es gar keinen Zweck, keine Abſicht außer ſich hat, warum es da iſt, ſchließt ſich am willigſten und nächſten an den Begriff des Schönen an, in ſo fern daſſelbe auch keines Endzwecks, keiner Abſicht, warum es da iſt, auſſer ſich bedarf, ſondern ſeinen ganzen Werth, und den Endzweck ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat.

In ſo fern aber nun das Unnütze nicht zugleich auch ſchön iſt, fällt es auf einmal wieder am allerweiteſten vom Begriff des Schönen, bis unter das Schlechte herab, weil es nun, weder in ſich noch auſſer ſich, eine Abſicht hat, warum es da iſt, und ſich alſo gleichſam ſelbſt aufhebt. Iſt aber das Unnütze, oder dasjenige, was außer ſich keinen Endzweck ſeines Daſeyns hat, warum es da iſt, zugleich auch ſchön,

so steigt es plötzlich auf die höchste Stuffe der Begriffe bis über das Nützliche und Gute empor, indem es eben deswegen keines Endzwecks ausser sich bedarf, weil es in sich so vollkommen ist, daß es den ganzen Endzweck seines Daseyns in sich selber hat.

Die drei aufsteigenden Begriffe von nützlich, gut und schön, und die drei absteigenden von unedel, schlecht und unnütz, bilden also aus dem Grunde einen Zirkel, weil die beiden äussersten Begriffe vom Unnützen und vom Schönen sich gerade am wenigsten einander ausschliessen; und der Begriff des Unnützen von dem einen, für den Begriff des Schönen von dem andern Ende, gleichsam die Fuge wird, in die es sich am leichtesten hineinschleichen und verlieren kann.

Steigen wir nun die Leiter der Begriffe herab, so verträgt sich schön und edel zwar mit unnütz, aber nicht mit schlecht und unedel; gut verträgt sich mit nicht edel, aber nicht

mit

mit ſchlecht und unnüz; nüzlich mit ſchlecht und unedel, aber nicht mit unnüz; unedel mit gut und nüzlich aber nicht mit ſchön; ſchlecht mit nüzlich, aber nicht mit ſchön und gut; unnüz mit ſchön aber nicht mit gut und nüzlich: die Begriffe müſſen ſich immer gerade da wieder entgegen kommen, wo ſie am weiteſten von einander abzuweichen, und ſich zu verlaſſen ſcheinen.

Die Unſchuldswelt.

Wenn alle Menſchen immer Schafe geweidet hätten, ſo wären ſie wohl ganz glücklich geweſen. — Aber was wäre denn aus unſerer Geſchichte geworden? — Wo hätten wir von Schlachten zu Land und zur See, von eroberten Städten, von Feldherrntugenden, von Heldenmuth und Tapferkeit, von Bündniſſen und Staatsverfaſſungen zu hören und zu leſen bekommen?

Dieſer Welt von Ereigniſſen, die nun auf dem Schauplatz und in der Geſchichte eine ſo angenehme Wirkung auf unſre Einbildungskraft macht, wären wir dann verluſtig gegangen.

Wo hätte dann der Stoff zu einer Iliade, zu einer Aeneide herkommen ſollen?

Armſelige Welt, die dann geblieben wäre,

Ohne Schwerdt und Helm,
Ohne Schlachten,
Ohne Kriegsrüſtungen,
Ohne Blutvergießen,
Ohne Trauerſpiele,
Ohne Geſchütz und Bombe,
Ohne Schanz' und Bollwerk,
Ohne ſtehende Kriegsmach',
Ohne Könige, ohne Fürſten!

Wahrlich um ſo viel große und majeſtätiſche Dinge, ſich zuſammen zu denken, verlohnt es ſich doch wohl noch der Mühe, unglücklich zu ſeyn.

Alle dieſe großen Dinge müſſen ja doch einen Zweck haben. —

Was wären denn die Bomben wenn keine Glieder dadurch zerſchmettert, und die Schwerdter, wenn nicht Menſchen dadurch getödtet würden?

Das veredelt ja eben die Werkzeuge der Zerſtörung, daß ſie das Edelſte auf Erden in ſolcher Menge zernichten und zerſtören.

Wenn Tauſende an einem Tage vor dem Schwerdtſtreich fallen, das iſt doch etwas Großes.

Und das Große wollen wir ja; unſre Seele will ja erweitert ſeyn, unſre Einbildungskraft will viel umſpannen.

Wenn alſo dieſer Zweck nur erreicht wird, ſo mag darüber zu Grunde gehn, was da wolle; das Zugrundegehen iſt eben ſo etwas tragiſches, die Seele erſchütterndes, deſſen Anblick wir uns ſehr gerne gefallen laſſen, ſobald es nur uns ſelber nicht mit betrift.

Wir alle ſind im Grunde unſers Herzens kleine Neronen, denen der Anblick eines brennenden Roms, das Geſchrei der Fliehenden, das Gewimmer der Säuglinge gar nicht übel behagen würde, wenn es ſo, als ein Schauſpiel, vor unſern Blicken ſich darſtellte.

Den

Den Zweck haben wir also erreicht: unsere Gedanken sind erweitert; wir sind den Göttern gleich geworden; aber unsre neuen Ideen haben wir uns nicht sowohl durch Bauen, als durch Zerstören geschaffen. Da wir nicht Schöpfer werden konnten, um Gott gleich zu seyn, wurden wir Zernichter; wir schufen rückwärts, da wir nicht vorwärts schaffen konnten. Wir schufen uns eine Welt der Zerstörung, und betrachteten nun in der Geschichte, im Trauerspiel, und in Gedichten unser Werk mit Wohlgefallen.

Denn da allein kann es noch überblickt, und mit Wohlgefallen betrachtet werden. In der Wirklichkeit, oder in dem wirklichen Entstehen, beschäftigt es so viele Hände, und so viele Gedanken im Kleinen, daß das eigentliche Grosse gar nicht mehr in Betracht kommen kann. Das Große schaft sich erst nachher die zusammenfassende Phantasie.

Das ist nun die phantastische Größe, das Gott gleich seyn wollen, wornach wir streben. —

Um uns ein eingebildetes Gut zu ſchaffen, unterziehen wir uns wirklichen Uebeln. —

So eine gebaute Stadt mit ihren Thürmen und Palläſten iſt doch ſchön, wann ſie nun da ſteht; ſo etwas fällt doch gut ins Auge — —

Ach das übertünchte Grab; mit ſeinen vergoldeten Leichenſteinen!

Inwendig nagen der Neid, die Habſucht, die quälende Unzufriedenheit, die um ſich freſſende Vergleichungsſucht, an dem verweſenden Leichnam des entſeelten Menſchenglücks.

Vergeſtete Kerker, Zuchthäuſer, Behauſungen des Elends, mit Todtengerippen und Unſinn erfüllte Tempel, mühevolle Werkſtätte, wo täglich das Rad des Irion auf und nieder gewälzt wird! Sammelplätze unſinniger Veranſtaltungen, um von unſinnigern Arbeiten auszuruhen! Freiſtätte viehiſcher Wolluſt! Fürchterliche Glücksräder, die den Lohn der Mühe verſchlingen, und ihn wieder aus ihrem Rachen ſpeien, um die Faulheit zu krönen, und des Fleißes zu ſpotten. Und vor allen jenes fürch-

ter-

terliche Glücksrad, das ſich unaufhörlich dreht; aus welchem ein ieder ſchon bei der Geburt ſein Loos zieht, das ihn entweder zur Eins bei der Null, oder zur Null bei der Eins beſtimmt.

Wenige giebt es hier der Gewinnſte, und der Verluſte unzählige; damit — o des Wahnſinns! — der Gewinn, der auf einen einzigen fällt, deſto größer ſey.

Und was iſt denn nun das am Ende für ein herrliches Werk, was uns durch alle dieſe Aufopferungen entſtanden iſt?

Wo duftet denn nun die Blume die aus dieſem unreinen Schutt emporſprießt?

Iſt es der Gedanke, den ich denke?

O dieſer Gedanke iſt mit Bitterkeit erfüllt: er iſt eine wurmſtichige Frucht von dem einladenden Baume im Garten.

Und doch iſt der gegenwärtige Gedanke mein Alles in dieſem Augenblicke. Er iſt in dieſem Augenblick der Schlußſtein des Ganzen, das mich umgiebt; das Reſultat meiner ganzen

verſchwindenden Exiſtenz; der Zweck, die Vollendung meines Daſeyns, wenn ich in dieſem Augenblick aufhörte zu ſeyn.

Und dieſer Gedanke iſt ſelbſt unvollendet; ein ſchwebender Zweifel; eine ewige Frage, die keinen Ruhepunkt findet, zu dem ſie ſich herunterſenken kann.

Und mit dem ſchwebenden unvollendeten Gedanken ſ[illegible] ich aufhören zu ſeyn? Und das wäre alſo der letzte Zweck, die höchſte Vollendung der mich umgebenden Welt in mir?

Der Prediger in der Wüſten.

Wir feiern unſern großen Stiftungs-Tag,
Den wir nach unſerm erſten Stifter nennen:
Doch, wenn der bloße Nahme uns nicht täuſcht,
So feiern wir in dieſem Feſte,
Und in Gemeinſchaft aller guten Menſchen,
Das ſchöne Feſt der Weisheit und der Tugend,
Der hieß Johannes in der Wüſten, unſer Stifter
Mit ſeinem Leben huld'gen mußte,
Um werth zu ſeyn, daß eine ſpäte Nachwelt

Mit

Mit Ehrfurcht seinen Nahmen nennt.
O daß doch nun in diesem Tempel,
Der eine frohe Menschenzahl umschließt,
Der Himmel mit der Erde sich vermähle,
Und das Gefühl von jenem Götterfunken,
Der von vorther stammt, des Maurers Brust belebe!
Daß wir dem höchsten und uralten Orden
Der wechselseitgen Treue und Gerechtigkeit
Mit allen unsern Maurerzeichen huld'gen möchten!
Damit der ganzen Welt sich offenbare,
Daß unser letzter Zweck das Licht nicht scheue,
Und daß kein Frevel sich zu unsern Mauern naht!

Erinnerungen
aus den frühesten Jahren der Kindheit.

Die allererſten Eindrücke, welche wir in unſrer früheſten Kindheit bekommen, ſind gewiß nicht ſo unwichtig, daß ſie nicht vorzüglich bemerkt zu werden verdienten.

Dieſe Eindrücke machen doch gewiſſermaßen, die Grundlage aller folgenden aus; ſie miſchen

ſich oft unmerklich unter unſre übrigen Ideen, und geben denſelben eine Richtung, die ſie ſonſt vielleicht nicht würden genommen haben.

Wenn die Ideen der Kindheit bei mir erwachen, ſo iſt es mir oft, als ob ich über die kurze Spanne meines Lebens zurück ſchauen könnte, und als ob ich nahe dabei wäre, einen Morgen aufzuziehn, der vor meinen Augen hängt.

Freilich merke ich es deutlich, daß dieſes oft nur Erinnerungen von Erinnerungen ſind. Eine ganz erloſchene Idee war einſt im Traume wieder erwacht, und ich erinnere mich nun des Traumes, und unmittelbar durch denſelben auch jener wirklichen Begebenheiten wieder.

Auf die Art weiß ich es, wie meine Mutter mich einſt im Sturm und Regen, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Arme trug, und ich mich an ſie anſchloß, ich kann die wunderbar angenehme Empfindung nicht beſchreiben, welche mir dieſe Erinnerung gewährt.

Im dritten Jahre zog meine Mutter mit mir aus meiner Geburtsſtadt weg, die

ich

ich seitdem nicht wieder gesehen habe. Ich erinnere mich aber dem ohngeachtet noch einiger Gegenstände, die dort einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten. Einer dunkelgetäfelten Stube bei unserm Nachbar, den wir des Abends zuweilen zu besuchen pflegten. Der kleinen Schiffe, welche auf der Weser fuhren, und wo ich einige Weiber am Rande sitzen sahe. Eines Brunnens nicht weit von unserm Hause, dessen Bild mir immer auf eine ganz eigne Art im Gedächtniß gewebt war, und wobei es mir noch jetzt in diesem Augenblick ist, als ob ich wehmüthig in eine dunkle Ferne blickte.

Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine äußerliche Band seyn, welches unsern gegenwärtigen Zustand an irgend einen vergangenen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unser Ich ausmacht schon einmal, in andern Verhältnissen, da war?

Unzähligemale weiß ich schon, daß ich mich bei irgend einer Kleinigkeit an etwas erinnert habe, und ich wußte selbst nicht recht an was. Es war etwas, daß ich nur im Ganzen um-

faßte, was irgend eine dunkle entfernte Aehnlichkeit mit meinem gegenwärtigen Zustande gehabt haben muß, ohne daß ich mir denselben deutlich entwickeln konnte.

Wenn dasjenige, was jetzt unser Ich ausmacht, schon einmal in andern Verhältnissen da war, so müßten wohl nur die halberloschenen Kindheitsideen das feine unmerkliche Band seyn, wodurch unser gegenwärtiger Zustand an den vergangenen geknüpft würde; sie sind gleichsam ein zarter Faden, wodurch wir in der Kette der Wesen befestigt sind, um so viel wie möglich isolirte, für sich bestehende Wesen zu seyn.

Unsre Kindheit wäre dann der Lethe, aus welchem wir getrunken hätten, um uns nicht in den vorhergehenden und nachfolgenden Ganzen zu verschwemmen, sondern eine individuelle, gehörig umschränkte Persönlichkeit zu haben.

Wir sind gleichsam in ein Labyrinth geirrt, woraus wir den Faden nicht wieder zurück finden können, und ihn auch vielleicht nicht wieder zurück finden sollen — wir knüpfen

da-

daher den Faden der Geſchichte an, wo der Faden unſrer eignen Rückerinnerung reißt, und leben, wo unſre eigne Exiſtenz uns ſchwindet, in der Exiſtenz der Vorwelt zurück

Noch gab es keinen Theſeus, der aus dieſem verwickelten Lebenslabyrinthe den Ausweg durch Rückerinnerung erfunden hätte, und wenn es einen gäbe, ſo würde man ſehr ſtrenge Beweiſe fordern, welche wir aufzuſtellen ſchwerlich im Stande ſeyn würden: die Rückerinnerung würde alſo ihm allein zu ſtatten kommen, oder vielmehr nicht zu ſtatten kommen; denn ein ſolcher Menſch müßte eine übernatürliche Stärke der Seele beſitzen, oder die Ausſicht, die ſich ihm eröfnete, müßte ihm dem Wahnwitz nahe bringen, er müßte nothwendig ſeine iſolirte Ichheit, ſeine Perſönlichkeit verlieren; er würde lebend aufhören, zu ſeyn.

So lange die Welle über die umgebende Waſſerfläche emporragt, und gewiſſermaßen von dieſer Umgebung abgeſchnitten iſt, hat ſie nur ein für ſich beſtehendes Daſeyn, iſt aber gegen das umgebende Ganze unendlich klein;

so bald sie sich wieder in das umgebende Ganze verliert, ist sie mit demselben zwar größer, aber sie ist nun nicht mehr was sie war; sie hat ihren Augenblick ausgedauert, und gerade dieselben Wassertropfen werden sich vielleicht nie wieder zusammen finden, um eine Welle zu bilden.

Dieß sind zwar Bilder und Gleichnisse; allein wegen der großen Aehnlichkeit zwischen der Geister- und Körperwelt in ihren Verhältnissen, geben Bilder uns oft mehr Aufschlüsse, als Abstraktionen, wenn wir sie immer nur als Bilder betrachten.

Es ist nicht unangenehm, sich zuweilen in weiten dämmernden Aussichten, in Ahndungen und Träumen von einem vergangnen oder künftigen Daseyn anderer Art, wie das Gegenwärtige, zu verlieren, sobald dieß Verlieren ein leichtes Spiel bleibt, und wir immer wieder zur gehörigen Zeit auf den gegenwärtigen Lebensfleck zurückkehren, von welchen unsre gewisseste Glückseligkeit abhängt, und wo-

wir ſie gleichſam aus der erſten Hand erhalten.

Laune.

Die gute Laune, die Zufriedenheit mit uns ſelber iſt die Mutter aller Tugenden — ſie iſt aber ein koſtbares Ding, und zerbrechlich wie Glas.

Ehe jemand zu einer ſolchen Fertigkeit gekommen iſt, daß nichts ſo leicht die Grundfeſten ſeiner Handlungen mehr erſchüttern kann, muß er über die gute heitere Stimmung ſeiner Seele, wie über eine aufkeimende Pflanze wachen, die der kleinſte Stoß vom Winde zerknicken kann.

In der Folge kann man zwar ſchon etwas dreiſter ſeyn; aber ganz ſicher nie —

Man ſuche nur ſeine Arbeit lieb zu gewinnen, und ſie belohnt einem mit Zufriedenheit und Vergnügen.

Jemehr man ſeines Gegenſtandes Meiſter wird, deſto anziehender wird er für einen.

Vor allen Dingen aber hat man ſich vor jenem tauben Hinbrüten in Acht zu nehmen, wo ohne Ziel und ohne Zweck ein Augenblick nach dem andern verfliegt, ohne daß man gelebt hat.

Zum mindeſten mache man Beobachtungen über ſeinen Zuſtand, wenn einem ſonſt nichts weiter übrig iſt, ſo wird man doch nie ohne eine intereſſante Beſchäftigung ſeyn!

Seelenheilkunde.

Das eigentliche Glück unſres Lebens hängt doch davon ab, daß wir ſo wenig, wie möglich, neidiſch, habſüchtig, eitel, träge, wollüſtig, rachſüchtig u. ſ. w. ſind; denn alles dieß ſind ja Krankheiten der Seele, die uns oft mehr, wie irgend eine körperliche Krankheit, die Tage unſres Lebens verbittern können.

Da nun das Weſen der Seele vorzüglich in ihrer vorſtellenden Kraft beſteht, ſo muß auch der Urſprung der Seelenkrankheiten in irgend einer zur Gewohnheit gewordenen unzweckmäßigen Aeußerung dieſer Kraft zu ſuchen ſeyn. Denn wenn ich hier z. B. von der Trägheit rede, ſo rede ich nicht von ihr, in ſo fern ſie im Körper, ſondern in ſo fern ſie in der vorſtellenden Kraft der Seele gegründet iſt und alſo auch durch eine beſſre Lenkung derſelben ihr wieder abgeholfen werden kann.

Eben ſo wenig aber wie es dem Lahmen etwas helfen würde, wenn ich ihm ſagen wollte: bewege dich — eben ſo wenig würd' ich dadurch auf den Trägen wirken, wenn ich ihm ſagte: ſey nicht träge, oder wenn ich ihm auch zu beweiſen ſuchte, daß es unrecht ſey, träge zu ſeyn.

Ich muß vielmehr der Urſach ſeiner Trägheit in irgend einer verwöhnten Richtung ſeiner

ner vorstellenden Kraft nachspähen, und der vorzüglich entgegen zu arbeiten suchen.

Nun finde ich aber, daß dasjenige, was mich in Thätigkeit erhält, immer das Zusammendenken von Ursach und Wirkung ist, indem ich mir die Letztere nur möglich denke, wenn die erstere vorher gegangen ist.

Ich schließe also, daß der Unthätige, der Träge seinen Geist verwöhnt hat, Wirkung und Ursach gehörig zusammen zu denken. Er denkt sich angenehme Wirkungen, ohne auf die Ursach oder die thätige Kraft Rücksicht zu nehmen, wodurch sie allein möglich gemacht werden können.

Mein Bestreben wird also dahingehen, die Federkraft der Gedanken, den gehörigen Ton in den Vorstellungen wieder herzustellen, wodurch sie in die nöthige Verbindung gebracht werden, die dazu erfordert wird, wenn sie Handlungen veranlassen sollen. —

Ich

Ich werde die Vorſtellungen von den Urſachen, in die Vorſtellungen von den Wirkungen die auf eine ſchädliche Weiſe von einander getrennt waren, aufs neue wieder zu verflechten ſuchen.

Ohne dem Trägen jemals irgend einen Vorwurf über ſeine Trägheit zu machen, oder ihm nur den Nahmen Trägheit zu nennen, werde ich, ſo lange die Kur dauert, ihn in allen, was er um ſich her erblickt, in allen Bequemlichkeiten, die er genießt, die Unmöglichkeit der Wirkung, ohne die Urſach, ſo lange bemerken laſſen, bis ſeine vorſtellende Kraft ſich endlich ſelbſt zu dieſer immerwährenden Richtung im Denken wieder gewöhnt; ſo daß an irgend einer angenehmen Idee aus der Region der Vorſtellungen von den Wirkungen, ſich immer aus der Region der Vorſtellungen von den Urſachen, die minder angenehme, wodurch jene allein wirklich gemacht werden kann, unwillkührlich anſchließt.

So ſcheint es, daß der Neid vorzüglich in einem Mißbrauch der vergleichenden Kraft der Seele gegründet iſt.

Zu einer zu großen Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse der Dinge, ohne Rücksicht auf die Dinge selbst.

Statt daß ich also die Vorstellungen des Trägen mehr in Verbindung, in Wirkung und Gegenwirkung auf einander zu bringen suche, muß ich die Vorstellungen des Neidischen, so lange die Seelenkur dauert, vom Morgen bis an den Abend, bei allen Gegenständen, die er um sich her erblickt, zu isoliren suchen. Ich muß ihn durch Uebung lehren, das, womit sich seine Denkkraft beschäftiget, ganz an und für sich, und in sich vollendet, ohne Rücksicht auf irgend etwas anders, zu betrachten. —

Die Habsucht scheint in einer Verwöhnung der vorstellenden Kraft zu liegen, sich mit den Dingen außer sich zu oft zusammen zu denken; wodurch man am Ende unfähig wird, die gehörigen Grenzlinien zwischen einem Ich, und den nächsten Umkreisen desselben zu ziehen. Wo also die Anlage zu dieser Seelenkrankheit bemerkt wird, da kömmt es wohl vorzüglich darauf an, daß man der verwöhn-

wöhnten Denkkraft vom Morgen bis an den Abend, dadurch entgegen zu arbeiten sucht, daß man bei der Betrachtung aller äußern Gegenstände, die Grenzlinie zwischen denselben und unserm Ich so genau wie möglich zieht, — daß man ihren abstechenden Unwerth gegen das denkende Wesen immer auffallender macht, — die ganze Summe von Verstellungen, die unter dem Haben begriffen sind, gegen diejenigen, die das Seyn in sich faßt, auf alle Weise zu schwächen, und zu verdunkeln sucht.

Bei dem Verschwender, der sich selber nur zu sehr genug ist, sieht man leicht, daß man den ganz entgegengesetzten Weg wird gehen müssen.

Die vorstellende Kraft des Wollüstigen ist zu sehr auf seinen Körper als Materie geheftet. — Man lehre ihn unablässig den wunderbaren Bau und Zusammensetzung desselben, wodurch er zu Bewegung und Eindruck fähig wird, und die Einbildungskraft des Wollüstigen wird, wenn sie nicht in hohem Grade verderbt ist, gereinigt werden.

Die Eitelkeit entsteht aus einer Verwöhnung unsrer Denkkraft, wo wir unser eignes Ich nicht nur zum Gegenstande, sondern auch zugleich zum Zweck unsers Denkens machen. Wir können und müssen unser eignes Ich nothwendig zum Gegenstande unsers Denkens machen, wenn wir je in die Natur unseres Wesens tiefer eindringen wollen; aber ein edles Gemüth wird doch vorzüglich zu dieser Aufmerksamkeit auf sich selber angespornet, um auch andern dadurch nützlich zu seyn. — Der eitle Mensch hingegen denkt nichts, als sich, und denkt sich, und alles übrige, was er denkt, auch bloß um seinetwillen. — Er ist immer der Mittelpunkt von allem. —

Dieser Verwöhnung der Denkkraft wird vielleicht am besten durch ein zweckmäßiges Studium der Geschichte und Astronomie entgegen gearbeitet werden können. — Diese Seelenkrankheit ist übrigens vielleicht am schwersten zu heilen; sie ist zu sehr in das Innerste des Menschen verwebt; man müßte ihn gleichsam aus sich selbst herausreißen. — Wenn die Kur nicht gefährlicher wäre, als die Krank-

heit

heit, so würde man sie vielleicht noch am ersten unterdrücken können, indem man bei einem sehr eitlen Menschen die vergleichende und Verhältnisse beobachtende Kraft der Seele vorzüglich zu erwecken suchte, wodurch aber wieder der Neid als eine neue und gefährlichere Seelenkrankheit verursacht werden würde.

Die Schöpfung in der Seele des Menschen.
(Er scheidete das Licht von der Finsterniß.)

Auf den ersten Unterschied zwischen Licht und Finsterniß, folgte der zweite große Unterschied zwischen Himmel und Erde; und dann der dritte zwischen Erde und Wasser.

Es ist gleichsam, als ob der betrachtende Mensch diese großen Unterschiede erst hätte bemerken müssen, ehe noch seine Aufmerksamkeit auf die kleinern fallen konnte.

Nachdem er sich oft über die größte Erscheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und über die dämmernde Nacht gewundert

hatte, so fiel seine Aufmerksamkeit auf einen neuen Unterschied: indem er erst über sich und dann vor sich nieder blickte, oben das glänzende Blau des Himmels, und zu seinen Füßen die dunklere, feste Erde sahe.

Nachdem dieser Unterschied seine Sinne genug beschäftiget hatte, so fing er nun an auf der Erde selbst, worauf sonst noch alles ohne Figur und Gestalt vor seinen Blicken schwankte, den auffallendsten Unterschied zwischen der undurchsichtigen Erde und dem spiegelhellen Wasser zu bemerken.

Und nun entdeckte er allmälig die kleinern Unterschiede zwischen den Gegenständen, die ihm sonst noch alle in eins zu fließen schienen; zuerst hielt sich seine Aufmerksamkeit an den leblosen Gegenständen fest, weil diese seiner Verstellung nicht so schnell entwischen konnten.

Aufmerksamer betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte sich ein Bild von den Bäumen und Pflanzen ein, die auf ihr wachsen; er blickte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond und die Sterne

von

von dem Himmel, an dem sie glänzten, unterscheiden.

Endlich gelang es ihm auch sich ein festes Bild von den lebenden und webenden Geschöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fischen im Wasser, und von den Thieren auf der Erde einzuprägen.

Nachdem er auf die Weise die ganze Natur außer sich unterscheiden gelernt hatte, so gelangte er zu dem völligen süßen Bewußtseyn seiner selbst, wodurch er sich von allem, was ihn umgab, unterschied. — Wie natürlich sind dieser Erzählung zugleich die simpelsten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, welche durch die beständige Wiederkehr einer und ebenderselben Naturerscheinung, Morgen und Abend, nothwendig erweckt werden mußten; daher die öftere Wiederholung: so ward aus Abend und Morgen der erste, zweite Tag u. s. w.

So lange der Mensch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichsam ein Chaos für ihn gewesen seyn, worin er nichts unterscheiden konnte, wo alles wüste und leer war, und

Dunkel und Finsterniß herrschte — Da aber die Sprache mit ihren ersten Tönen die schlummernde Vorstellungskraft erweckte, da fing es an zu tagen; und die Morgendämmerung brach hervor — die Schöpfung, welche der Mensch vorher als eine unförmliche und ungebildete Masse betrachtet hatte, bekam nun allmälig in seiner Vorstellung Bildung und Form, das blaue Gewölbe des Himmels zog sich über ihm in die Höhe, und vor ihm sank die Fläche der Erde. — Die Wasser sammelten sich in Meere und Flüsse, und vor seinen Blikken ragte das Land empor — die Ceder und der Grashalm gewannen in seiner Vorstellung Umfang und Gestalt — die Sonne am Himmel ründete sich in seinem Auge — jedes Thier erhielt seine Form, und stand in seiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Mensch allmälig das Einzelne im Ganzen unterscheiden — wie ein Schiffer in trüber Dämmerung erst nichts als Himmel und Wasser siehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das sich erst unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge immer

mer näher kömmt, und immer mehr Gestalt und Form gewinnt, daß der spähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüsse, und endlich gar Bäume, Hütten und wandelnde Menschen darauf unterscheiden kann, und nun die ganze schöne Landschaft geschmückt mit Wäldern und Wiesen, und von Bächen und Flüssen durchschnitten, im Glanz der Morgensonne vor ihm da liegt.

Hephata!

Daß nicht die Sprache gleichsam ein zufälliger Fund des Menschen sey, wodurch er sich vom Thier unterscheidet, sondern daß seine Denkkraft an und für sich selbst ihn schon vom Thier unterscheidet, indem sie sich selbst unter dem Mangel artikulirter Töne, empor arbeitet, und sich eine Sprache schaft, sie mag auch die Materialien dazu nehmen, woher sie wolle. — Diß lehrt uns der Taub- und Stummgebohrne.

Jeder durchbrechende Strahl der Vernunft muß uns bey einem Taub- und Stummgebohrnen vorzüglich willkommen seyn, weil wir hieraus die Macht des menschlichen Geistes erken-

ney, der selbst durch die Beraubung eines ganzen Sinnes nicht unterdrückt werden und von seinem eigenthümlichen Wesen, von seiner eigentlichen vorstellenden Kraft, nichts verlieren kann — obgleich eine der Pforten, wodurch täglich eine solche Menge Ideen einströmen, gänzlich verschlossen ist. —

Wie groß aber dieser Mangel sey, läßt sich schon aus der Betrachtung abnehmen, daß durch das Ohr in eben der Zeit die vergangne oder entfernte Welt vor die Seele gebracht werden kann, in welcher die gegenwärtige sichtbare Welt ihr durch das Auge dargestellt wird. —

Ohne daß meine Vorstellung von den vier Wänden und den Fenstern meines Zimmers, welche jetzt mein wirkliches Daseyn einschließen, nur im mindesten unterbrochen oder gestört wird — kann ich einer Erzählung von Bergen, Thälern, reißenden Strömen, und Schlachten zuhören, dabei bleiben aber meine Ideen in ihrer Ordnung —

Durch das Auge, in welchem sich nichts als die vier Wände und die Fenster meiner Stube darstellen, werde ich auf den gegenwärtigen

Aufeinanderfolgende, ſie läßt unſre Gedanken, unbeſchadet des Gegenwärtigen, in die Vergangenheit und in die Zukunft ſchweifen — bewahrt in dem kleinen Umfange von vier und zwanzig artikulirten Tönen, den Schatz der jedesmaligen Denkbarkeit irgend eines Stücks aus der ganzen ungeheuren Ideenwelt auf. —

Das Ohr hat bei mir die Vergangenheit immer mehr an die Gegenwart geknüpft, als das Auge. —

So oft ich an einem entfernten Orte war, und über dem Anblick der Häuſer, der Thürme, des Steinpflaſters alles Vergangne und Entfernte vergaß, und mich nur auf den gegenwärtigen armen Fleck meiner Exiſtenz eingeſchränkt fühlte, war es der Klang der Glokken, der mich zurückrief, und mir Vergangenheit und Entfernung wieder lebhaft vor die Seele brachte. —

Woher käme das, als weil die Succeſſion der Ideen durch den Schall in meiner Seele angeregt und herrſchend geworden war? —

Alle die sichtbaren Gegenstände um mich her schienen dann auch eine andere Gestalt anzunehmen — sie kamen mir in einem andern Lichte vor, da ich sie mit dem Vergangnen und Entfernten zusammenstellte. —

Wäre aber die mit der Vorstellung des Gegenwärtigen gleichzeitig verbundne Vorstellung des Vergangnen und Entfernten nichts als das Resultat von der Zusammenstellung zweier sinnlichen Werkzeuge, wie Auge und Ohr — so müßte bei dem Mangel oder der Unbrauchbarkeit des einen oder des andern dieser sinnlichen Werkzeuge die vorstellende Kraft gleichsam halbirt, bei dem Blindgebohrnen müßte nichts, als Successionen, und bei dem Taub- und Stummgebohrnen nichts als Nebeneinanderstellung der Ideen statt finden. —

Arbeitet sich aber die vorstellende Kraft selbst durch den Mangel oder Unbrauchbarkeit eines dieser sinnlichen Werkzeuge durch — und sucht sie sich selber diesen Mangel auf irgend eine Art zu ersetzen, so muß sie nothwendig mehr als das bloße Resultat der Zusammenstellung dieser sinnlichen Werkzeuge seyn. —

tigen Fleck meines Daseyns fixirt — und kann nun meine übrigen Vorstellungen sicher über Meere, Berg' und Thäler umherschweifen lassen — es steht jeden Augenblick in meiner Macht, sie auf den gegenwärtigen Fleck wieder zurück zu rufen. —

Die einförmigern sich gleich bleibendern Gesichtsideen sind gleichsam der Stift, um welchen sich die ungeheure Mannichfaltigkeit der zuströmenden Gehörsideen drehet. — Ich habe einen festen Mittelpunkt meiner Vorstellungen — meine Begriffe sind nicht in Gefahr, sich zu verwirren. —

Die Vergangenheit hüllt sich in das Gewand der Worte ein, um den immer neu aufsteigenden Bildern Platz zu machen, und demohngeachtet nicht zu verschwinden. — Meine ganze vorstellende Kraft ist in einer andern Lage, bei dem, was ich mit meinen Augen sehe, und bei dem, was ich nur mit meinen Ohren erzählen höre. —

Ja, es scheint, als wenn ohne das Ohr weder Vergangenheit noch Zukunft in unsrer Vorstellung recht statt finden könnte —

denn bei dem Auge iſt beſtändige Gegenwart, durch das Auge wird

Die Nebeneinanderſtellung,

durch das Ohr

die Succeſſion der Ideen bewirkt.

Auge — Ohr —
Mahlerei — Muſik —
Nebeneinanderſtellung — Succeſſion —

Die ſchönen Künſte ſind ein Abdruck der Natur im verjüngten Maaßſtabe —

Die ganze äußre Welt ſowohl als unſre innre Ideenwelt zerfällt in

Mahlerei und Muſik —
Bild und Wort —
Sache und Rede. —

Unſre Vorſtellungen ſind die Mahlerei der Welt, ſie können nur darſtellen, was auf einmal da iſt — unſre Sprache iſt die Muſik unſrer Vorſtellungen — ſie ſchildert das

auf-

In dieſer Rückſicht ſind alſo ſorgfältige Beobachtungen über Taubſtumme gewiß von ſehr groſſem Werth — und ſind für den Denker ſogar zu deſſen Beruhigung nöthig. — Dieſer kann ſich nicht enthalten, ſich allemal in die Stelle des unglücklichſten unter ſeinen Mitgeſchöpfen zu ſetzen; und würde ſich ſeiner eignen Vorzüge nicht wohl freuen können, ſo bald er glauben müßte, daß irgend eines ſeiner Nebengeſchöpfe eigentlich vernachläſſiget wäre,— denn er betrachtet die Sache derſelben, als ſeine eigne Sache. — Es liegt ihm daran, daß auch ein Taub- und Stummgebohrner das edle Vergnügen des Denkens genieße, worauf derſelbe ſowohl als irgend ein andres Weſen ſeiner Art gerechte Anſprüche machen kann.

Schrecklich wäre der Zufall der Geburt, wenn ein Taub- und Stummgebohrner nie vernünftig denken könnte. — Mein Selbſtgefühl ſchaudert vor dieſem Gedanken, wie vor dem Rande eines Abgrundes zurück. — Mir ſchwindelt vor dieſer fürchterlichen Nähe des Zufalls, dem ich durch nichts hätte ausweichen können — ich fühle mich

taub- und ſtummgebohren — und ſollte nie vernünftig denken — ein Ich ohne Ichheit — ein Weſen ohne Zweck — ein wandelnder Traum ſeyn? —

Kömmt nicht durch das vernünftige Denken erſt Plan und Zweck in mein ganzes Leben? — Würde ohne dieſe Eigenſchaft mir nicht mein Daſeyn ſelbſt eine Marter ſeyn? Und iſt es mir nicht eine Marter geweſen, ſo oft ich meine ganze Denkkraft nicht wirken, und durch ſie die Nebel, welche meinen Geiſt umhüllten, zerſtreuen ließ? —

Wie unſicher ſtände es dann um meine eigne Menſchheit, wenn es Taubſtumme gäbe, die wirklich wegen Mangel der Sprache nur halb Menſch und halb Thier wären, und dieß nun einmal nothwendig ſeyn müßten! —

Man kann kein Bild, keine Figur erfinden, die nicht außer der Idee des Menſchen noch irgend wo in der Natur ſtatt finde — aber die ganze Natur außer dem Menſchen, die ganze Thierwelt

welt und alle Flüsse und Winde bringen keinen artikulirten Ton hervor. — Dieser ist und bleibt das Eigenthum des Menschen, wodurch er sich gleichsam zum Herrn der ihn umgebenden Natur macht, und alles unter das Gebiet seiner allmächtigen Denkkraft zwingt. —

Er kann das unermeßliche Weltall, welches vor ihm steht, vermittelst dieser Zeichen in- und auseinanderwickeln — auf der Walze stehen vier und zwanzig Stifte, in denen die unendliche Harmonie dieses ganzen Weltalls mit allen ihren Melodien schlummert. —

Dies erhabene Werkzeug des Denkens ist nun gleichsam aus der Seele des Taubstummen herausgenommen — was ist an dessen Stelle gesetzt? —

Ist es etwas dem ungeheuren Umfange der chinesischen Bilderschrift ähnliches, statt der simpeln Buchstabenschrift? —

So müßte es dem Taubstummen eben so erstaunlich schwer werden, jemals schnell und geläufig zu schreiben und zu lesen. —

Das Werkzeug des Denkens bei dem Taubſtummen würde ſtets zu unbehülflich bleiben, ſich der umgebenden Welt damit zu bemächtigen — die umgebende Welt würde ſich vielmehr ſeiner bemächtigen, ſie würde ſich mehr in ihm darſtellen, als daß er ſich dieſelbe vorſtellte. — Seine Denkkraft verhielte ſich immer mehr leidend, als thätig. — Wie ſoll ſie ſich unter dieſem Druck, unter dieſem Mangel emporarbeiten — auf welche Art wird die Denkkraft in dem ganzen Leben eines Taubſtummen erhöht?

Sie kann nicht anders erhöht werden, als durch ein beſtändiges Streben nach Simplificirung der Zeichen, vermöge deren der Taubſtumme die ihn umgebende Welt in ſeinem Kopfe zu ordnen ſucht — erlangt er nun gleich durch dieſes Streben nie ſeinen Zweck, ſo iſt doch dieß unwillkürliche Streben ſelbſt ſchon eine unmerkliche Uebung der Denkkraft — und wenn es vorzüglich auf Erhöhung derſelben ankömmt, ſo iſt es gleichviel, wodurch ſie erhöht wird. —

Indem

Indem der Taubſtumme, durch das Bedürfniß, ſich andern verſtändlich zu machen, genöthigt wird, Zeichen zu erfinden, bei denen andere ſich irgend ein Ganzes denken ſollen, ſo wie er es ſich dabei denkt, und indem er zu dem Ende irgend einen Theil eines Ganzen zum Zeichen des Ganzen macht — ſo lernt er unvermerkt, das Einzelne mit beſtändiger Rückſicht auf das Ganze betrachten. — Und daß mir dieß, ſey es auch auf noch ſo verſchiedene Weiſe, lernen — ſcheinet doch der eigentliche Endzweck unſres Erdenlebens zu ſeyn. —

Kein denkendes Geſchöpf, bei dem dieſer Endzweck, ſey es auch auf welche Art es wolle, erreicht iſt, ſcheint mir vernachläſſiget zu ſeyn. —

Nehme ich dieſes zum letzten Zweck bei der Schöpfung der Geiſterwelt an, ſo löſen ſich mir alle Räthſel in der moraliſchen Welt auf — ich ſehe nichts, als Plan, Ordnung und Zu-

sammenhang, wo ich sonst nur zwecklo-ses Streben, Unordnung und Verwir-rung sahe.

In diesem letzten großen Gesichtspunkte müs-sen alle übrigen zusammentreffen — und jede an-dere Betrachtung muß sich in dieser verlieren.

Es kömmt, in der allerletzten Rück-sicht, nicht sowohl auf den Gegenstand des Denkens, als auf das Denken selber, und die dadurch erworbnen bleibenden Fertig-keiten der Seele an. —

Ob nun der Taubstumme seine Denkkraft an der Sache selber oder an den Zeichen übt, wo-durch er, vom Bedürfniß sich verständlich zu machen, gedrungen, die Vorstellungen von den Sachen selbst in seinem Kopfe zu ordnen sucht, dieß ist in Ansehung der eigentlichen Veredlung seines Wesens dasselbe. —

Der gegenwärtige Gebrauch unserer Denkkraft scheint nach diesem allen noch nicht Zweck zu seyn, sondern es scheint, als ob sie durch denselben nur

gleich-

gleichsam zu einem höheren Gebrauch erst geschliffen werden soll. —

Dieser Gedanke beruhigt und tröstet mich beim Anblick der moralischen Welt — ich betrachte sie als Gerüste um ein Gebäude — das einst aus dieser Entstellung rein geglättet und majestätisch emporsteigen wird, wenn das unbrauchbar gewordene Gerüste umher wegfällt. —

Der Taubstumme übt seine Denkkraft, indem er von dem Bilde des Königes den Stern auf der Brust desselben heraushebt, und ihn zum Zeichen des Ganzen macht — ich übe meine Denkkraft, indem ich über diese Bezeichnungsart des Taubstummen Betrachtungen anstelle — und wir sind beide unvermerkt dem Ziele der Erhöhung unsers Wesens näher gerückt. —

Der letzte Zweck des menschlichen Denkens.

Gesichtspunkt

Ist ein Ausdruck, dessen man sich oft bedient, ohne recht aufmerksam auf den Begriff zu seyn, welchen er bezeichnet, und welcher vielleicht einer unserer schwersten Begriffe ist. —

Zu jeder deutlichen Vorstellung gehöret gleichsam ein Mittelpunkt und ein Umkreis — setze ich nun den seynsollenden Mittelpunkt eines Umkreises nicht gerade in die Mitte desselben, so kann ich unmöglich eine deutliche Idee von dem Umkreise erhalten; der eine Theil desselben muß gleichsam aus der Sphäre meiner Betrachtung wegfallen — ich urtheile daher falsch — das Wohlgeordnete und Gerade kömmt mir schief, ungrade vor — ich habe die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet. —

Der

Der Mittelpunkt des Umkreiſes iſt der Zweck, worauf ſich alles übrige bezieht, wie die Radien eines Zirkels auf den Mittelpunkt deſſelben. — Nehme ich z. B. einen untergeordneten Zweck für den Hauptzweck, ſo muß mir nothwendig ein großer Theil der Dinge, die ich aus einem Geſichtspunkte betrachte, unzweckmäßig ſcheinen — der Zirkel iſt nicht gehörig gerundet — ich kann die Sache nicht faſſen. —

Nun ſagt man aber, gewiß aus einem dunkelen Gefühl der eingeſchränkten Kraft unſers Denkens, den rechten Geſichtspunkt treffen — gleichſam, als ob man nur zufälliger Weiſe darauf ſtieße, indem man treffen muß, wie etwa der ſchwarze Punkt in der weißen Scheibe von dem geübten Schützen getroffen wird. —

Worin beſteht nun aber dieſe Kraft, den rechten Geſichtspunkt zu treffen?

Der Schütze hat den ſchwarzen Punkt in der weißen Scheibe ſchon vor ſich — er hat den Geſichtspunkt ſchon, es kömmt nur darauf an, daß er dieſen Geſichtspunkt unverrückt erhält, damit der Schuß nicht vorbeitreffe. —

Indem wir aber unſre Ideen ordnen, ſo ſollen wir den rechten Geſichtspunkt ſelbſt erſt finden — wir nehmen auf gut Glück einen an, und beſchreiben aus demſelben einen Zirkel — eine große Anzahl unſrer Ideen will ſich nicht hineinfügen und fällt auſſer dieſem Zirkel — wir ſehen zwar einige Ordnung und Beziehung in unſern Gedanken — aber alles will ſich nicht in dieſe Ordnung hineinziehen laſſen — wir wählen daher einen andern Geſichtspunkt, und kommen endlich durch mehrere mißlungne Verſuche auf den rechten — ſo wie bei einer Art von Rechenexempeln, wo man auch erſt durch eine Anzahl möglicher Fälle, die man ſetzt, das Verlangte herausbringt. — Wir müſſen auf die Weiſe ſelbſt die Wahrheit gewiſſermaßen nur zufälliger Weiſe finden — und darin beſteht das Weſen, die ewige Tendenz unſrer Denkkraft — den ganzen Umfang unſrer Ideen auf irgend einen Mittelpunkt zu beziehen, worin ſie alle wie die Radien eines Zirkels ſich vereinigen — dieſen Mittelpunkt ausfindig zu machen, dahin iſt das Streben aller denkenden Köpfe in jedem Zeitalter gegangen. — Es iſt das Weſen unſrer Seele, ſo

wie

wie es zum Weſen der Spinne gehört, ſich zu dem Mittelpunkte ihres Gewebes zu machen. — Dieſe Tendenz nach Wahrheit, nach Beziehung und Ordnung in unſern Gedanken und Vorſtellungen iſt unſer Inſtinkt, es iſt ein Beſtreben, wozu wir weiter kein Motiv haben, als die Natur unſres Weſens.

Daß wir aber des rechten Geſichtspunktes auch verfehlen können, und die Natur unſres Weſens nicht bis dahin reicht, daß wir ihn nothwendig treffen müſſen — dieß giebt unſerm Denken Freiheit, und nimmt unſrer Denkkraft wieder das Inſtinktmäßige. — Daß wir irren können, iſt daher einer unſer edelſten Vorzüge — es iſt uns zwar unmöglich, nach dem Irrthum zu ſtreben — aber es iſt uns möglich, demohngeachtet auf den Irrthum zu gerathen — und nachher wieder einzuſehen, daß wir darauf gerathen ſind — dieß giebt unſrer Denkkraft Selbſtthätigkeit — ſie muß ihrer Natur nach immer nach Wahrheit ſtreben — aber ſie muß ſie nicht ihrer Natur nach auch finden — ſie muß das Mannichfaltige auf einen Zweck zu beziehen

ſuchen

ſuchen — das heißt: ſie muß aus dem Mannichfaltigen einen Gegenſtand herausheben, den ſie zum Mittelpunkt der übrigen macht — oder ſie kann ſich dieſen Gegenſtand ſelber wählen — ſie kann jedes Einzelne in irgend einem Ganzen mit der Würde des Zwecks bekleiden, und dem Ganzen Beziehung darauf geben. —

Dieß hat ſie auch gethan — keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft iſt wohl, die nicht einmal in dem Kopfe irgend eines Menſchen zum Zweck alles übrigen gemacht wäre. —

Nun kann alſo ein Wetteifer unter allen den verſchiednen denkenden Kräften auf Erden entſtehen — indem immer einer noch einen beſſern Geſichtspunkt als der andere findet, woraus er die Dinge betrachtet, und man auf die Weiſe dem eigentlichen Mittelpunkte, oder dem eigentlichen Ziel alles menſchlichen Denkens immer näher kömmt, ohne es vielleicht je ganz zu erreichen. —

Grundlinien zu einer künftigen Theorie der ſchönen Künſte.

Das ächte Schöne iſt nicht bloß in uns und unſerer Vorſtellungsart, ſondern außer uns an den Gegenſtänden ſelbſt befindlich.

Es giebt daher eine würkliche Theorie des Schönen, wodurch das Auge auf einen gewiſſen Punkt geheftet wird, aus welchem das Schöne nothwendig beobachtet werden muß, wenn es gehörig ſoll geſchätzt und empfunden werden.

Dieſer Punkt iſt allemal in dem Kunſtwerke ſelbſt zu ſuchen: denn jedes ächte Kunſtwerk hat einen ſolchen Punkt in ſich, wodurch alle ſeine Theile, und ihre Stellungen gegeneinander nothwendig werden, und aus dieſem Hauptgeſichtspunkte betrachtet, ſich uns auch als nothwendig darſtellen.

Je nothwendiger nun alle einzelnen Theile eines Kunſtwerks und ihre Stellungen gegen einander

ander sind, desto schöner ist das Werk: je weniger sie aber nothwendig sind, und je mehr, unbeschadet des Ganzen, noch hinzugethan oder davon abgenommen werden kann; desto schlechter oder mittelmäßiger ist das Werk.

Durch die gehörige Betrachtung des ächten Schönen in der Poesie, muß der Geschmack zu der Schätzung und Betrachtung des Schönen in den Werken der bildenden Künste erst vorbereitet werden.

Denn die Poesie beschreibt das Schöne der bildenden Künste, indem sie dieselben Verhältnisse mit Worten umfaßt, welche in der bildenden Kunst durch Umrisse bezeichnet werden.

Die vollkommenste Darstellung der vollkommensten menschlichen Bildung ist der höchste Gipfel der Kunst, nach welchem sich alles übrige abmißt.

Das Schöne schließt das Nützliche nicht aus; wenn es sich aber dem Nützlichen unterordnet, wird es zur Zierde.

Aus der höchsten Mischung des Schönen mit dem Edlen, entstehet der Begriff des Majestätischen.

Wenn

Wenn wir das Edle in Handlung und Gesinnung mit dem Unedlen messen, so nennen wir das Edle groß, das Unedle klein. Und messen wir wieder das Edle, Grose und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unserer Fassungskraft kaum noch erreichbar ist, so gehet der Begrif des Schönen in den Begriff des Erhabenen über.

Unsere Empfindungswerkzeuge schreiben dem Schönen sein Maaß vor.

Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne seyn, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten.

Jedes schöne Ganze der Kunst ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im grosen Ganzen der Natur.

Der gebohrne Künstler begnügt sich nicht, die Natur anzuschauen, er muß ihr nachahmen, ihr nachstreben, und bilden und schaffen, so wie sie.

Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigner Kraft empfinden. Jeder Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins.

Damit wir den Genuß des Schönen nicht ganz entbehren, tritt der Geschmack oder die Empfindungsfähigkeit an die Stelle der hervorbringenden Kraft, und nähert sich ihr, so viel als möglich, ohne in sie selbst überzugehen.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlingende Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen: denn was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden für uns eins geworden, und soll mit ihr vereint, harmonisch auf uns wirken.

Das

Das Skelet.

Durch dieß von Fleiſch entblößte Knochengebäude des Menſchen wird alſo der Tod im Bilde dargeſtellt! —

Die ganze Natur ſcheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, eine Zeitlang in dem Umfange dieſes Schädels und dieſes Knochenbaues ein wunderbares Spiel von Gedanken und Empfindungen zu unterhalten, wodurch ſie ſich gleichſam ſelbſt überrift, in dem ſie erſt den höchſten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit in der Vorſtellung eines denkenden Weſens erreicht, das ſich ihrer mit reinem Herzen freuen kann. —

Und nun hat ſie ſelbſt dieſen koſtbaren Spiegel zerſchmettert, worin ſich ihre Geſtalt ſo herrlich abbildete. —

Statt jener Augen, worin ſich ſo oft das Antlitz der Sonne mahlte, ſind hier ein paar leere grauenvolle Oeffnungen. —

Die Lippen, auf welchen die Freude und das Lächeln wohnte, sind verschwunden. —

Alle die weichen Fiebern, welche jeden sanften Eindruck annahmen, und ihn dem Sitze des Denkens zuführten, sind von der harten Knochenmasse abgelöst, die noch eine Zeitlang der gänzlichen Zerstörung trotzt, selbst in ihrer Zerstörung noch Ueberreste der Würde in Gang und Stellung zeigt, und wie die Ruinen eines zerfallenen Göttertempels, Staunen und Ehrfurcht einflößt. —

Hier sollte also das Ende dieser Schöpfung seyn, die sich in dem Geiste des Menschen bildete? —

Mit dieser traurigen Verwandlung sollte nun alles aufhören? —

Die sonst so sparsame Natur sollte hier allein mit solchem Aufwande sich nur eine desto prächtigere Zerstörung haben schaffen wollen? —

Sie sollte nur deswegen in jedem einzelnen Menschen eine eigne neue Schöpfung, eine neue Welt hervorgebracht haben, um ihr Werk desto öfter wieder zerstören zu können?

Menſchen und Thiergerippe wären alſo der letzte bleibende Endzweck ihrer immerwährenden Schöpfung, und damit deren Zahl ſich immer mehr anhäufte, ließ ſie Millionen gebohren werden, die alle wieder ein Grab verſchlingt, das nie geſättigt wird?

Dieß Knochengebäude ſoll länger dauern, als der denkende Menſch, das Meiſterſtück der Natur? —

Zwar macht dieſe Knochengeſtalt die größte Scheidewand zwiſchen allen unſern Gedanken und Vorſtellungen.

Leben und Tod
ſteht im fürchterlichen Gegenſatz nebeneinander —

Dieſe Knochengeſtalt iſt die furchtbare Trümmer einer zerſtörten Welt. —

Anfang — Ende des Daſeyns
iſt beides für uns in gleiches Dunkel gehüllt. —

Hier iſt der Schlußpunkt alles unſers Denkens von zwey Seiten. —

Hier ſenkt ſich der Horizont bis auf den Boden nieder — und die Ausſicht iſt gehemmt. —

Indem man dieſe Knochengeſtalt betrachtet, ſo verſchwindet alles — Thürme, Paläſte, Städte, Wünſche, Hoffnungen, Wiſſenſchaften, Künſte — alles iſt in Nacht verſchwunden, alles iſt in das erſte Chaos der Dinge zurückgeſunken. —

Die Gedanken ſchwinden uns, wenn wir uns an die Stelle dieſes Knochengebäudes verſetzen ſollen. —

Wir ſtaunen und ſtaunen — und ſehen nicht, wie es möglich iſt, daß unſer Weſen ſo verwandelt werden kann. —

Eine ſolche Verwandlung unſers Weſens ſcheint uns ein Widerſpruch. —

Wir ſind geneigt zu glauben, daß nur die Hülle unſers eigentlichen Weſens, aber nicht unſer Weſen ſelbſt auf die Weiſe verwandelt iſt. —

Denkender Menſch — Knochengerippe — Es läßt ſich kein Uebergang von dem einen zu dem andern denken. —

Das

Das was dachte, kann nicht so verwandelt werden. —

So wie aus der Zerstörung neues Leben hervorgeht, so erzeugt die anhaltende Betrachtung dieses Todtengerippes einen erhabenen Gedanken, einen neuen Begrif in der Seele, der plötzlich die Schrecken des Todes verschwinden macht. —

Das, was ich hier vor mir sehe, ist von meinem denkenden Ich zu verschieden, als daß dieses je darein sollte verwandelt werden können. —

Hier sehe ich harte, steife Körpermasse, die sich anfaßt wie Holz und Stein — diese ist aus dem Innersten meines Körpers herausgehoben — und stehet nun vor mir da — als ein Gegenstand meiner Betrachtung. —

Diese betrachtenden und beobachtenden Gedanken in meinem Innern, wie unendlich verschieden sind sie von dem Gegenstande, den ich vor mir sehe!

Ich muß dem, was in mir betrachtet und beobachtet, nothwendig einen andern Nahmen, als dieser harten und steifen Körpermasse geben. —

Einen Nahmen, der Leben und Bewegung, Denkkraft und Thätigkeit bezeichnet. —

Ich fühle mich gedrungen, eine neue Grenzlinie in meiner Vorſtellung zu ziehen, zwiſchen

Körper und Geiſt.

Aus der dunkeln Mitternacht dämmert das Morgenroth — aus der zerſtörten Körperwelt ſteigt

die Geiſterwelt

empor. —

Das unverwandte Anſchauen des Todes läßt uns einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang thun, der das, was jenſeit des Grabes iſt, vor unſern Augen verhüllt. —

Unſer Geſichtskreis erweitert ſich wieder, und ſchließt uns eine heitre Ferne auf. —

Baut die Natur, um zu zerſtören?

Nein, ſie zerſtört nur, um zu bauen. — Das Bauen, das Bilden iſt ihr Zweck, die Zerſtörung iſt nur Mittel. —

In

In jedem Herbſt fallen die Blätter vom jungen Stamme, und andre brechen im Frühling wieder hervor, indes der Stamm mit jedem Jahre wächſt, und feſter und ſtärker wird. —

Menſchen werden geboren und ſterben; der Staub von Millionen miſcht ſich zu dem Staube, aber mitten durch die Zerſtörung wächſt die Geiſterwelt empor; ſie arbeitet ſich durch Tod und Verwüſtung durch — und nimmt mit jedem Menſchenalter zu. —

Die immerwährende Vervollkommnung der Geiſterwelt iſt das Fortſchreitende in der Natur — ohne dieß Fortſchreitende würde der Kreislauf der Dinge, ſelbſt ohne Zweck, und ein bloſſes abſichtloſes Spiel ſeyn. —

Was hilft es, wenn das Rad am Wagen ſich ewig um ſeine Axe dreht, ohne daß der Wagen vorwärts rollt. —

Hat nicht ſelbſt der Erdball dieſe doppelte Bewegung, daß er unaufhörlich fortſchreitet, während er ſich um ſeine Axe drehet? —

Der immerwährende Kreislauf der Natur ist:

Leben und Tod,
Jugend und Alter,
Bildung und Zerstörung.

Dieß ist ihr Drehen um ihre Axe, dieß ist immer abwechselnd Tag und Nacht. —

Wie die junge Morgenröthe, so steigt mit jedem Menschenalter die jugendliche Welt empor — um nach ihrem vollendeten Lauf in das Dunkel des Grabes wieder hinabzusinken. —

Wo ist nun das Fortschreitende bei dem ewigen Kreislaufe, bei dem Drehen um die Axe, welcher doch nothwendig ist, wenn alles nicht ein zweckloses Spiel seyn soll?

Was anders kann dieß seyn, als die immerwährende Vermehrung und Vervollkommnung der Geisterwelt, die mit jedem vollendeten Kreislauf wächst und zunimmt.

Hier ist ein unübersehbares Feld. —

Eine trostvolle Aussicht in ein unendliches Gewebe voll Mannichfaltigkeit und Einheit, bei

dessen

dessen Betrachtung der Geist Ewigkeiten hindurch nicht ermüden kann.

Einheit — Mehrheit — menschliche Kraft.

Durch die Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck, sind in der Welt erstaunliche Dinge entstanden —

Städte — Kriegsheere — Staatsverfassungen — Dämme gegen das Meer — egyptische Pyramiden — unterirdische Kanäle — Kriegsschiffe — Schachten — Bergwerke — Manufakturen und Fabriken. —

Welch ein Unterschied, wenn wir nebeneinander stellen

den einzelnen Menschen und den Menschen in Gesellschaft.

Der einzelne Mensch — mit Hütte und Lagerstätte für sich, und für seine Bedürfnisse Wasser zum Trank, und Wurzeln und Kräuter zur Nahrung. —

Der Mensch in Gesellschaft mit Städten, Kriegsheeren, Vestungen, Manufakturen und Fabriken. —

Eine Anzahl Menschen treten zusammen in Verbindung, um wieder einen Körper auszumachen, wovon sich einige entschließen Arm und Fuß zu seyn, indeß andere der Kopf sind, wodurch Arm und Fuß in Bewegung gesetzt werden. —

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menschen bringen viel Gutes und viel Böses hervor. —

Das Böse besteht vorzüglich darin, daß der einzelne Mensch zu sehr darüber vernachläßigt und vergessen wird, indem man ihn nicht mehr selbst als ein Ganzes, sondern als einen untergeordneten Theil eines großen Ganzen betrachtet, und der einzelne Mensch zu häufig bloß Hand und Fuß seyn muß, da er doch auch der Bestimmung der Natur gemäß zugleich Kopf seyn, und über sich und die Verhältnisse in der Welt zu denken Freiheit und Belegenheit haben sollte. —

Bei der Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte zu einem Zweck geht es nun so zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menschen durch die lenkenden Gedanken eines Einzigen eine gewisse Richtung erhalten, wovon sie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervorbringen will, zu Stande kommen soll. —

Diejenigen, welche einmal zum Herzureichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes bestimmt sind, müssen immer Materialien zureichen, und dürfen sich nicht einfallen lassen, ihrer thätigen Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil sonst die ganze Sache in Unordnung gerathen würde. —

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müssen also, so lange bis das Gebäude fertig ist, auf jeden andern freiwilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun. —

Dieß Verzichtthun ist vorzüglich zur Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte nothwendig — und es würde ohne dasselbe nichts von den großen menschlichen Werken zu Stande gekommen seyn. —

Der einzelne Mensch hebt seinen Fuß nicht in die Höhe und streckt seine Hand nicht aus, wenn nicht sein eigner Gedanke ihn dazu treibt. —

Er hebt seinen Fuß in die Höhe, weil er denkt, er will sich fortbewegen, und streckt seine Hand aus, weil er denkt, er will Speise zu sich nehmen. —

Nun ist es sehr sonderbar, daß es einem Theile der Menschen gelungen ist, den andern zu etwas in Bewegung zu setzen, wozu dieser selber die Gedanken nicht hat. —

Wie zum Beispiel zu der Errichtung eines Gebäudes, wozu der Baumeister, nicht aber der Zuträger der Materialien die Gedanken hat. —

Der Zuträger der Baumaterialien erbeitet also zu einem Zweck, der nicht in seinem, sondern in dem Kopfe eines andern Menschen existirt. —

Der Zuträger entäußert sich eine Weile seiner Denkkraft, und bleibt bloß Hand und Fuß. —

Er

Er bewegt ſich nun einmal ſo, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, warum er ſich ſo bewegt. —

Wie iſt das möglich, daß der einzelne Menſch ſeine freie Selbſtthätigkeit ſo aufgiebt?

Daß ſich alle ſeine Bewegungen, den ganzen Tag über, um kein Warum in ſeinem eignen Kopfe, ſondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen? —

Es würde nicht möglich ſeyn, wenn dem einzelnen Menſchen nicht ein Zweck untergeſchoben würde, weswegen er eine Zeitlang das Band zwiſchen Geiſt und Körper gleichſam zerreißt — indem er jeder ſeiner Bewegungen nicht durch ſeine eignen, ſondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorſchreiben läßt.

Der Zweck, der ſeiner Denkkraft liſtiger Weiſe untergeſchoben wird, iſt, als müſſe er dieß thun, weil er ſonſt ſeine körperlichen Bedürfniſſe nicht würde befriedigen, ſeinen Hunger nicht ſtillen, ſeinen Körper nicht bedecken können. —

Der listigere und verschlagenere Theil der Menschen hat nemlich Mittel gefunden, dem ehrlicheren und gutmüthigeren seine nothwendigen Bedürfnisse auf gewisse Weise zu entreißen und abzuschneiden, um sie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu lassen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung seiner Geistes- und Körperkräfte Verzicht thut — und wie eine bloße Maschiene durch die Gedanken eines andern seinen Arm ausstrecken, und seinen Fuß emporheben läßt, wie der Soldat auf das Kommando thun muß. —

Ein anders ist, wenn z. E. eine Gesellschaft von Menschen in Verbindung tritt, von denen jeder Einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünscht, das aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervorgebracht werden können. —

Die Anzahl von Menschen wählen einen unter sich, durch dessen Gedanken sie ihre Arme nach einer gewissen Richtung ausstrecken, und ihre Füße nach einer gewissen Richtung wollen emporheben lassen. —

Hier

Hier iſt allen der Zweck gemeinſchaftlich — allen iſt daran gelegen, daß das Haus fertig werde. — Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für ſie nur die Art der Erreichung des Zwecks, nicht den Zweck ſelber. —

Wenn er den Zweck erſt für ſich allein hätte, ſo wär er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er ſeinen Zweck erſt in ihre Köpfe verpflanzen müßte, eher er nur daran denken dürfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung ſeines Endzwecks Gebrauch zu machen. —

Hier findet alſo nichts Gewaltſames, keine Beraubung der natürlichen Freiheit, kein Zerreißen der Verbindung zwiſchen Gedanken und Bewegung ſtatt — niemand iſt hier ganz Maſchiene. —

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will — das Warum ſteht in ſeiner eignen Seele, und nicht in der Denkkraft eines andern. —

Nur die Art und Weiſe wie, und die Richtung, nach welcher er Hand und Fuß zu Erreichung

des

des gesellschaftlichen Endzwecks bewegt, läßt er sich freiwillig durch die Gedanken eines andern vorschreiben. —

Denn er hat diese Gedanken eines andern gleichsam zu seinen eignen Gedanken gewählt. —

Freundschaft.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm klagen meine Leiden
Und fand ihn nicht, — —
Da ging ich bekümmert
Mit schwerem Herzen
In meine Hütte zurück.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm sagen meine Freuden,
Und fand ihn nicht. — —
Da ward ich so traurig,
Als freudig ich vor war,
Und ging und schwieg.

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm ſagen mein Glück,
Und fand ihn todt. — — —
Da verflucht' ich mein Glück,
Und that einen Schwur:
So lange mein Auge noch Thränen weint,
Zu trauren um dieſen einen Freund,
Denn dieſen einen Freund hatt' ich nur.

Warum? und wozu?

Wenn nicht Ordnung, Plan, Zweck in dieſem
Weltall iſt, ſo hört mein Denken auf — die Thä-
igkeit meiner vorſtellenden Kraft iſt gehemmt —
ch verhalte mich leidend, wie der Spiegel, der
e mannichfaltigen Geſtalten in ſich abbildet,
hne ſie in einem Punkt zuſammen zu faſſen. —

Soll ich über das Univerſum denken, ſo muß
s auch ein denkbarer Gegenſtand, es müſſen keine
Widerſprüche darin ſeyn. — Es muß ſich in mei-
er Vorſtellung nichts einander aufheben und zer-
ören. —

Plan, Ordnung, Zweck iſt das Höchſte, was ich denke — ich ſuche es allenthalben, und weiß nicht, warum ich es ſuche — denn ich kann über die Grenzen meines Weſens nicht hinausgehen. —

Wohin ſich meine Denkkraft heftet, frage ich allenthalben warum? und wozu? — warum ich aber nun allenthalben warum? und wozu? frage, das iſt bei mir weiter keine Frage mehr. — Die Frage kömmt mir eben ſo ſonderbar vor, als: warum hat ein Zirkel einen Umkreis und einen Mittelpunkt?

Warum? und wozu? zu fragen, iſt ſelbſt das Weſen meiner Denkkraft. —

Warum frage ich allenthalben warum? und wozu? — das heißt: warum und wozu denke ich? —

Nun muß ich aber doch den Zweck nothwendig immer, als etwas Edleres und Vorzüglicheres wie die Mittel zur Erreichung des Zwecks, denken. — Und da ich nichts Edleres und Vorzüglicheres, als das Denken ſelber kenne, ſo kann ich es mir unmöglich, als Mittel zu etwas an-

derm

denken vorstellen — ich kann daher nicht weiter fragen: warum oder wozu denke ich? — Aber wohl kann ich bei allen andern Dingen in der Welt fragen, warum, wozu sind sie da? — Ich finde, daß das Eine immer um des Andern Willen da ist — aber warum ist das Ganze da? — ich finde nichts Höheres weiter, als um gedacht zu werden — und nun beruhige ich mich auch, und frage nicht weiter. — Der letzte Stift ist eingesteckt — der Zirkel mit dem Mittelpunkt ist fertig — die Fülle des Unendlichen ist da. —

Selbstgefühl.

Wie kommt es, daß wir sagen können: meine Seele, mein Körper? Sind wir denn noch etwas verschiedenes von Seele und Körper, daß wir beide nicht uns selbst, sondern nur die unsrigen nennen?

Wer die meisten und sonderbarsten Situationen erlebt hat, muß auch das stärkste Selbstgefühl besitzen. Wohl zu merken, wenn sie fähig

waren, einen ſtarken Eindruck in ihm zu machen. Es kann einer ein herrliches Gemälde angaffen, und wenig mehr dabei empfinden, als das Gemälde, das von ihm angegafft wird.

Der Menſch iſt ein Bild Gottes. Er thut alle Augenblicke Wunder, und weiß es nicht. Ein unkörperlicher Gedanke Gottes war fähig, eine körperliche Welt zu ſchaffen, und zu regieren: ein unkörperlicher Gedanke des Menſchen kann den Mund zum reden öfnen und den Fuß zum gehen emporheben.

„Regieren meine Gedanken ſo den Körper, „wie Gottes Gedanken die Welt regieren?“

Unmittelbar ſind die Gedanken von tauſend Menſchen nicht fähig einen Sandkorn aus der Stelle zu bringen; durch Hülfe des Körpers können ſie Städte bauen. Wie nöthig iſt ein Körper unſern Gedanken. Als der Ewige dachte, die Menſchen glücklich zu machen, da mußte ſein Gedanke einen Körper annehmen.

Ueber die Vereinfachung der menſchlichen Kenntniſſe.

Eine Rede

bei der Aufnahme in die königl. Akademie der Wiſſenſchaften den 13ten October 1791.

Nichts iſt demüthigender für den Geiſt des Menſchen, als die erſtaunliche Disharmonie zwiſchen dem Umfange der Kenntniſſe, die in ſeinem Geſichtskreiſe liegen, und zwiſchen der kurzen Dauer des Individuums, in welchem dieſe Kenntniſſe zum Anſchauen kommen ſollen.

Nichts iſt aber auch erhebender, als der Gedanke, daß der Geiſt des Menſchen, über ſeine eigne Individualität emporragend, mit der Vorwelt und der Nachwelt in harmoniſcher Eintracht durch ein geheimes Band verknüpft, durch dieſe kurze Spanne des Lebens nicht beſchränkt wird. Denn was wäre ſonſt der Grund, daß ſeinen Be-

trachtungen die graue Vorzeit eben so wichtig und oft noch wichtiger, als der wirkliche Moment seines Daseyns ist; und daß er den Saamen so freigebig ausstreut, wovon er oft in Voraus weiß, daß ihn die spätе Folgezeit erst zur Reife bringt.

Je mehr nun aber die menschlichen Kenntnisse sich vervielfältigen, je unübersehbarer ihr Umfang, und je reicher von der Aussaat verflossener Jahrhunderte, von Zeit zu Zeit die Erndte wird, um deste nöthiger scheint es zu seyn, daß die Kräfte des menschlichen Geistes, auf die edelste Benutzung dieses Reichthums, auf Organisation des Stoffs und auf Vereinfachung des Vielfachen hinarbeiten.

Die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse ist nicht das Werk eines Einzigen, dessen Phantasie auf dem weiten Gefilde der Wissenschaften umher schweift, und hie und da aus irgend einer Blume Nahrung saugt. Nur derjenige, welcher für sich selber eine Wissenschaft ganz durchschauet, vermag ihren Geist zu fassen

und

und mitzutheilen. Jeder Uneingeweihte, der es wagt, entweder durch kurzes Zusammenfassen, oder durch dasjenige, was man populaire Darstellung nennt, irgend eine Wissenschaft, die nicht selber sein Eigenthum ist, zum Eigenthum der Menschheit zu machen, und gleichsam mit freigebiger Hand sie mitzutheilen, begehet an der Wissenschaft einen Raub, welcher sich selbst bestraft. Er schöpft die leeren Kunstwörter von der Oberfläche; das Gold der Wissenschaft sinkt tief in Boden, und verhüllt sich dem unbescheidenen Blicke.

Wer aber für sich in einsamen Betrachtungen, ohne wohlthätigen Gedankenwechsel, den Umfang der Wissenschaften zu überschauen strebt, ist in Gefahr, daß die sich selbst gelassene Phantasie in ihrem Fluge sich verirre, und daß er mit dem Verstande zu begreifen wähne, was nur seine Einbildungskraft umfaßt.

Um deste willkommener ist dem Einsamen der ehrenvolle Ruf in den Zirkel seiner Zeitgenossen, deren ein jeder der Wissenschaft, welcher er hul-

digte, schon manches Opfer brachte, und selbst auf manche Vergnügungen des Geistes Verzicht that, um der einzigen, die ihn unwiderstehlich anzog, seine vorzüglichsten Seelenkräfte und die schönsten Momente seiner Lebensdauer zu weihen, wofür er nun zum Lohne den ganzen Schatz der Entdeckungen der Vorzeit in seinem Fache, mit seiner eigenen Urtheilskraft bereichert, gleich einem kostbaren Kleinode, in sich selbst aufs bewahret.

Denn was besitzt die Menschheit Edleres, als den Geist von irgend einer Wissenschaft, die seit Jahrtausenden geboren und gebildet ward, und nun aufs neue in einem denkenden Kopfe, der ihr entgegen reifte, mit jugendlichen Reitzen wieder aufgefrischt, und von ihm erweitert, ihren vermehrten wohlthätigen Glanz über eine ganze Zeitgenossenschaft verbreitet.

Wo aber könnte wohl eher eine zweckmäßige und wohlthätige Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse Statt finden, als in einem Zirkel, wo dem oberflächigen Vielwissen durch Gründlichkeit

und

und der einseitigen Beschränkung auf ein einziges Fach, durch wechselseitige Mittheilung der Ideen beständig entgegen gearbeitet wird; wo die entferntesten, sich ganz fremd scheinenden Gegenstände in dem Gebiete der Geisterwelt sich zusammenfinden, und das Allerverschiedenste dennoch in einem Berührungspunkte des gemeinschaftlichen Denkens zusammentrift, wo seine ursprüngliche Verwandschaft wieder anerkannt wird.

Wenn nun eine solche Versammlung durch ein Haupt gelenkt wird, das selbst mit den verschiedensten Fächern vertraut, den Umfang der Wissenschaften zu übersehen geübt, den Werth einer jeden zu schätzen weiß, und durch seinen aufmunternden Beifall jede sich emporarbeitende Geisteskraft neu belebt; wie können da die Bemühungen eines jeden Einzelnen, mit der Erweiterung der Wissenschaften ihre Vereinfachung beständig zu verknüpfen, ihres Zwecks verfehlen.

In einem solchen Zirkel aufgenommen zu sein, bezeichnet mir die schönste Periode meines Lebens. Dieser ehrenvollen Aufnahme, durch eignen be-

ſcheidenen Beitrag, beſonders im Fache der Philoſophie der Sprache, und durch ſorgfältige Benuzung jedes fremden Beitrags zu dem Umfange der wiſſenswürdigen Dinge, mich immer werth zu erhalten, und auf die Weiſe unter den Augen und nach dem erhabenen Muſter unſers von ganz Europa und entfernten Nationen verehrten Chefs, deſſen unſterblicher Nahme ſeinen Beifall demjenigen, welchem er zu Theil ward, auch auf die Nachwelt ſichert, mit unermüdeter Thätigkeit, jedes edle Ziel des Denkens, das ſich nur auf meinem Wege darbietet, zu verfolgen, wird unaufhörlich mein eifrigſtes Beſtreben ſeyn.

Ueber ein Gemälde von Göthe.

Der Begrif von der Macht des Ausdrucks iſt wohl nirgends erhabener ausgeſprochen, und dieſer Ausſpruch zu gleicher Zeit durch die herrlichſte Probe erwieſen worden, als in dem folgenden poetiſchen Gemälde von Göthe, das in der beſchreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muſter bleiben wird.

Die

Die Vorbereitung zu diesem Gemälde macht das unverhaltne, gradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jezt nicht zeichnen, nicht einen „Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewe„sen, als in diesen Augenblicken.“

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemälde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er sich den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und „die hohe Sonne an der Oberfläche der undurch„dringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und

„nur

„nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heilig-
„thum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe
„am fallenden Bache liege, und nahe an der Erde
„tauſend Gräschen mir merkwürdig werden;
„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwi-
„ſchen Halmen, die unzähligen Geſtalten der
„Würmchen, der Mückchen, näher an meinem
„Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des
„Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf,
„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger
„Wonne ſchwebend trägt und erhält; mein
„Freund, wenns dann um meine Augen däm-
„mert, und die Welt um mich her und der Him-
„mel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt
„einer Geliebten, dann ſehn' ich mich oft, und
„denke: ach, könnteſt du dem Papier das ein-
„hauchen, was ſo voll, ſo warm in deiner Seele
„lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele,
„ſo wie deine Seele iſt der Spiegel des leben-
„digen Gottes."

Was nun dieſem, ſo wie andern Naturge-
mälden dieſes Dichters einen ſo hohen Reiz giebt,
ſcheint vorzüglich die Kunſt oder Wahl zu ſeyn,

womit

womit die einzelnen Züge geſtellt und geordnet ſind, daß ſie ſich, wie von ſelber, zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerſt wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann ſenkt ſich die Darſtellung von einer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinſten Geſichtskreiſe des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer ſich die Darſtellung niederſenkt, jemehr ſich das Bild im kleinen ausmalt, deſto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichſam aus ihrem Mittelpunkte ſich wieder erhebt, und die Darſtellung wieder ſteigen läßt, ſo wie ſie vorher ſich niederſenkte, bis zuletzt ein großer Umriß ſich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfaſſende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und „die hohe Sonne an der Oberfläche der undurch„dringlichen Finſterniß meines Waldes ruht“

Nie-

Niederſenkung

„und nur einzelne Strahlen ſich in das innere „Heiligthum ſtehlen,“

Niederſenkung

„und ich dann im hohen Graſe am fallenden „Bache liege,“

Niederſenkung

„und nahe an der Erde tauſend Gräschen mir „merkwürdig werden;“

Niederſenkung

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwi„ſchen Halmen, die unzähligen Geſtalten der „Würmchen, der Mückchen näher am Herzen „fühle,“

Erhebung

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der „uns nach ſeinem Bilde ſchuf,“

Erhebung

„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewi-
„ger Wonne ſchwebend trägt und erhält.“

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen
„dämmert und die Welt um mich her, und der
„Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die
„Geſtalt einer Geliebten;“

Vollendung.

„Dann ſehn' ich mich oft und denke: ach
„könnteſt du dem Papier das einhauchen, was
„ſo voll, ſo warm in deiner Seele lebt, daß es
„würde der Spiegel deiner Seele, wie deine
„Seele der Spiegel des lebendigen Gottes iſt!“

Das Bild ſchließt ſich, wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Maler geweſen,
„als in dieſen Augenblicken. — —“

Schluß.

Schluß.

„Könnteſt du dem Papier das einhauchen,
„was ſo voll, ſo warm in deiner Seele lebt!“

Grade mit dieſem Wunſche und mit jenem Selbſtgefühl zuſammen genommen, iſt hier der Ausdruck der getreueſte Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dieß Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünſtelt, und Gefühle ausſprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgeſtellt ſeyn!

Denn das ſiehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er ſein Gemälde entwarf, nicht an Umriß, Niederſenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, ſondern daß nur durch das Beſtreben, treu und wahr ſeine Empfindung auszuſprechen, jener Umriß, jenes harmoniſche Fallen und Steigen, und jene reitzende Vollendung ſich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit ſind unzertrennlich mit einander verknüpft.

Die

Die höchſte Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch ſchön, weil ſie ihn der Natur nachbildet. Nur alles Beſtreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich ſeyn, wenn das Beſtreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen iſt; wenn die Seele nicht ſorgſam auf den innern Einklang gelauſcht hat, durch welchen ſie mit der umgebenden Natur zuſammenſtimmend, allein das Herz bewegen kann.

Dieß iſt jene Sehnſucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig da ſteht, und unter dem Buchſtaben nur zu leicht verſchwindet.

Das Auge ſchaut umher und durchwandelt die Gegend. —

Es heftet ſich auf den Boden, und beſchränkt ſich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterſcheidet. —

Es blickt wieder auf, und ſpiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderſtellung der Erſcheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinſten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge, iſt ſo ſehr der Natur gemäß, daß ſie durch die Täuſchung der perſpectiviſchen Darſtellung die Natur ſelbſt zu ſeyn ſcheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer ſich mit einer gewiſſen Ruhe der Seele den Eindrücken der ſchönen Natur überläßt, und die Folge derſelben durch die Darſtellungsſucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben dieſe ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild, wegen ſeiner täuſchenden Aehnlichkeit mit der Natur, uns in Bewunderung und Erſtaunen verſetzt.

Wer nun aber eine ſolche Ruhe der Seele beſitzt, bei dem fehlet es gemeiniglich an Darſtel-

ſtellungstrieb oder Kraft, und wer dieſe hat, bey dem findet ſich ſelten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darſtellungstrieb muß ſich dem ruhigen Eindruck unterordnen und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine groſſe Kraft der Seele, die in den Augenblicken immer wachſam ſeyn muß, daß über dem Verlangen nach der ſchönen Darſtellung die Wahrheit der Empfindung nicht verlohren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Wahrheit der Empfindung ſelber die Darſtellung nicht vergeſſen werde.

Die wahre Darſtellung iſt daher gewiſſermaſen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger iſt, und ſich von dem menſchlichen Geiſte weder in Worte noch Umriſſe bringen läßt.

Daher kommt denn auch noch der allerwahrſte Zug zu dem Gemälde unſers Dichters:

„Ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege „unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Er„ſcheinungen.“

Den Zuſtand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darſtellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, ſchildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächſten Vorbereitung zu ſeinem Gemählde noch vorangehet:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze „Seele eingenommen, gleich den ſüßen Früh„lingsmorgen die ich mit ganzem Herzen ge„nieſſe. Ich bin ſo allein und freue mich mei„nes Lebens, in dieſer Gegend, die für ſolche „Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin „ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Ge„fühl von ruhigem Daſein verſunken, daß meine „Kunſt darunter leidet.“

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen „Strich, und bin niemals ein größerer Mahler „geweſen, als in dieſen Augenblicken.“

Unter

Unter der Fülle des Genusses leidet würklich die Kunst, und indem der Darstellungstrieb dem Genuß untergeordnet ist, so strebt er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache; die Umrisse verwandeln sich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir, daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal da steht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmalerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelaßen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„Wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w."

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrükke, und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrükke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am beßten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er in sie versenkt, und sich mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„Wenn

„Wenn das liebe Thal um mich dampft“ —

„An der undurchdringlichen Oberfläche mei„nes Waldes“ —

— „Und die Welt um mich her und der „Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die „Geſtalt einer Geliebten.“ —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer ſolchen Beſchreibung vorausgeſetzt. In den Augenblicken, wo eine ſolche Beſchreibung glücken ſoll, muß das einzelne Selbſtbewußtſein ſich gleichſam in dem Mitbewußtſein des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchſtimmt wird.

Von einer ſolchen Stimmung der Seele, die ſchon da ſein muß, ehe man noch an der Darſtellung denkt, kann eine ſolche Schilderung nur die Folge ſeyn.

Wer eine ſolche Darſtellung verſucht, ohne daß ein ſolcher Zuſtand vorhergegangen iſt, der

Es wäre unmahlerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelaßen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„Wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w."

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrücke, und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er in sie versenkt, und sich mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„Wenn

„Wenn das liebe Thal um mich dampft“ —

„An der undurchdringlichen Oberfläche mei„nes Waldes“ —

— „Und die Welt um mich her und der „Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die „Gestalt einer Geliebten.“ —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt. In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtsein sich gleichsam in dem Mitbewußtsein des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da sein muß, ehe man noch an der Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge seyn.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand vorhergegangen ist, der

muß eben ſo unwahr werden, wie einer, der bei ganz gemeinen und gewöhnlichen Schickſalen, dennoch einen Roman von ſeinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild ſich immer entgegen kommen:

„Das dampfende Thal“

„Die hohe Sonne“ —

„Die undurchdringliche Oberfläche der Fin„ſternis des Waldes“ —

„Die einzelnen Strahlen, die ſich in das „innere Heiligthum ſtehlen“ —

„Der Dichter im hohen Graſe am fallen„den Bache liegend“ —

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben im friſchen Glanze hervor; und die Folge der Worte ſelber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den

vor-

vorhergehenden niemals ſtört oder verdrängt, ſondern vielmehr mit ihm eins wird, ſo daß zulezt alles ineinander fließt, und der Eindruck eines Gemäldes würklich in der Seele hervorgebracht wird.

Einfachheit und Klahrheit.

Wo nur irgend, nach der langwierigen Barbarei, den Wiſſenſchaften ein neues Licht angezündet iſt, und die Kunſt ihr Haupt empor gehoben hat, da hat man ſich, ſtatt neue Verzierungen auszudenken, der edlen Einfalt der Griechen und Römer wieder zu nähern geſucht.

Man fing damit an, jedes ſchöne Ueberbleibſel des Alterthums wie ein koſtbares Kleinod zu betrachten; man wallfahrtete nach Antiken, Bildſäulen und Ruinen; bereichert mit den Schätzen der alten Kunſt, kehrte der Künſtler wieder in ſein Vaterland zurück, und mit ihm der wohl-

thätige Genius, welcher neue Wärme und neues Leben um sich her verbreitete.

So wie der gebildete Geist im Denken Ordnung, Licht und Klarheit liebt, so muß auch in der Kunst das Wohlgeordnete, was leicht zu durchschauen und ohne Mühe zu umfassen ist, vor dem Verwickelten, Verwirrten, und Unbehülflichen nothwendig den Vorzug haben.

Auf Leichtigkeit der Uebersicht kömmt ja im Denken alles an, und so auch in der Kunst — Alles was daher die leichte Uebersicht des Ganzen stört, mag es an sich und einzeln betrachtet auch noch so vielen Reiz haben, ist in der Kunst eben so verwerflich, als in Gegenständen des Denkens ein müßiges Spiel der Einbildungskraft ist, das nicht zur Sache gehört.

So wie jemand, der eine Sache deutlich einsiehet, sie mit der leichtesten Mühe bearbeitet, da hingegen ein anderer mit der größten Anstrengung nicht zu seinem Zweck gelangt, so ist auch der Künstler nur durch die leichte Uebersicht

sicht

nicht seines Gegenstandes mächtig, durch die Kunst auf das Gemüth zu wirken, und die Aufmerksamkeit zu fesseln.

Denn indem er alles Einzelne so darzustellen weiß, daß man dadurch nicht befriedigt, sondern immer auf ein größeres Ganze hingewiesen und hinzezogen wird, hat er das Gemüth gleichsam in seiner Gewalt, und wirkt unwiderstehlich auf dasselbe.

Dieser Grundsatz ist so fest, daß gar kein Zweifel dagegen statt findet: wer die einzelnen Theile oder die Verzierungen in einem Kunstwerke so hervorstechend macht, daß meine Aufmerksamkeit dadurch zerstreut, und die Uebersicht des Ganzen nur dadurch erschwert wird, der hat auch das Ganze selbst verunstaltet, statt es zu verschönern.

Wie nun die männliche Denkart sich dadurch von der kindischen unterscheidet, daß sie einen festen Plan verfolgt, und sich durch die Spiele des Zufalls in den einzelnen Momenten von ihrem

Haupt-

Hauptgegenstande nicht ablenken läßt; so unterscheidet sich auch in den Künsten der edle und männliche Geschmack dadurch von dem kleinlichen und kindischen, daß er nichts duldet, wodurch die Einbildungskraft zu unnützen Spielen verleitet, und die Aufmerksamkeit der Seele von dem Hauptgegenstande abgelenkt wird.

Zwar spielt die Kunst immer, aber selbst mit dem Spiele muß doch ein gewisser Grad von Ernst und Aufmerksamkeit verknüpft seyn, wenn es nicht langweilig und abgeschmackt werden soll; wo nun dieser Ernst und Aufmerksamkeit ganz fehlet, da fällt das Spiel selbst wieder ins Kindische, und dieß heißt denn, nach Lessings Ausspruch:

„Mit dem Spiele spielen."

Sobald man sich dieß erlaubt, wird freilich die Mannigfaltigkeit grenzenlos, aber eben deswegen wird sie auch langweilig und fade werden, weil sie keinen Vereinigungspunkt mehr hat, woran man das einzelne knüpfen könnte, und wodurch

durch die Vergleichungskraft unſerer Seele beſchäftigt würde.

Daher iſt nichts langweiliger und tödtender für den Geiſt, als bloße Abwechſelung und bloße Mannigfaltigkeit ohne Plan und Zweck. Wo dieſe herrſchend iſt, da erliegt das Emporſtreben der Denkkraft, und jede edle und groſe Empfindung unter dem Drucke einer Menge von Kleinigkeiten, die alle zuſammen genommen nicht der Mühe des Denkens werth ſind.

Indem wir uns nun an die Alten ſchließen, ſo heben wir uns auch zu ihrer männlichen Denkkraft wieder empor. — Denn ſie waren Künſtler mit der Einbildungskraft und mit dem Verſtande zugleich; diejenigen, welche von ihnen abwichen, waren bloß Künſtler mit der Einbildungskraft: es war ihnen gleichſam zu läſtig, den Flug der Einbildungskraft immer wieder zurükzurufen; ſie ließen ſich durch ihren Gegenſtand ſelber, mit einer Art von Vergnügen in Labyrinthe verleiten, ſtatt daß ſie hätten wünſchen ſollen, deſſelben immer Meiſter zu ſeyn, und ihn in ihrer Gewalt

zu haben. Ihre Zusammensetzungen verhielten sich daher zu den Kunstwerken der Alten, wie ein Arabisches Feenmärchen zu der Iliade des Homers.

So wie wir uns nun zuweilen am kindischen Spiel ergötzen, können auch die sonderbarsten Ausschweifungen der Einbildungskraft uns wohl einmal Vergnügen erwecken; nur müssen wir sie für das halten, was sie sind, und das Studium und die Betrachtung der edleren Werke des Geistes nicht darüber vernachläßigen: denn durch diese bekommen wir doch erst den wahren Maasstab für das Schöne, nach welchem wir es bis in seine feinsten Abstufungen verfolgen können, und wodurch uns zugleich die Gränzen des Abentheuerlichen und Abgeschmackten bezeichnet werden, welche doch irgend wo statt finden müßten, weil man sonst gar nicht sagen könte, daß irgend etwas geschmackvoll oder geschmacklos sey.

Freilich kommt es nur daran an, von wem das Urtheil, daß etwas geschmackvoll oder geschmacklos sey, ausgesprochen wird; weil der eine sich würklich an eine Sache sehr ergötzen

kann,

kann, wovon ein anderer verächtlich seinen Ton abwendet.

Hierin beruht aber alles auf der Vergleichung; wer diese anzustellen noch nicht Gelegenheit oder Muße gehabt hat, dessen Urtheil verdient Schonung und Nachsicht; wer aber bei der Vergleichung selber durch das Bessere und Schönere ungerührt bleibt, den werden auch keine Gründe überzeugen; er wird den Gott der Harmonie mit seinem Saitenspiel verwerfen, und für die Pfeife des Pan entscheiden. —

An die Thätigkeit.

Sei mir gegrüßt im frühen Morgenstrahle,
Du, die uns neues Leben bringt!
Dir dampft auf Sonnenhügeln, der im Thale
Schon Weihrauch, den dein Odem trinkt.

Die Blumenknospe fängt sich an zu regen,
Und zittert und entfaltet sich,
Der hohe Eichenwald strebt dir entgegen,
Und rauschet himmelan durch dich.

Die

Die Pflanze ſchießt empor voll edler Säfte,
Du pflegſt den Keim, du tränkſt die Flur,
Du athmeſt, und dein Hauch geußt Lebenskräfte
Durch alle Adern der Natur.

Du jagſt die Stürme durch die Meereswogen,
Der Donner rollt auf dein Geboth,
Du drängſt die Sonne an den Himmelsbogen
Und färbſt die Morgenwolken roth;

Machſt daß mein Fuß emporſtrebt, wenn ich
wandle,
Mein Ohr vernimmt, mein Auge ſieht,
Mein Arm ſich kraftvoll ausſtreckt, wenn ich
handle,
Und meine Wange heißer glüht.

Was zittr' ich? — o dein allgewaltig Leben,
Das in dem Puls der Schöpfung ſpielt,
Ich fühl' es jetzt durch meine Seele beben,
Wie ich's noch nie, noch nie gefühlt.

Wie mächtig iſt der Menſch, wenn die Ge-
danken
Nach einem Ziele unverrückt

Hin-

Hinſtreben und nicht weichen, und nicht wanken,
Bis erſt die kühne That geglückt.

Und dieſe Macht — wie kömmt ſie aus dem Schlafe,
Du Allwirkſame, als durch dich?
So oft ſie in mir ſchlummert, o ſo ſtrafe
Durch deinen lautſten Donner mich!

Und ſende, wenn ein träges Seelenfieber
Hinfort durch meine Adern ſchleicht,
Doch deinen guten Engel mir hinüber,
Der dieſen Dämon von mir ſcheucht!

Auch eine Hypotheſe über die Schöpfungsgeſchichte Moſis.

Aus den früheſten Jahren unſerer Kindheit, ſo lange die Sprache den ſchwankenden Vorſtellungen in unſrer Seele noch nicht Dauer und Feſtigkeit gab, können wir uns von dem, was wir geſehen und gehört haben, wenig oder nichts mehr erinnern. Wir hatten noch keine Wör-

mahle, woran wir unſre eignen Vorſtellungen von einander unterſcheiden konnten, dieſe floſſen daher entweder in eins zuſammen, verdrängten ſich einander, oder verwirrten ſich untereinander.

Wir konnten die Sonne noch nicht vom Himmel unterſcheiden, an dem ſie glänzte, und das Gemählde nicht von der Wand, woran es befeſtigt war. Die Vorſtellungen von den Tönen floſſen mit den Vorſtellungen von den Farben zuſammen, und verkeirten ſich auf mancherlei Art, ſo daß es beinahe ſo gut war, als ob wir gar nichts geſehen oder gehört hätten.

Mit den erſten Tönen aber, die unſer Mund ſtammeln lernte, fing es auch an, in unſerer Seele Licht zu werden. Als wir zuerſt die ſüßen Namen: Vater und Mutter, lallten; da konnten wir in ihnen ſchon unſere zärtlichſten Freunde, ſowohl von der todten als lebloſen Welt, als von allen übrigen Menſchen unterſcheiden. Nun war ſchon ein feſtes Bild in unſrer Seele, wo ſich mehrere anſchließen konnten, die demſelben eines nach dem andern folgten; und ſo entſtand allmählig das wunderbare, ſtarke Ge-

webe unſrer Gedanken, welches nun durch die Zeit ſo feſt in einander gerückt iſt, daß nicht leicht mehr ein Faden daraus verlohren gehen kann.

Jene ſüße Erinnerung an unſre verfloſſnen Tage, was wäre ſie ohne Sprache? Ein ödes Labyrinth halbverwiſchter Eindrükke durch tauſend Lükken unterbrochen, worin ſich wiederum die Gegenwart eines jeden Tages verlieren würde. Allein die Sprache iſt der unzerſtörbare Knäuel, von welchem wir den Faden abwikeln, der uns aus dieſem Labyrinth unſrer Verſtellungen den einzigen Weg zeigt. Wir machen es wie ein Wanderer, der in einem dichten unwegſamen Gehölze den Weg, den er wandelt, gerne wieder zurückfinden will, und ſich einen Merkſtab nach dem andern hinſtellt, wornach er ſich richten kann, wenn er wieder umkehrt. So oft wir etwas ſehen oder hören, befeſtigen wir durch das tönende Wort einen ſolchen Merkſtab in unſrer Seele: und wenn wir uns desjenigen, was wir geſehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, ſo dürfen wir uns nur nach dieſen Merk-

ſäben, als getreuen Wegweiſern richten. Thäten wir das nicht, ſo würden wir mit unſrer Erinnerung nicht grade auf die Dinge fallen, deren wir uns wieder erinnern wollen, ſondern würden mit ungewiſſen Schritten bald zur Rechten, bald zur Linken ausweichen, und niemals, als durch Zufall, auf den rechten Fleck treffen.

Iſt es nicht die Sprache, wodurch wir einer jeden Gattung von Dingen ein untrügliches Merkmahl aufdrükken, an welchen wir ſie wiederkennen, wir mögen ſie antreffen, wo und in welcher Miſchung wir wollen? Iſt ſie es nicht, welche uns mit einem Worte die ganze Natur umfaſſen, und dann wieder das kleinſte Sonnenſtäubchen in derſelben auf das genaueſte bezeichnen läßt? Iſt es nicht das Wort, welches der Vorſtellung die Grenzen vorſchreibt, die ſie nicht überſchreiten ſoll, indem es den Umfang des Gegenſtandes, den wir betrachten wollen, es ſei nun ein Eichbaum oder ein Grashalm, auf ein Haar bezeichnet? — Dadurch daß wir das Ganze und das Einzelne in der Natur benennen lernen, werden wir immer vertrauter mit ihrem Anblick; und ſo oft wir ſie

wieder-

wiederſehen, freuen wir uns, wie über das Antlitz eines Freundes, mit dem wir täglich bekannter werden, jemehr wir ihn von andern Menſchen unterſcheiden lernen. — Freilich liegt dieſer Unterſchied ſchon in den Dingen ſelber, wovon ein jedes die Linien ſeines Umfangs gleichſam um ſich her ziehet. Auch macht uns die Durchſichtigkeit der Luft den Unterſchied der Dinge auffallender, indem beſtändig Lüften zwiſchen denſelben zu ſein ſcheinen. Aber dieſen Unterſchied ſelbſt muß doch die Sprache erſt bezeichnen, wenn er uns nicht in demſelben Augenblick, da wir ihn bemerkt haben, wieder entwiſchen ſoll. Der auffallendſte Unterſchied der Dinge in unſrer Vorſtellung mußte zwar zuerſt das Wort hervorpreſſen, aber eben durch das Wort mußte nachher der Unterſchied ſelbſt wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer beſtimmter gezogen werden.

Unterſcheiden und benennen, ſcheint alſo unzertrennlich mit einander verknüpft zu ſein. — Nun leſe ich die Schöpfungsgeſchichte Moſis, und finde die Begriffe von Unterſcheidung und Benennung, allemal unmittelbar aufeinander

folgend, dieſer ehrwürdigen Erzählung eingewebt. Gott unterſchied, Gott nannte, heißt es bei der Schöpfung des Lichts, des Firmaments, und der Erde. Wir ſehen, wie in der ſchönſten Stufenfolge erſtlich die gröſſern und auffallendſten, und dann allmählig die kleinern Unterſchiede bezeichnet werden.

Was für einen auffallendſten Unterſchied giebt es in der ganzen Natur, als zwiſchen Licht und Finſterniß! Dieſer wird zuerſt bezeichnet, indem es heißt: Gott ſcheidete oder unterſchied das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finſterniß Nacht.

Auf den Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß folgte der zweite groſe Unterſchied zwiſchen Himmel und Erde. Gott ſcheidete das Waſſer unter der Veſten von dem Waſſer über der Veſten, und nannte die Veſte Himmel.

Dann folgt der dritte groſe Unterſchied zwiſchen Erde und Waſſer. Gott ſprach: es ſammle ſich das Waſſer an ſondre Oerter, daß man das Trockne ſehe, und Gott nannte das Trockne Erde, und die Sammlung der Waſſer nannte er Meer.

Nun kommen erſt die kleinern Unterſchiede zwiſchen den Arten der Bäume und Pflanzen, die auf der Erde, und dem groſſen und kleinen Lichte, wie auch den Sternen, die am Himmel befindlich ſind. Zuletzt die Unterſchiede zwiſchen den Arten der Fiſche und Vögel, die im Waſſer, und unter dem Himmel, und der Arten der Thiere, die auf der Erde leben und ſich bewegen.

Was iſt nun wohl natürlicher, als daß wir ein Ganzes, wovon wir uns eine deutliche Vorſtellung machen wollen, erſtlich nur ins Groſſe unterſcheiden, und dann immer weiter ins Kleine ordnen und klaſſificiren? Nun mußte aber Gott von der Welt, die er ſchaffen wollte, eine deutliche Vorſtellung haben; und was war wiederum natürlicher, als daß der Menſch ihm ſeine Vorſtellungsart, erſt ins Groſſe und dann allmählig ins Kleinere zu unterſcheiden, mittheilen mußte, wenn er ſich einen Begrif von der Schöpfung der Welt machen wollte? Dergleichen Vorſtellungen von Gott, wo man ihn aus und nach ſich ſelber bildete, waren der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts insbeſondere angemeſſen; dürfen wir uns

also wohl wundern, wenn ihm bei der Schöpfung das Unterscheiden und Benennen als die Sprache, gleichsam als ein Hülfsmittel zugeeignet wird, um die große Masse, welche er vor sich hatte, gehörig zu ordnen und einzutheilen?

Wenn der Mensch, mit der Macht eines Gottes begabt, eine Welt erschaffen wollte: so hätte er es ohngefehr so anfangen müssen, wie es hier beschrieben wird. Er würde nur gesagt haben: es werde Licht! und es wäre Licht geworden; dann würde er das Licht von der Finsterniß unterschieden, und ihm einen Namen gegeben haben, damit es nicht nur an sich selber, sondern auch in seiner Vorstellung unterschieden gewesen wäre; dann hätte er sein Werk angesehen und sich darüber gefreuet: denn es war sehr gut. — Aus eben dem Grunde sind auch dieser Erzählung die simpelsten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, die für uns ein so nothwendiges Bedürfniß sind, wenn wir unsere Vorstellungen, in Ansehung ihrer Folge auf einander, in unserer Seele ordnen wollen. Daher heißt es durchgängig: so ward aus Abend und Morgen der erste, zweite Tag, u. s. w.

Auf

Auf dieſe Weiſe ſcheinet ſich dieſe Erzählung, wie es mit der Schöpfung oder Entſtehung dieſes Weltalls wohl zugegangen ſein möge, ihrem Verfaſſer, in einer glücklichen Stunde der Begeiſterung, gleichſam aufgedrängt zu haben. Indem er aber die Entſtehung der Welt an ſich ſelber ſchildern wollte, ſo ſchilderte er doch im Grunde weiter nichts, als die Entſtehung oder Schöpfung derſelben in der Vorſtellung des Menſchen, wie es dieſem gelang, ſich durch Unterſcheiden und Benennen, oder welches einerlei iſt, durch die Sprache, allmählig einen immer deutlichern Begrif davon zu bilden. Und in dieſer Rückſicht, wie er die ſtufenweiſe Entſtehung der menſchlichen Begriffe, vermittelſt der Sprache, beſchreibt, wäre denn Moſes ſowohl Philoſoph als Dichter geweſen; obgleich das erſte mehr zufällige Weiſe, weil er nicht ſowohl zur Abſicht gehabt zu haben ſcheint, von dieſer würklichen Entſtehung der menſchlichen Begriffe zu reden, als vielmehr eine wahrſcheinliche Fiktion von der Schöpfung des Weltalls zu entwerfen.

So wie nun oft die Begeiſterung den Dichter

zum Philosophen erhebt, indem seine reiche Phantasie die Stelle der Beurtheilungskraft ersetzt; so liefert uns auch Moses, ohne daß er dieß vielleicht eigentlich zur Absicht hatte, in der Schöpfungsgeschichte eine sehr philosophische Darstellung des wahrscheinlichen Ursprungs der Sprache und des menschlichen Denkens.

So lange der Mensch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichsam ein Chaos für ihn gewesen sein, worin er nichts unterscheiden konnte, wo alles wüste und leer war, und Dunkel und Finsterniß herrschte.

Allein der Mensch konnte nicht lange ohne Sprache bleiben, weil der Schöpfer dieselbe, als ein so nothwendiges Bedürfniß des menschlichen Denkens, schon von Anfang an in die ganze Schöpfung mit eingewebt, und einen so auffallenden Unterschied in die Dinge gelegt hatte, welche den Menschen umgaben, daß dadurch das Wort, womit er seinen Unterschied bezeichnen sollte, gleichsam aus seinem Munde gepreßt wurde. — Nun scheint es, als ob der betrachtende Mensch erst die großen Unterschiede zwischen Licht

und

und Finsterniß, Himmel und Erde, Erde und Wasser, hinlänglich bemerken, und bezeichnen mußte, ehe noch seine Aufmerksamkeit auf die kleinern Unterschiede der Pflanzen, Gesträuche und lebendigen Thiere fallen konnte.

Das erste einsylbige Freudengeschrei, womit er das anbrechende Licht begrüßte, und die erste furchtsame kindische Klage bei der wieder einbrechenden Finsterniß, waren vielleicht die ersten Namen, wodurch er das Licht von der Finsterniß unterschied, und Tag und Nacht bezeichnete.

Nachdem er sich vielleicht schon oft über die größte Erscheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und die dämmernde Nacht, laut gewundert hatte; so hatte nun seine Aufmerksamkeit Muße, auf einen neuen Unterschied zu fallen. Er blickte über sich, und dann wieder vor sich nieder; sah oben das glänzende durchsichtige Blau des Himmels, und zu seinen Füßen die schwarze feste Erde. Dieser angenehme Anblick eines heitern Himmels, der sich in seinem Auge spiegelte, gegen die dunkle Erde zu seinen Füßen,

preßte einen neuen frohen Laut aus ſeinem Munde, der die kleine Anzahl ſeiner Begriffe bereicherte.

Als nun dieſer Unterſchied wiederum ſeine Sinne genug beſchäftiget hatte, ſo fing er an zu ſeinen Füßen einen neuen Unterſchied zwiſchen der undurchſichtigen Erde und dem ſpiegelhellen Waſſer zu bemerken und zu bezeichnen.

Und nun entdeckte er auf der Erde, worauf ſonſt noch alles ohne Figur und Geſtalt vor ſeinen Blikken ſchwankte, allmälig die kleinern Gegenſtände, die ihm ſonſt noch alle in eins zu fließen ſchienen. Zuerſt hielt ſich ſeine Aufmerkſamkeit an den lebloſen Gegenſtänden feſt, weil dieſe ſeiner Vorſtellung nicht ſo ſchnell entwiſchen konnten. Aufmerkſam betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte ſich Bild und Namen von den mancherlei Arten der Bäume und Pflanzen ein, die auf ihr wachſen. — Er blikte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond und die Sterne von dem Himmel, an den ſie glänzten, unterſcheiden, und benennen. — Endlich gelang es ihm auch, ſich ein feſtes Bild von den lebenden und webenden Geſchöpfen, von

den

den Vögeln unter dem Himmel, von den Fischen im Waſſer, und von den Thieren auf Erden einzuprägen. — Und in Anſehung der lebenden Geſchöpfe heißt es noch im folgenden Kapitel, daß, durch beſondere Fügung des Schöpfers, die Thiere den Menſchen gleichſam nahe gebracht wurden, damit er ſie nach ihren beſondern Arten unterſchieden und benennen lernen ſollte.

Nachdem der Menſch auf dieſe Weiſe die ganze Natur außer ſich unterſchieden gelernt hatte; ſo war er auch zugleich zu dem völligen klaren Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelangt, wodurch er ſich von allem, was ihn umgab, unterſchied. Und dieß war gleichſam ſeine eigne edelſte Schöpfung.

Da alſo die Sprache mit ihren erſten Tönen die ſchlummernde Vorſtellungskraft erweckte, da fing es in der Seele an zu tagen, und die Morgendämmerung brach hervor. — Die Schöpfung, welche der Menſch vorher, als eine unförmliche und ungebildete Maſſe betrachtet hatte, bekam nun allmählig in ſeiner Vorſtellung Bildung und Form. — Das blaue Gewölbe des Himmels zog ſich über ihm in die Höhe, und vor ihm ſenkte

ſich die Erde. — Die Waſſer ſammleten ſich in Meere und Flüſſe, und vor ſeinen Blikken ragte das trokne Land empor. — Die Ceder und der Grashalm gewannen in ſeiner Vorſtellung Umfang und Geſtalt. — Die Sonne am Himmel ründete ſich in ſeinem Auge. — Jedes Thier erhielt ſeine Form, und ſtand in ſeiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Menſch vermittelſt der Sprache, allmälig das Einzelne im Ganzen unterſcheiden. — Wie ein Schiffer in trüber Dämmerung, der nichts als Himmel und Waſſer ſiehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das ſich erſt unförmlich aus dem Meere empor hebt, bis es dem Auge immer näher kömmt, und immer mehr Geſtalt und Form gewinnt, daß der ſpähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüſſe, und endlich gar Bäume und Hütten und wandelnde Menſchen darauf unterſcheiden kann, und nun die ganze ſchöne Landſchaft, geſchmückt mit Wäldern und Wieſen, und von Bächen und Flüſſen durchſchnitten, im Glanz der Morgenſonne, vor ihm da liegt.

Der

Der Dichter im Tempel der Natur.

Ein Fragment.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: vorhergegangene ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen, das, in allen seinen Theilen, sich selber spiegelnd, da den reinsten Abdruck läßt, wo alle Beziehung auf sie, in dem ächten Kunstwerke, das, so wie sie, in sich selbst vollendet, den Endzweck und die Absicht seines Daseyns in sich selber hat. —

Göthe.

So reift, in der Dunkelheit des Waldes, auf der Wiesenfläche und an des Flusses Krümmungen von seinem Homer begleitet, der vaterländische Dichter. —

In staunende Betrachtung ganz versenkt, irrt bald sein Auge von des Himmels Wölbung auf

des Gräschens gebogene Spitze, bald blickt er in die spiegelnde Fluth, bald wieder in den weit erhabenern Spiegel, der vor ihm aufgeschlagen, in wiederkehrenden Zeiten Jahre rollen, Sonnen auf und untergehen, Menschen sich zerstören, und einen, der nach langen Jahren, ohne seine Gefährten, in sein Vaterland wiederkehrt, mit allen Stürmen des Schikſals kämpfen läßt.

Das alles geht vorbei, geschieht in wenigen Momenten. — Das Auge blickt wieder auf, sieht noch dieselbe Himmelswölbung, dieselbe spiegelnde Fluth, desselben Gräschen gebogne Spitze; und das Vorüberrollende in Gedanken steht noch da, steht vest.

Werdende und vergehende Geschlechter, der immer wirkende, immer duldende Mensch in der ihn umgebenden Natur. —

Der neue Sinn erwacht und siehet mit Staunen die Keime des Werdens und Wirkens in allem, was ihn umgiebt. —

Das Maaß der Empfindung füllt sich voll, strömt über — der Bildungstrieb ist da — und findet keinen Stof. — . . .

Der

Der höchſte Stoff der wirkenden Kräfte iſt vorweggenommen; das höchſte Leben in der zerſtörenden Feldſchlacht unübertreflich dargeſtellt — Der Stoff der duldenden Kräfte iſt auch erſchöpft — alle die Stürme des Schickſals ſind durchkämpft — dulden kann niemand mehr, als der herrliche Odyſſeus, und ſtandhafter niemand ſein, wie er — und doch ſind menſchliche Kräfte einmal der Dichtkunſt höchſter Stoff. —

Was bleibt dem ſtrebenden, aufs höchſte geſpannten Bildungstriebe, als die durch ihr Uebermaaß ſich ſelbſt zerſtörende, in jeder unſchuldigen Aeußerung ihrem Untergange unaufhaltſam zueilende Lebenskraft, in ihrem innern Kampfe: ſo entſtand die aller Herzen ſich bemeiſternde Erzählung von Werthers Leiden, worinn ſich nun aufs neue wieder die ganze Menſchheit ſpiegelt.

Ein Werk das unter allem, was die neuere Dichtkunſt ſchuf, der griechiſchen Einfalt, Würde und Wahrheit am nächſten kommt, und doch, wie mitten aus dem täglichen Leben heraus ge-

haben, von unſrer Welt und unſern Sitten ein dauernder Abdruck iſt.

Ein Stoff, der einzige noch unbenutzte, der dem Homer nachgeſchaffen und gleich gebildet, die einzige noch wahre mögliche Epopee unſerer Zeit ward.

So entſtand, durch die wetteifernde Nachahmung des Schakeſpear, unſer erſtes Originaldrama **Götz von Berlichingen**, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarei der mittlern Zeiten, ſich von dem Gröbern, Unedlen, und Gemeinen ſondernd, und immer näher an einander rückend, zuletzt ein täuſchendes Ganze bildet, und auch ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird.

Geßner.

Durch vereinten harmoniſchen Natur und Kunſtgenuß entſtanden auf ähnliche Weiſe Geßners Schweitzeridillen, einzig ſchön und unübertreflich in ihrer Art.

Ramler

Ramler.

Mit seinem Horaz am Ufer der Spree hinwandelnd, besang der Schöpfer unsrer Ode die Thaten und Schlachten Friedrichs des Einzigen.

Klopstock.

Genährt durch ruhigen stillen Naturgenuß, strömte **Klopstock**, in seiner Frühlingsfeyer und seinen frühen Gräbern, das hohe Maaß von Empfindung aus, wodurch unser innerstes Wesen sanft bewegt und erschüttert ward.

Gleim.

Selbst frisch und heiter um sich blickend, und mit vollen Zügen die ihn umgebende Natur einathmend, sang der edle Gleim, wetteifernd mit seinem Tyrtäus und Anakreon, in die Herzen der Deutschen Muth und Freude.

Voß.

Genährt durch jenen ruhigen harmonischen Natur und Kunstgenuß konnte Voß, durch seine unübertreffliche Uebersetzung des Homers, uns

von dem Höchſten der Dichtkunſt, in unſrer eignen Sprache, den reinſten Abdruck geben, und in den Marſchländern ſeinen Pfarrer von Grünau mit griechiſcher Einfalt und Wahrheit dichten.

Wieland, Göthe, Leſſing.

So ſind wir von Gottſched bis zu Gellert, von den Bremiſchen Beiträgen zu den Litteraturbriefen, endlich bis zu der höchſten Feinheit und Grazie des Wielands Muſarion, bis zu der griechiſchen Einfalt, Wärd' und Wahrheit in Werthers Leiden, und zu der alle Nebel des Vorurtheils durchdringenden Klarheit von Nathan dem Weiſen emporgeſtiegen.

Wieland.

Wieland trug im Feuer ſeiner mitwirkenden Imagination zuerſt den ganzen griechiſchen Himmel auf unſere rauhe Flur hinüber. Wir wandelten, wenn wir wollten, unter Eichen in Lorbeerwäldern, unter Tannen in Cypreſſenhainen.

Allein die ſanften Täuſchungen ſollten nur unſer Leben würzen, nicht aber zur nährenden

Speiſe

Speiſe werden. Den edlen Nahrungsſaft ſoll unſere eigne, uns ſelbſt umſtrömende Natur, und fremde Himmelsſtriche nur die Würze für unſern Gaumen zollen. — Sobald die Würze zur Speiſe wird, muß unſere Lebenskraft vertrocknen, wir ſterben unſerm vaterländiſchen Boden ab, und finden keine andere Heimath.

Die Kunſt als Lebenswürze und nicht als Speiſe brauchen, darin beſteht ja eben jener harmoniſche Natur und Kunſtgenuß, wobei allein nur der Geſchmack ſich durch ſich ſelber bilden, die Bildungskraft ſich durch ſich ſelbſt entwickeln kann.

Die Würze bloß zur Würze und nicht zur Speiſe brauchen, heißt ja nicht ihren Werth verkennen, ſondern ſie recht nach ihrem Werth ſchätzen, indem wir ſie über alle das Reizende, aber nicht über das Nährende ſetzen, was mit ihr zugleich genoſſen wird.

Die Würze iſt nicht um zu nähren, ſo wenig das Schöne da iſt, um zu nützen; das Schöne, ſo bald wir es nach dem Nützlichen ſchätzen, ſinkt

es von seinem Werth und hebt sich auf: darum eben soll es nicht nach dem Nützlichen, sondern blos nach sich selbst geschätzt, und mit sich selbst verglichen werden.

Wollte nun jemand sagen, die Würze an Speisen sei unnütz und überflüßig, eben weil sie nicht zur Nahrung dient, wozu das hinreicht, was auf unserm vaterländischen Boden wächst — so könnte man auch sagen: der Duft an der Blume sei überflüßig, weil er uns nicht nährt, ihre spielenden Farben sind unnütz, weil sie uns nicht speisen.

Als ob wir bloß verdauen, in Nahrungssaft verwandeln, und nicht auch schmecken, riechen, hören, sehen, uns etwas ein und ausbilden, und denken sollten; und als ob das Verdauen, und die Verwandlung in Nahrungssaft nicht eben dazu wäre, damit wir öfter die Würze in der Erdbeere schmecken, den Duft in der Blume riechen, Natur und Kunst in unserm Auge spiegeln, mit unserm Ohre vernehmen sollten — um das Schöne von allen Seiten in uns herein, und

wenn

wenn wir können, verſchönert wieder aus uns herauszubilden. —

Wer kann ſagen, wo das bloß Nützliche aufhört, und das bloß Schöne anfängt — Freilich ſteht es bei uns, die Gränze zu ziehen, wo wir wollen, in Werken, die von Menſchenhänden gemacht, durch Menſchenhände zerſtörbar ſind.

Aber können wir auch dem Auge verbieten, daß es Auge, dem Ohre, daß es Ohr ſei? Dem Regenbogen, daß er glänze? Der Blume ihren Duft, der Erdbeere ihren Wohlgeſchmack?

Laßet unſere große Lehrerin, die Natur, uns fragen: wo hört der Kreislauf ihrer immer ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden, verjüngenden und verſchönernden Bildung auf, wo hebt er an?

Wohin wir blicken, ſehen wir eine immerwährende Bildung des Einzelnen zum Ganzen und dieſes Ganzen wieder zu einem größern, und immer größern, und zuletzt undenkbarem Etwas, das unſre ſtammelnde Zunge, da wo ſie den ſich immer ſelbſt umwälzenden Begriffen nicht weiter folgen kann, in der letzten Anſtrengung ihrer

Kraft, das All, das grose Ganze, die Natur nennt.

Wir faſſen ſie, uns an ſie ſchließend, mehr mit Liebe, als mit Gedanken.

Fühlen können wir ſie als die Gebährerinn aller Weſen, denken nur als die Gebährerinn unſers Weſens. — Uns wollen wir ſie uns dennoch denken, wie ſie iſt, und den Begrif von ihr nicht leer laſſen, was können wir ihr höheres wieder geben, und in ſie hinein legen, als das Höchſte, was ſie den Menſchen ſelber gab im höchſten Maaſe; ſtatt der Bildungskraft die Schöpfungskraft, worin ſie alle übrigen denkbaren Kräfte auf einmal ſchaffend in ſich faßt, und die wir uns nun als den Mittelpunkt ihres Weſens denken, auf den ſie ſich von allen Seiten ſtüzt, und in welchem ihr eigenes großes Daſeyn auf ſich ſelber ruht.

Wir glaubten ſie uns vorzuſtellen und haben doch nur uns ſelbſt gedacht — wir wachen aus der Täuſchung auf — der Kreislauf unſrer Begriffe ſchließt ſich hier, und geht, wohin er ſoll, in dankvolle ruhige Empfindung unſers eignen

Da-

Daſeyns — und haben wir Bildungskraft, in einen reinen Abdruck des höchſten uns fühlbaren Schönen über.

So bildete unter jedem Himmelsſtrich die Natur das Schöne, ſich in den reinſten Seelen, in ihren ruhigſten Momenten ſpiegelnd. Nichts ſtörte die ſanfte Harmonie, ſie konnte ewig dauern — wenn nicht der Wechſel der Dinge ſtets ſeine Tyrannei ausübte.

Völker, wo die Künſte blühten, wurden weichlich, üppig, entfernten ſich vom reinen Naturgenuß immer weiter, — durch übertriebenen Genuß in jeder Art; des ſchwächſten Eindrucks fähig, verlohren ſie endlich ihre Widerſtehungskraft. —

Die Schwerdter der Barbaren drangen ein — das Schöne ward verkannt, verdrängt, zertreten; allein ſein edler Saame blieb. —

Nach einer langen Pauſe ruhen die Schwerdter wieder — der Handel blühet — Menſchen theilen ſich Menſchen mit. — Die ruhige Betrachtung ſtellt ſich ein — man horcht wieder auf die Stimme der Natur — der Sinn für das

Schöne erwacht — man sucht es unter Schutt und Steinen auf; die kostbaren Ueberreste werden mit Gold und Schätzen aufgewogen — ein Volk regt das andre an — man sucht und schätzt das Schöne bey allen Nationen unter jedem Himmelsstrich, wo man es findet — die Sitten bilden sich menschlicher; die Barbarei entflieht.

Der Nationalgeschmack, Nationalstolz und Eigendünkel hört mit dem Religions- und Nationalhaß und Vorurtheilen allmählig auf — das, was zu wechselseitiger Bildung geschaffene Völker von einander hielt, wird durch die siegende Vernunft verdrängt — Die Menschheit tritt wieder in ihre angestammten Rechte, sich mittheilend und sich kennend vom Aufgange bis zum Niedergange.

Und wo ist eine Nation, die mehr vom Eigendünkel frei, das auſſer ihr ohne ihr Zuthun schon Hervorgebrachte sorgfältiger sich zu eigen macht, mehr fremde Sprachen lernt, mehr übersetzt, mehr das, was nicht auf ihrem Boden sproßte, doch ihrer Aufmerksamkeit würdig hält, mehr willig lernt und annimmt, als die unsrige;

welche

welche mehr Werth in ihre Menschheit, als in alles setzt, wodurch der Mensch sich von dem Menschen unterscheidet, und welche eben dadurch der edelsten wechselseitigen Mittheilung und Bildung fähig, auch ihrer eignen Achtung und Selbstschätzung werth ist.

Eine solche Nation muß und kann sich bis zu dem höchsten Grade der Verfeinerung bilden, so bald sie das Edle und Schöne, wo sie es findet, dann erst, wenn durch stille Betrachtung der Sinn für das Schöne sich von selbst eröfnet, ruhig umfassend an sich drückt.

Dann muß nothwendig das bildende Genie noch immer mehr durch wetteifernde Nachahmung, und der wählende und prüfende Geschmack durch reinen harmonischen Natur- und Kunstgenuß, sich immer mehr durch sich selbst vervollkommnen und entwickeln. In wie fern dieß nun geschehen sei, wissen wir, und schließen aus der Natur der Sache, wie es hat geschehen müssen, und ferner geschehen kann — und dieser ruhige Ueberblick ist alles, was unbeschadet der

guten

guten Sache, hierbei unſrer Wirkſamkeit übrig bleibt.

Giebt es eine reine Uneigennützigkeit?

Man hat oft zu behaupten geſucht, der Menſch könne im Grunde gar nicht uneigennützig handeln, weil doch die größte Aufopferung immer mit Vergnügen für ihn ſelbſt verknüpft, und dieß Vergnügen für jede Aufopferung hinlänglicher Erſatz ſey.

Es ließe ſich ſogleich hierauf antworten: daß das bloße Vergnügen für eine reelle Aufopferung ſchon hinlänglicher Erſatz iſt, macht ja eben die Handlung uneigennützig; gerade daß eine Aufopferung irgend eines eigenen Vortheils dem edlen Menſchen nicht Reue oder Mißvergnügen, ſondern Vergnügen erweckt, iſt ja der höchſte Beweis von Uneigennützigkeit. — Denn wenn eine uneigennützige Handlung auch nicht einmal Vergnügen, ſondern Mißvergnügen und Reue erwecken ſollte, ſo hörte ſie ja eben dadurch

wieder auf uneigennützig zu seyn, weil es dem Vollbringer einer edlen That nun gereuete, seinen eignen Vortheil aufgeopfert zu haben, und er sich nun wieder zu klein für die Großmuth fühlte.

Wir können aber auch das Vergnügen schlechterdings nicht selbst wieder Nutzen nennen, weil es allemal erst aus der Betrachtung des Nutzens entsteht, der uns oder einem Wesen ausser uns z. B. aus einer unserer Handlungen erwächst.

Daß wir aber bei einer uneigennützigen Handlung uns unser selbst mit Wohlgefallen bewust sind, ist schlechterdings nothwendig, weil wir sonst aufhören müßten, ich zu seyn, und alsdann ja gar keiner Handlung mehr fähig wären.

Wollte nun noch jemand zu dem Uneigennützigen, welcher so viel Glück wie möglich um sich her zu verbreiten suchte, sagen: Du eigennütziger Mensch, willst du nur allein die Freude haben, Wesen außer dir glücklich zu machen? so würde aus jenem die uneigennützige Großmuth selbst antworten: wetteifere du mit mir, und suche du mich zu übertreffen, damit ich noch mehr

Freude habe, weil ich auſſer mir noch mehr Glück verbreitet ſehe.

Soll die Mode auch über die Sprache herrſchen?

In der gebildeten Sprache ſoll eigentlich gar keine Mode ſtatt finden; denn ſie ſoll ja das Bleibende und Dauernde ſeyn, was Jahrhunderte hindurch ſeinen Werth behält, und eigentlich nie veralten oder verwelken kann. —

Daher ſcheint auch das Gleichniß nicht recht anwendbar zu ſeyn, deſſen ſich Herr Adelung in Anſehung des Kanzelleyſtyls bedient: daß derſelbe immer nach und nach gleichſam mit langſamen Schritten der jedesmaligen neueſten Sprachbildung folgen müſſe, und zwar wegen der Würde und des Ernſtes, welche dieſe Schreibart erfordert:

„eben ſo wie bey feyerlichen öffentlichen Ge„legenheiten die Würde und der Ernſt,

„ſelbſt

„ſelbſt in der Tracht und in den Sitten, der „flatterhaften Mode den Zutritt verbieten."

In der Sprache ſoll aber auf keine Weiſe eine flatterhafte Mode, ſondern durchgängig Ernſt und Würde herrſchen. Wenn alſo die Schreibart in öffentlichen Geſchäften tadelnswerth iſt, ſo kann dieß ohne Anſtand ſogleich verbeſſert werden. Denn das Richtige, was ſtatt des Fehlerhaften geſetzt wird, iſt keine flatterhafte Mode mehr, ſondern ſoll immer bleiben. —

Und nach welchem Maaßſtabe ſollte denn auch der Zeitpunkt beſtimmt werden, wo eine wirklich verbeſſernde Sprachneuerung, die in der Umgangs- und Bücherſprache aufgenommen iſt, nun auch in die Geſchäftsſprache eingeführt werden könnte, welche ſo lange damit verſchont bleiben mußte, damit ſie den Neuerungen in der Sprache nur mit langſamen Schritten folge?

Ernſt und Würde des Ausdrucks beſteht ja vorzüglich in ſeiner Richtigkeit und Angemeſſenheit. Alles Ueberflüßige, Steife und Pedantiſche

in der Geschäftssprache, kann daher auf keine Weise für Ernst und Würde gelten, die man durch zu schnelle Neuerung nicht verletzen dürfte.

Vielmehr ist hier grade der Ort, wo mit der zweckmäßigen Sprachbildung am frühesten der Anfang gemacht werden muß, weil das Wort grade hier in das wirkliche Handeln übergehet und zu einer leichtern und bequemern Uebersicht der Geschäfte selbst so vieles auf dem Ausdruck beruhet.

Milton

über

Weisheit und Schönheit.

Durch die Betrachtung des Schönen müssen wir uns zu der Betrachtung des Nützlichen wieder zu beleben suchen.

Die Betrachtung des Schönen ist leichter, ist Genuß. — Die Betrachtung des Nützlichen erfordert mehr Anstrengung, ist edler, ist Thätigkeit.

Die Liebe zum Schönen muß nie Liebhaberei, nie unbegränzte Leidenschaft werden, sonst erniedrigt sie unser Wesen, statt es zu erhöhen.

Nachdem Adam dem Engel, in Miltons verlohrnem Paradiese, seine Geschichte bis dahin erzählt hatte, wo er in dem Besitz seiner Gattin

den höchſten Gipfel irrdiſcher Glückſeeligkeit erreicht und empfunden hat, ſo beſchließt er ſeine Erzählung mit folgenden Worten, die recht eigentlich hieher paſſen, weil ſie gleichſam eine kurze Theorie des Schönen oder in ſich ſelbſt Vollendeten ſind, und ſeine Wirkung auf den menſchlichen Geiſt in ſich enthalten:

„So hab' ich meinen Zuſtand dir geſchildert,
„Und habe die Geſchichte meines Lebens
„Nun bis zum höchſten Gipfel irrdiſcher
„Glückſeligkeit gebracht, die ich genieße:
„Doch muß ich dir bekennen, daß ich zwar
„An allen Dingen ſonſt Vergnügen finde;
„Doch weder der Genuß noch die Entbehrung
„Bringt heftige Begier, noch irgend eine
„Veränderung in meiner Seel' hervor;
„Ich meine den Genuß der Süßigkeiten,
„Die der Geſchmack, Geruch und das Geſicht
„Gewährt, von Früchten, Kräutern, Pflanzen Blumen,
„Von ſchattigten Alleen, und der Vögel
„Melodiſchem Geſange — Wie verſchieden
„Iſt mein Gefühl, bin ich bei ihr! — Entzückt

„Be-

„Berühr' ich, voll Entzückens seh ich sie.
„Hier fühlt' ich Leidenschaft zum ersten Mahl
„Und wunderseltsam mich bewegt; bey jedem
„Genuß sonst standhaft, über die Begier
„Erhaben, und nur gegen diesen Zauber
„Des mächt'gen Blicks der Schönheit schwach.
Entweder
„Beging Natur hier einen Fehler, weil
„Sie etwas in mir unvollendet ließ,
„Das gegen diesen Reiz nicht Probe hält;
„Sie nahm vielleicht auch mehr, als sie gesollt,
„Da sie den Stoff aus meiner Seele stahl.
„Sie gab ihr wenigstens mehr äußern Schmuck,
„Indem ihr Aeußers weit mehr als ihr Inners
„Vollendet ist. — Ich weiß es, zu dem höchsten
„In uns erreichten Endzweck der Natur,
„In dem, was geistige Vollkommenheit
„Betrift, steht sie auf einer niedern Stufe;
„Auch trägt sie selbst im Aeußern weniger
„Das Bildniß dessen, der uns beide schuf,
„Und ihr von jenem Ausdruck weniger
„Verlieh, der unsre Herrschaft über alle
„Geschöpfe an uns merkbar macht — Doch
wenn ich

„In aller ihrer Liebenswürdigkeit
„Sie vor mir ſehe, wenn ich nah ihr komme,
„So ſcheint ſie mir ſo in ſich ſelbſt vollendet,
„So ganz vollkommen, und auch ihren Werth
„So wohl und richtig in ſich ſelbſt zu fühlen,
„Daß, was ſie will, in Worten und in Thaten
„Mir jedesmal das Beſte, Weiſeſte,
„Vernünftigſte und Klügſte ſcheinet; jede
„Höhere Wiſſenſchaft ſinkt eine Stufe
„In ihrer Gegenwart herab — —
„Und ſelbſt die Weisheit, im Geſpräch mit ihr,
„Verliert ſich in Beſchämung und Verwirrung,
„Und ſieht wie Thorheit aus — Vernunft und Anſehn
„Sind, gleich als ob ſie ſelbſt der Zweck der Schöpfung
„Und zur Gehülfin nicht geſchaffen wäre,
„Ihr willig unterthänig — daß ich alles
„Zuſammenfaſſe: Größe und Seelenadel
„Erbauen hier ſich ihren Thron, und ſchaffen
„Ihr eine Würd' um jeden Reiz, als wenn
„Sich um ſie eine Engelwacht gelagert."

To whom the Angel with contracted brow —

Ihm antwortete der Engel, mit finſtrer Stirn, auf das was er zuletzt von ſeiner leidenſchaftlichen Empfindung geſagt hatte, die über die Vernunft die Oberhand behielt — Nie ſoll die Empfindung für das Schöne ganz in Leidenſchaft übergehn, ſondern ſie ſey ſo lebhaft, wie ſie wolle, ſo ſoll ſie doch der Vernunft untergeordnet bleiben — Die Vorwürfe, welche der Engel dem Adam über ſeine zu weit getriebene Huldigung der Schönheit macht, ſind eben ſo ſchön, als die Huldigung ſelbſt.

Leben und Trennung.

So lehrst du uns denn darum nur
Der Freundschaft süße Bande kennen,
Und knüpfst sie, gütige Natur,
Um sie so bald, so bald zu trennen?
Ach jeder Augenblick vermißt
Des vor'gen ihm entschwundne Freuden,
Und unser ganzes Leben ist
Ein unaufhörlich schmerzlich Scheiden.

Drei Veilchen, die vom Thau erquickt,
Vertraulich auf der Wiese standen,
Die wurden nach und nach gepflückt,
Daß sie sich nimmer wieder fanden.
Das eine stand noch traurig da
Und schien sich heimlich nach zu sehnen,
Ich öffnete den Kelch, und sah
Vom Thau zwei perlenhelle Thränen.

Doch welch ein Glück, es fühlet nicht
Der bangen Trennung herbe Schmerzen,

Und dieſe Thrän' im Kelche bricht
Aus keinem wehmuthsvollen Herzen.
Ich aber irre ſchwermuthsvoll
Einher auf unwegſamen Pfaden,
Und jeder ſüße Kummer ſoll
Sich jetzt auf meine Seele laden.

In ſanfte Schwermuth eingehüllt,
Will ich um das Vergangne klagen.
Erſchein' o wunderbares Bild
Von meinen mir entflohnen Tagen!
Doch, welch ein Bild voll Dunkelheit!
Wie mancher abgeriß'ne Faden
Liegt hie und da verwirrt, zerſtreut,
Und ward geſponnen, um zu ſchaden.

Wie manches Glück ſtieg dämmernd kaum
Empor aus dicken Finſterniſſen,
Und wurde, wie ein ſchöner Traum,
Von einem Donnerſchlag zerriſſen.
Und mit ihm ſtarb ein neuer Plan,
Der, ach mit falſcher Hoffnung prahlte,
Und meines Lebens künft'ge Bahn
Mit lauter Roſen mir bemahlte. — —

Der Wunsch.

Suchst du ein Glück, das deinem Herzen
Unendlich schätzbar ist,
So klage nicht, wenn unter Schmerzen
Dein Leben dir verfließt!
Wenn du das süße Gift zu meiden,
Den Wunsch nicht schnell verscheuchst,
So thu Verzicht auf alle Freuden,
Wenn du ihn nicht erreichst.

Du horchst dem Lied der Nachtigallen,
Sie singen nicht für dich.
Es wachsen Blumen, und von allen
Blüht keine mehr für dich.
Du siehst die Sonn' am Himmel scheinen,
Und Freuden um dich her,
Willst lächeln, ach, und kannst nur weinen,
Hast keine Freude mehr.

Im Innern deiner Seele wüthet
Der Gram, der Dich verzehrt,
Und über jeder Freude brütet
Der Wurm, der sie zerstöhrt.
Noch einen Trost will ich dir sagen:
Leg deine Hand aufs Herz! —
Dies Herz, das hört einst auf zu schlagen,
Dann endet auch dein Schmerz.

Mors ultima linea rerum est!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ahnen, die, ein dramatisirtes Sittengemälde in drei Akten, 8 gr.

Almanach, gemeinnütziger, für Kaufleute, Bankiers und Geschäftsmänner auf 1794, 95 und 96, mit 12 Kupf. 8. 1 thlr.

Gründliche Anleitung zum richtigen Gebrauch der Titulaturen, besonders zum Behuf der Bewohner der preußischen Staaten, gr. 8. 12 gr.

Bilderakademie, kleine, für leselustige und lernbegierige Söhne und Töchter, mit Kupfern, gr. 8. 1 thlr. 16 gr.

Mit illum. Kupfern, 3 thlr.

Dies. in französischer Sprache, gr. 8. 1 thlr. 19 gr.

Mit illum. Kupfern, 3 thlr.

Deylfeld, Carl von, Originallustspiel in 3 Aufz. 8. 12 gr.

Folgen, die, einer minderjährigen Verlobung, Originallustspiel in 4 Aufzügen, 8. 16 gr.

Kurzgefaßte Geschichte der Orgel aus dem Französischen des Dom Bedos de Celles nebst Heros Beschreibung der Wasserorgel, 4. 6 gr.

Itinerarisches Handbuch, oder ausführliche Anleitung die merkwürdigsten Länder Europens zu bereisen ꝛc. 8. 1 thlr.

Hempel, D. J. G. pharmaceutisch-chemische Abhandlung über die Natur der Pflanzensäuren ꝛc. 8. 10 gr.

Jacobi, M. J. H., geographisch-statistisch-historische Tabellen zum zweckmäßigen und nützlichen Unterricht der Jugend. Dritter Theil, 1. u. 2. Abtheil. welche Deutschland enthält, 4. 2 thlr.

Heynatz, J. F., Versuch eines möglichst vollständigen Synonimischen Wörterbuchs der Deutschen Sprache, 1. Band, gr. 8. 1 thlr. 12 gr.

Kli-

1000 -
11.7.93